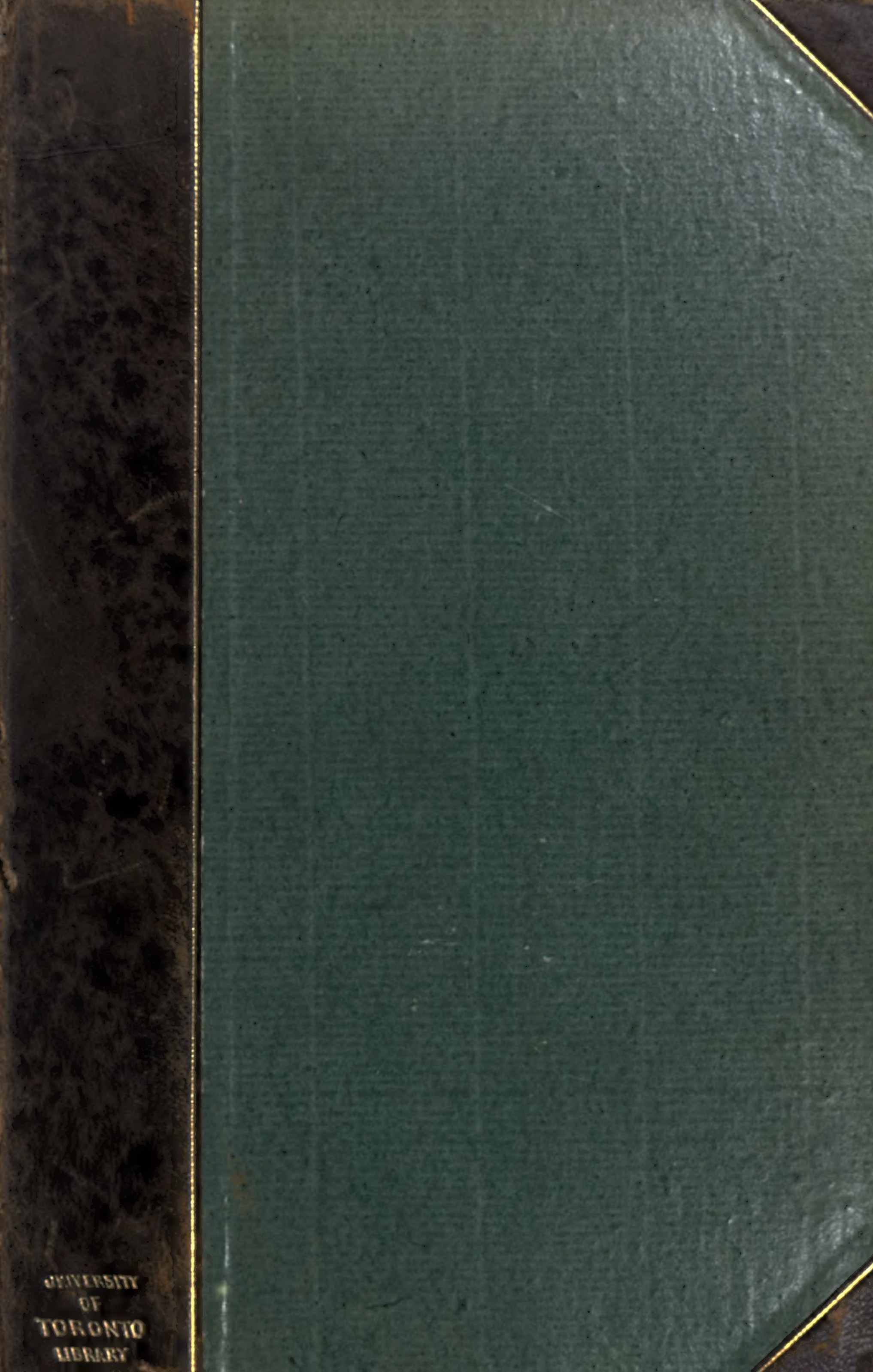
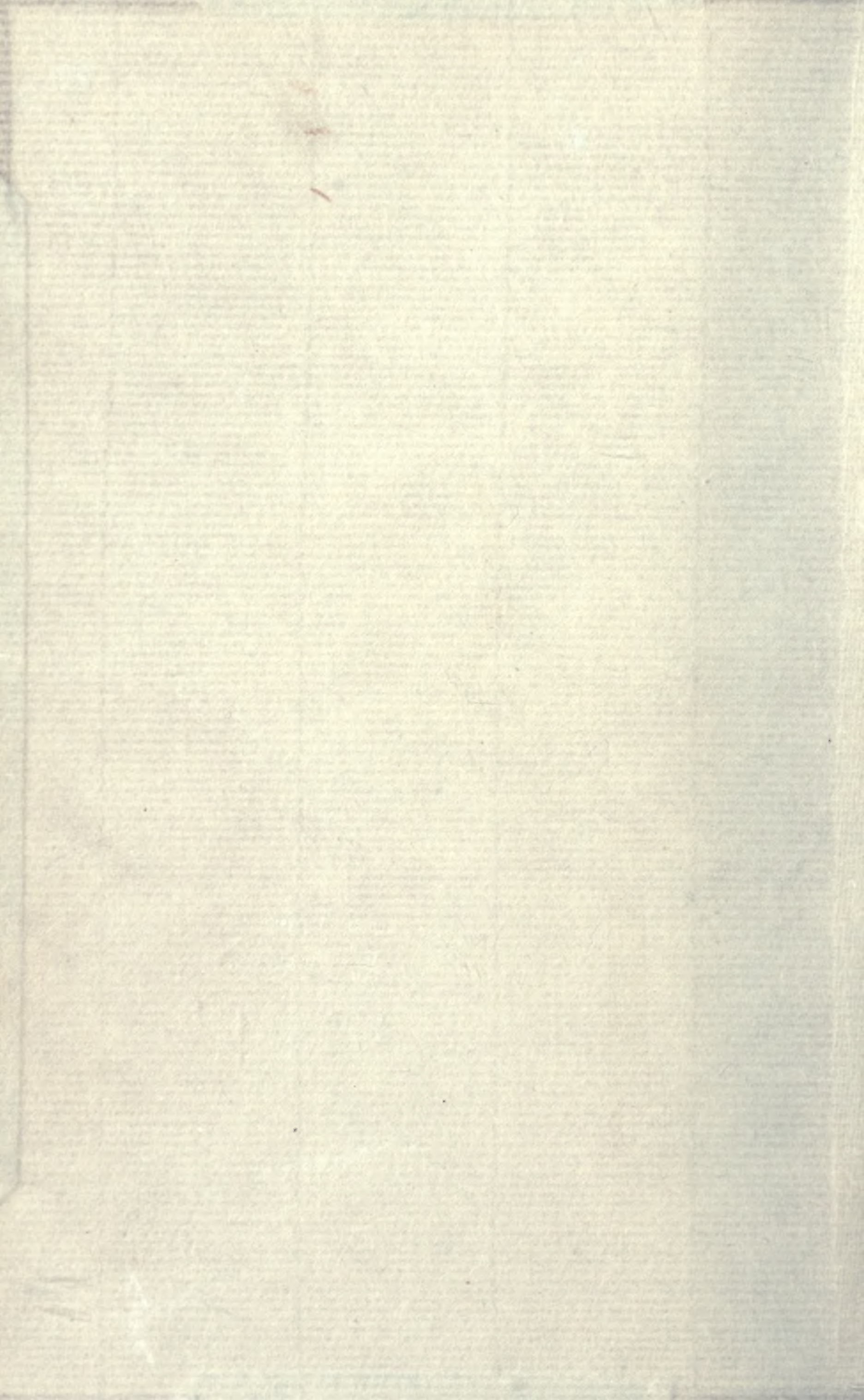

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







E. T. A. Hoffmanns
Sämtliche Werke
Siebenter Band

Die Serapionsbrüder
Dritter Band






a. die Nase.
b. die Stirn.
c. die Augen.
d. Dallashsche Beafsteck
u Portwein.
e. der Ironische Zug oder
die Mährchen Muskel
f. das lange Kinn. missrathe.
ne Schauspiele (Blandina etc)
g. Neuaptirte Haare oder
Geistererscheinungen
h. Ein Halstuch
i. Ein Kragen
k. Ein Rokaermel mit
willkührlichen Falten
l. Der Backenbart oder
übernachtige Gedanken
eines Mondsüchtigen
m. die Mephistophelesmusk.
oder Rachgier u Mordlust –
– Elixiere des Teufels.
n. fehlt.
o. Das Ohr oder Kreislers
Lehrbrief der weder ge.
hört noch verstanden word.
p. Und so weiter

E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke

Historisch-kritische Ausgabe
mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten
von

Carl Georg von Maassen

Siebenter Band

Die Serapions-Brüder

Dritter Band

Mit zehn Bildbeigaben

München und Leipzig
bei Georg Müller
1914

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen VII

Die Serapionsbrüder III. Fünfter Abschnitt . . 3

[Aus dem Leben eines bekannten Mannes] 10

Die Brautwahl 24

Der unheimliche Gast 108

Die Serapionsbrüder III. Sechster Abschnitt . . 161

Das Fräulein von Scuderi 168

Spieler-Glück 246

[Der Baron von B.] 285

Anhang 299

A. Die Vorlagen 301

B. Lesarten 303

C. Anmerkungen 310

D. Die Beigaben 400

E. Abkürzungen 402



Vorbemerkungen[1]

Die Reihe der im dritten Bande der „Serapionsbrüder" vereinigten Erzählungen eröffnet Lothars kleiner ‚Schwank' „Aus dem Leben eines bekannten Mannes", unter welchem Titel er zuerst in einer Zeitschrift erschienen war[2]). Eduard Grisebach gab ihm in seiner Ausgabe von Hoffmanns Werken die Überschrift „Der Teufel in Berlin", wodurch aber etwas zu voreilig verraten wird, wes Namens und Standes der geheimnisvolle, seltsame Fremde ist, der durch seine Artigkeit und sein sonderbares Wesen ganz Berlin in Aufregung versetzt. Erst ganz am Schluß erfährt der allerdings allgemach die Wahrheit erratende Leser, daß er es mit niemand geringerem als dem Gottseibeiuns zu tun hatte. Diese Technik ignoriert aber Hoffmann selbst, wenn er bei der Einfügung der kleinen Geschichte in das Gespräch der Serapionsbrüder vorher die Chronikstelle anführt, die ihm die Anregung zur Konzeption gegeben: „In diesem Jahr wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den Straßen von Berlin", weshalb man Grisebach und Ellinger, der zuerst die Bezeichnung „Der Teufel in Berlin" in seiner Hoffmannbiographie (1894) gebraucht hatte, gewiß keinen Vorwurf mehr machen kann[3]).

Über die Entstehung der Erzählung berichtet Hoffmann selbst auf S. 9 unseres Textes: aus drei Stellen in der Märkischen Chronik des Peter Hafftiz, über die unsere Anmerkungen S. 9, 14, 15 den nötigen Aufschluß geben, wurde der Kanevas zusam-

---

[1]) Die Gesamteinleitung zu den Serapionsbrüdern befindet sich in Bd. V.

[2]) Vgl. auf S. 301 und die Einleitung.

[3]) Vgl. auch Otto Pniower, E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Aus dem Leben eines bekannten Mannes" im „Euphorion", Bd. XIV, S. 714 ff. (Leipzig und Wien 1907). Ebenso desselben Verfassers Aufsatz „E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen" im „Archiv der ‚Brandenburgia' Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin", Bd. 12 (Berlin 1907) S. 16 ff.

mengesetzt. Den Anstoß gab die vom Verfasser ausführlicher zitierte Nachricht von dem Auftreten des Teufels in Berlin und dessen ihm sonst nicht gerade eigentümlichem Benehmen. Es mußte den Dichter reizen, die Figur des Satans einmal in seiner ihm eigenen leicht ironischen Weise darzustellen, wozu er bei Hafftiz einen wertvollen Fingerzeig fand. Ganz entschieden hat Hoffmann dem Teufel in seiner kleinen Erzählung eine neue Nuance gegeben, welche die Literatur bis dahin nicht kannte; und wie er über die Rolle, die gewöhnlich dem Teufel in der Romanliteratur zugeteilt wurde, dachte, hat er selber ausgesprochen (S. 8 und 22 unseres Textes).

Wenn Heinrich Laube in seinem kleinen Aufsatz über Hoffmann (Moderne Charakteristiken. Mannheim 1835. Bd. II, S. 182 f.) von ihm sagt, er sei ein Schriftsteller, der sich nur mit dem Teufel beschäftige, und hinzufügt: „Alle möglichen Spielarten dieses Phantoms erfüllten seine Phantasie, und er war als Künstler ganz des Teufels", so hat man in diesen Worten nichts weiter als einen journalistischen Entrechat des jungen Deutschlands zu erblicken. Wir haben es in Hoffmanns Schriften recht wenig mit dem Teufel in Person zu tun, nur der durch eine dichterische Figur fixierte Begriff vom feindlichen Prinzip ist es, der bei ihm beständig wiederkehrt, der böse Dämon, der in der menschlichen Seele haust. Dies gehört aber zu Hoffmanns philosophischen Grundanschauungen.

Das Gelungenste an der Charakteristik des Satans ist die Maske des harmlosen Biedermannes, des stattlichen, schöngeputzten Fremden, der treuherzig und hilfsbereit den Bürgern Berlins zur Seite steht, im übrigen scheint mir der Spaß, den der Teufel sich mit dem Ratsherrn Lütkens und seiner Ehefrau leistet, nur mühsam angeklebt. Man weiß nicht recht, aus welchem Grunde der Teufel eigentlich den Ratsherrn vor der Barbara Roloffin warnt und seine treue Dienerin verleugnet, der er ja in letzter Stunde, seine Maske völlig abwerfend, zur Seite steht [1]). Immerhin möchte wohl niemand dieses im Grunde doch nicht so ganz

---

[1]) Vgl. auch den Schluß des ersten Teils der Anmerkung zu S. 13.

„mißlungene Produkt einer schillernden Laune" in der Reihe der deutschen Grotesken missen.

Merkwürdig ist der Schlußabschnitt der Erzählung in ihrer ersten Fassung, den wir S. 304 in den „Lesarten" zum ersten Male mitteilen, der aber beim Wiederabdruck von Hoffmann fortgelassen wurde, da es sich wohl um einen aktuellen Lokalwitz handelte [1]).

Auch für die folgende berlinische Geschichte „Die Brautwahl" kam dem Dichter die Märkische Chronik des Peter Hafftiz zustatten, der er zwei seiner Hauptfiguren entnahm, die als Revenants aus einer längst versunkenen Zeit in der Gegenwart herumspuken.

An die Anatomie von Hoffmanns märchenhaften Gebilden wird jeder, ist er neben seinem Interesse an der Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe auch ein aufrichtiger Verehrer des Dichters, nur mit Vorsicht, mit einer gewissen Ängstlichkeit herantreten, muß er doch durch gar zu herzhafte Schnitte des analytischen Seziermessers befürchten, die Schönheit der Neugierde aufzuopfern, um dabei sich und andern, die seine Bemühungen verfolgen, den Genuß des Werkes selbst gründlich zu verderben. Und gerade im Märchen wie in einer ihm verwandten Erzählungsart, die der Fantasie des Erzählers freien Spielraum gewährt, zeigt sich Hoffmanns eigentümlichste Begabung am stärksten. Zu dieser Gattung muß auch „Die Brautwahl" gerechnet werden: Fabelhafte Vorgänge mischen sich unter Bilder aus dem nüchternsten Philisterium, bis nach und nach der reale Boden schwindet; glaubt man aber dann mit beiden Füßen in der Märchenwelt zu stehen, so ist es beim genauen Zusehen doch wieder nur die allergewöhnlichste Alltäglichkeit, die uns umgibt, aller-

---

[1]) Herr Professor O. Pniower teilte mir auf eine Anfrage freundlichst mit, daß die Papenstraße in Berlin, die Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts in einen Teil der jetzigen Kaiser Wilhelmstraße aufging, eine sehr schmutzige Straße war, also sich auch zu Hoffmanns Zeiten kaum besser präsentiert haben wird. Aktenmäßig läßt sich das allerdings nicht beweisen. Ob Hoffmann mit seinen Worten noch eine besondere Anspielung machen will, läßt sich nicht sagen.

dings so lange nur, bis es dem neckischen Geiste gefällt, uns auch aus dieser wieder hinauszuwerfen.

Zwei umfangreiche und fleißige Arbeiten liegen bereits über die „Brautwahl" vor, geliefert, wie es in der Natur der Sache lag, von zwei Berliner Herren. Die erste findet sich in den „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins" im XLIII. Heft, welches Hoffmanns auf Berlin bezügliche Geschichten „Das Sanctus" und „Die Brautwahl" enthält, zu denen der Kammergerichtsrat Friedrich Holtze die Einleitungen geschrieben hat (erschienen 1910 im Verlage des Vereins und im Vertrieb bei E. S. Mittler und Sohn), die zweite ist einer Separatausgabe der „Brautwahl" beigegeben, besorgt und kommentiert von Hans von Müller (Berlin, Weihnachten 1910). Dieser Sonderdruck [aus dem genannten Vereinsheft] umfaßt mit einer Vorbemerkung 77 Seiten, die als Nachwort bezeichnete Untersuchung nicht weniger als 47 Seiten in Großoktav. Wir haben im folgenden häufig auf diese beiden Arbeiten Bezug zu nehmen, und obwohl wir, dem Charakter unserer Einleitungen treu bleibend, möglichste Knappheit in den Ausführungen erstreben, hoffen wir doch keinen wichtigen Punkt in diesen Arbeiten übersehen zu haben — das, was aus ihnen unerwähnt bleibt, glauben wir mit Fug und Recht als unwichtig oder zweifelhaft beiseite lassen zu dürfen.

Die wertvollste Leistung der Holtzeschen Einleitung, die zeitlich vor Hans von Müllers Untersuchung zu setzen ist, liegt in der Ausdeutung der in der Brautwahl auftretenden Personen. Allerdings müssen wir vorausschicken, daß ihm diese nur bei zwei Personen einwandfrei gelungen zu sein scheint, bei der Figur des Malers Lehsen und teilweise bei der des alten Juden Manasse. Was die Deutung des letztgenannten anlangt, glauben wir im folgenden noch ein ganzes Stück weitergekommen zu sein.

Der Held der „Brautwahl" ist der junge Maler Edmund L e h s e n, unter dem Hoffmann den jungen Berliner Maler Wilhelm Hensel deutlich und erkennbar genug gezeichnet hat. Daß Lehsen ein Anagramm von Hensel ist, hat Holtze als erster gezeigt, der dann noch auf weitere Übereinstimmungen aufmerksam macht.

Wilhelm Hensel[1]) war als Sohn eines armen Landpredigers zu Trebbin in der Mark am 6. Juli 1794 geboren (darauf die Anspielung „Müncheberg" im Text S. 42) und aufgezogen zu Linum, wohin sein Vater versetzt wurde. Ein Kunstkenner [wohl Christian von Mecheln, vgl. Holtze a. a. O. S. 50, 53 u. 54] gewährte ihm die Mittel zum Kunststudium, außerdem verdiente er durch Zeichnungen für Taschenbücher[2]) und Kalender, sowie durch Radierungen, von denen hübsche Illustrationen zu den Arndtschen Märchen hervorgehoben werden müssen, genug, um auch seine Mutter und Schwester ernähren zu können. 1813 und 1815 machte er als Freiwilliger beide Feldzüge mit. Vorher im Jahre 1812 hatte er ein fantastisches Porträtbild, Kaiser Alexander als heiliger Michael, Napoleon als Lucifer, ausgestellt. Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege trat eine Periode des Schwankens ein, ob er sich nicht, statt Maler zu werden, der Dichtkunst widmen solle. Chamisso, Arnim, Brentano und Tieck hatten ihm dazu geraten, doch behielt die Liebe zur Malerei die Oberhand, was in Hinsicht auf seine poetischen Leistungen, die uns heute überaus schwach, verwaschen, saft- und kraftlos erscheinen, durchaus das Richtigere war. Im Jahre 1816 hatte er mit Wilhelm Müller, Graf Blankensee, Graf Kalkreuth und W. v. Studtnitz einen Band Gedichte unter dem Titel „Bundesblüthen" bei Maurer in Berlin herausgegeben, zu denen von ihm selbst dreiunddreißig Gedichte beigesteuert waren, darunter eine große Ballade „Die Zauberin", in der ein Ritter gegen eine Zauberin zu Felde zieht, sie bekämpft und tötet, obwohl beide in Liebe zueinander entbrannt sind (nach H. v. Müllers Angabe a. a. O. S. XVIII, mir selbst war das Buch nicht zugänglich). Diese Ballade legte Hensel einer großen malerischen Darstellung zugrunde, die vom 22. September 1816 ab einige Wochen auf der Kunstausstellung zu sehen

---

[1]) Die biographischen Notizen hauptsächlich nach S. Hensel, Die Familie Mendelsohn 1729—1847. 3 Bände. Berlin 1879.

[2]) In Fouqués „Frauentaschenbuch auf das Jahr 1819" finde ich 3 Kupfer nach Hensels Zeichnungen. Das erste zu Fouqués Erzählung „Das Kloster der Liebenden", gestochen von Eßlinger, und zwei zu Fouqués „Alethes von Lindenstein", gestochen von F. Geißler und E. Müller.

war. Das Gemälde ist als „Kampf eines Ritters gegen eine Zauberin“ im amtlichen Katalog verzeichnet, der notwendigerweise auch folgende Erklärung aus der Feder des Malers selbst enthält:

„Die Zauberin, welche die Sünde bedeuten mag, steht in blendender, aber bei näherer Beobachtung scheußlicher Pracht auf dem Rücken eines feurigen Drachen. Sinnverwirrende Höllengebilde hat sie heraufbeschworen in ihr von seltsamen Meersternen, Polypen und riesigen Korallenbäumen schimmerndes Reich. Ein Ritter beschloß im frommen Muth und Gottvertrauen den Kampf gegen das verlockende Zauberweib. Die irdische Waffe zerknickt in dem Rachen eines Ungethüms; aber nun ist das Schwert zum Kreuze geworden, und eine Glorie von Morgenroth und Sühnungsblut ergießt sich vor dem wunderthätigen Zeichen durch das mächtige Reich. Die Sünde sinkt und der Tod entflieht. Von dem Lichte des Kreuzes beschienen, zerfließen die trügerischen, verwirrenden Gestalten in Nichts und der Regenbogen der Verheißung wölbt sich durch den herüberdämmernden Himmel“ [1]).

Offenbar hat Müller recht, wenn er in der ersten Fassung der „Brautwahl“ (in der großen später gestrichenen Partie, vgl. in den „Lesarten“ S. 305 f.) eine Anspielung Hoffmanns auf dies Prachtgemälde zu finden glaubt. Es heißt da: „Edmund arbeitete an einem großen Bilde, das der Triumph der Kunst sein sollte. Als es endlich vollendet, war es jedoch dermaßen mißrathen, daß es auf der Ausstellung bei den Kennern Lachen, bei den Meistern aber Unwillen erregte [2]).“ So lassen auch die Worte des Goldschmidts Leonhard, besonders, wie er sie in der gestrichenen Stelle (vgl. S. 305) an Lehsen richtet, wo er von der Allegorie als dem ärmlichsten, unkünstlerischsten Teil der Malerei spricht, deutlich die Anspielung auf Hensel erkennen, um so leichter, als kurz darauf von Lehsens „miserablen Sonetten“ die Rede ist. Eine Probe von Hensels Dichtkunst geben auch die

---

[1]) Vgl. Müller, a. a. O. S. XIX.

[2]) Besser sind die Worte eines alten weißhaarigen Herrn in einer Ausstellung von ultramodernen Gemälden, der kopfschüttelnd sagte: „Ja, ja, die Laien lachen und die Kenner werden verlegen.“ — Vgl. auch im Text S. 47: Albertine erklärt den „Sinn des fantastischen Gebildes“.

Jahrgänge 1817, 1818, 1819, 1820 von Fouqués „Frauentaschenbuch" (Verlag von Schrag in Nürnberg). Im Jahrgang 1818 findet sich ein Sonett „Johanna Eunike als Undine" [1]). – Holtze und v. Müller erwähnen noch einige unbedeutendere Punkte, die weiter auf Hensel zutreffen, so Hensels Schwärmerei für das Deutschtum (er war Anfang 1816 in die „Gesellschaft für deutsche Sprache" eingetreten [vgl. Anm. zu S. 47] und trug offenbar wie die deutschen Maler in Rom die altdeutsche Tracht [2]) [vgl. in den „Lesarten" S. 305]), seine Kunst des Radierens (vgl. im Text S. 89) und seine Versuche „die Ölfarben nach Art der früheren Niederländer und Deutschen mit Leim zu versetzen" (vgl. im Text S. 46 und unsere Anm. dazu).

Sehr bezeichnend für die Art Henselscher Porträtierungskunst ist aber das Bild, welches Lehsen von dem Kommissionsrat Voßwinkel malt, das „einen sehr hübschen, freundlichen, stattlich gekleideten Mann" darstellt, der „in der Tat einige entfernte Züge" von dem Original im Gesichte trägt [3]). Dazu vergleiche man die Porträts, die uns von Hensel bekannt sind (eine Reihe sind in dem erwähnten Werke seines Sohnes Sebastian Hensel, vgl. Fußnote zu S. XI, enthalten), alle scheinen auf den ersten Blick stark idealisiert zu sein. Auch das Henselsche Porträt Hoffmanns, das wir nach einem Stich von Passini unserm 2. Bande vorsetzten, zeigt bei einem Vergleich mit Hoffmanns Selbstbildnissen diese Eigentümlichkeit. Alle harten eckigen Linien sind in weiche Rundungen aufgelöst, was besonders bei Mund und Kinn, wie bei der Nase auffällt. Es ist merkwürdig, daß uns der Passinische Stich, der doch nur nach seiner Vorlage hergestellt wurde, besser und ähnlicher erscheint als die Originalzeichnung selbst, so ist bei jenem die Nase energischer und charakteristischer geraten, daß man annehmen möchte, es wären bei Übersendung der Zeichnung dem Stecher einige Ratschläge zur Korrektur gegeben worden. Darauf deutet auch der Warschauer Schlafrock, der sich

---

[1]) Vgl. in unserm Bd. IV, S. XXXIX ff.

[2]) Vgl. J. Fürst, Henriette Herz. Berlin 1850. S. 222 f.

[3]) Vgl. im Text S. 68.

nicht auf dem Original, wohl aber auf dem Kupferstich findet. Es ist natürlich auch möglich, daß Hensel noch eine zweite Zeichnung für den Kupferstecher herstellte und die erste zurückbehielt. — Auf den Berliner Kunstausstellungen, die Hensel ziemlich regelmäßig beschickte, waren fast immer Porträts von ihm ausgestellt, denen man häufig genug den erwähnten Fehler vorwarf, obschon doch die Kunst der damaligen Zeit fast durchweg das Bestreben zeigt, Menschen und Dinge schöner darzustellen, als sie waren.

Wie schon von Holtze hervorgehoben wurde, wirkt die Darstellung der Entwickelung des Liebesverhältnisses zwischen Lehsen und Albertine Voßwinkel wie eine Kopie von Hensels Liebesgeschichte mit Fanny Mendelsohn, die sich aber nach der Überlieferung erst zwei Jahre nach Abfassung der „Brautwahl" anspann, so daß man sagen könnte, Hoffmann habe sie in prophetischem Geiste erschaut.

Nach der von Sebastian Hensel aufgezeichneten Familiengeschichte hatte Wilhelm Hensel vom Könige den Auftrag erhalten, die anläßlich einer Hoffeierlichkeit gestellten lebenden Bilder nach Thomas Moores Gedicht „Lalla Rookh" durch den Stift festzuhalten. Diese Zeichnungen stellte er im Anfang des Jahres 1821, die Festlichkeit hatte am 27. Januar stattgefunden, kurze Zeit in seinem Atelier aus. Unter den Besuchern der Ausstellung befand sich auch die Tochter des Berliner Geschäftsmannes Abraham Mendelsohn, Fanny, die der Künstler hier zuerst kennen und lieben gelernt haben soll. Durch die Lalla Rookh-Bilder war Hensel allgemeiner bekannt geworden, und er erhielt von der preußischen Regierung ein Stipendium nach Rom. Eine Verlobung vor seiner Rückkehr gestatteten die Eltern Fannys nicht, doch wurde nach fünfjährigem Aufenthalt in Italien das lange Warten der beiden Liebenden belohnt, im Jahre 1829 durfte Hensel die Braut heimführen.

Obwohl ich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen will, daß er schon früher Fanny Mendelsohn, die im Jahre 1819 erst fünfzehn Jahre alt war, kennen gelernt haben kann, so erscheint doch Holtzes Hypothese, Hoffmann habe Mendelsohn und Fanny

mit Hensel zusammen im Tiergarten gesehen und aus diesem Zusammentreffen seine Geschichte konstruiert, sehr gewagt. — Weit wahrscheinlicher ist es, daß Hensel vor Fanny in ein anderes Mädchen verliebt war, und daß Hoffmann, der sich für den jungen Maler interessierte, davon Kenntnis hatte und ihn durch seine Erzählung vor einer übereilten Ehe warnen wollte.

Im Frauentaschenbuch auf das Jahr 1820 findet sich auf S. 198 ein Henselsches Sonett an seine Schwester, worin er schildert, wie die Blumen weinen, wenn der Sonne goldnes Licht entschwindet, bis endlich der heraufsteigende milde Mond der Blüte stilles Leid besiegt. Der Schluß lautet:

Die meine Sonne war, du wirst sie kennen,
Ich habe lang' ihr schmerzlich nachgeweinet,
Wie nach dem Lichte stand der Blume Sehnen;
Dich aber muß ich meinen Monden nennen:
Wenn der mit seinem milden Licht erscheinet,
So lächl' ich, wie die Blume aus den Thränen.

Wen Hensel mit der Sonne, die ihm entschwunden ist, meint, läßt sich aus dem mir vorliegenden Material nicht einmal erraten, es liegt jedoch nahe, anzunehmen, daß es sich um ein von ihm geliebtes Mädchen handelt. Keinesfalls ist aber dabei an Fanny Mendelsohn zu denken.

Albertine hat höchstwahrscheinlich überhaupt kein bestimmtes Vorbild, es ist eine von Hoffmanns fast stereotypen Mädchengestalten, wie wir sie in seinen Erzählungen öfters antreffen. Ein liebenswürdiges hübsches kleines Fräulein mit der üblichen Durchschnittsbildung der besseren Bürgerkreise.

Zu Hensels Charakterbild wäre noch ein ihm eigentümlicher Zug nachzutragen: die Heftigkeit, die leicht in Jähzorn umzuschlagen droht. In einem Briefe bittet Lea Mendelsohn den zukünftigen Schwiegersohn, doch ihre Weigerung, einen Briefwechsel zwischen ihm und Fanny zu gestatten, zu billigen und nicht in seiner „Heftigkeit mit den allerbarbarischsten Namen zu belegen". Etwas später nennt sie ihn ihren „lieben gelinden Wüthikus". Dazu bietet nun Lehsens rabiates Vorgehen gegen den Kanzleisekretär Tusmann, dem er in voller Entrüstung mit

dem farbenstrotzenden Pinsel übers Gesicht fährt und ihn dann zur Türe hinauswirft, eine passende Parallele.

Wenn auch Friedrich Holtze bei der Deutung der Figur des geheimen Kanzleisekretärs Tusmann meint: „wahrscheinlich ist die unendlich komische Figur des vielbelesenen, titelstolzen und nüchternen Sekretärs eine bissige Karikatur auf den bekannten Holzschneider, Dichter und Akademieprofessor Gubitz", und sich Hans von Müller seiner Vermutung anschließt, so vermögen wir doch diese Ansicht nicht zu teilen. Dieser alte drollige Hagestolz Tusmann hat wohl gar zu wenig Ähnlichkeit mit dem damals dreiunddreißigjährigen und verheirateten Gubitz. Man vergleiche dessen nebenstehendes Porträt mit den beiden Wolfschen Kupfern aus dem Berlinischen Taschenkalender, die einen glatzköpfigen ältlichen Mann darstellen, der so markant gezeichnet ist, daß man leicht annehmen könnte, er stelle eine Person aus dem damaligen Berlin vor: eine auch nur entfernte Ähnlichkeit mit dem Holzschneider Gubitz wird man nicht zu finden vermögen, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß diese absichtlich habe vermieden werden sollen.

Als Hauptbeleg für die Identität Tusmanns mit Gubitz zieht Holtze eine Anekdote heran, die wir bereits im vierten Band unserer Ausgabe auf S. XXIV (Fußnote) mitgeteilt haben. Es wird darin erzählt, wie der solide Gubitz mit Gewalt von den Schauspielern Nagel und Stein in die Weinstube von Lutter und Wegner verschleppt wird zum Jubel Hoffmanns und seiner Tischgenossen, und wie der allgemach betrunken werdende Akademieprofessor Strafreden frei nach Abraham a Santa Clara an die ausgelassene Tafelrunde richtet. Diesen Vorgang hält Holtze für das Vorbild der Szene, wie Tusmann von Leonhard in das Weinstübchen auf dem Alexanderplatz gelockt wird und hier aus einem alten verschollenen Schmöker Vorlesungen hält, wie man sich auf den Ehestand vorbereiten müsse[1]). Wird nun auch Gubitz

[1]) In seiner gründlichen Weise stützt Hans von Müller (a. a. O. S. XIV. ff.) die Holtzesche Hypothese mit Daten, er zeigt u. a., daß nicht nur Tusmanns, sondern auch Gubitzens Abenteuer in die Äquinoktial-Nacht, und zwar in die eilfte Stunde, fällt.





F. W. Gubitz.

mit roher Brachialgewalt (der eine packte ihn bei den Schultern, der andere bei den Füßen) zu Lutter und Wegner hineingetragen, während Tusmann „ohne Widerstand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen", sich von dem Fremden fortziehen läßt, so ist doch nicht zu leugnen, daß Holtzes Parallele etwas Bestechendes hat. Es mag sogar zugegeben werden, daß Hoffmann durch dies Erlebnis mit Gubitz zu der Erfindung der Weinstubenszene angeregt wurde, im übrigen aber dürfte die Ähnlichkeit Tusmanns mit Gubitz nur eine sehr geringe sein. Die Abneigung gegen geistige Getränke wie die Gewohnheit, zeitig ins Bett zu gehen, teilen Tusmann und Gubitz mit einer überaus großen Anzahl von Leuten, die einem bürgerlichen Berufe nachgehen, und sind keine sonderlich markanten Charakteristica. Überdies wird Gubitz von den Zeitgenossen durchaus nicht zu einem Pedanten gestempelt, wie aus Heinrich Heines „Drittem Berliner Brief vom 7. Juni 1822" hervorgeht. Er schreibt über den „Gesellschafter" und sagt von dessen Redakteur Gubitz: „Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, Anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt."

In welch krassem Gegensatz steht dieses Bild zu dem des geheimen Kanzleisekretärs Tusmann, und wenn auch anzunehmen ist, daß Heine hier ein viel zu günstiges Urteil fällt, und man davon allerlei abstreichen und manches daran berichtigen muß, ein Tusmann wird doch nicht daraus [1]).

Allerdings war Gubitz ein sehr belesener Mann, das zeigen die vielen im „Gesellschafter" verstreuten Zitate, die er unter der Rubrik „Gedanken, Sentenzen und Meinungen" veröffentlichte; wir finden hier die Namen großer Dichter aller Nationen und Zeiten, auch Abraham a Santa Clara ist darunter, es fehlt uns aber jeder Anhaltspunkt, daß er, wie Tusmann, längst verjährte wertlose Scharteken wie die „Politische Klugheit" des Tho-

---

[1]) Vgl. dazu auch in unserm Bd. IV, S. XXII f.

masius, das Kavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms I., Philippis „Cicero als großer Windbeutel“ oder ein algebraisches Rechenbuch durchstudiert hätte. Mit Thomasius ist auch Abraham a Santa Clara nicht auf eine Stufe zu stellen. Der Dichter Joseph von Eichendorff erzählt in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ (Nürnberg, 1815) von einem seltsamen Sonderling, der sich mit allerlei Erfindungen wie Spieluhren, künstlichen Schlössern, sonderbaren Instrumenten, ja mit der eines Luftschiffes beschäftigt, aber für Poesie keinen Sinn hat. „Nur Abraham von St. Clara,“ heißt es S. 152, „jener geniale Schalk, der mit einer ernsthaften Amtsmiene die Narren auslacht, denen er zu predigen vorgiebt, war seine einzige und liebste Unterhaltung, und niemand verstand wohl, die Werke dieses Schriftstellers zu durchdringen und sich aus Herzensgrunde daran zu ergötzen, als er. In diesem unförmlichen ‚Gemisch-Gemasch‘ von Spott, Witz und Humor fand sein sehr nahe verwandter Geist den rechten Tummelplatz.“

Es ist zu bedauern, daß Gubitz nicht nur alle Zeitgenossen Hoffmanns weit überlebt hat, sondern auch die, welche mit ihm selbst zusammen gestrebt und gewirkt haben [1]). So finden wir über ihn in keinem Memoirenwerke ein freies, unbefangenes Urteil. Literarische Angriffe hat er freilich genug erfahren. Da bedenkt ihn Garlieb Merkel in seinem Buche „Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand“ (Mainz 1818) mit nicht gerade liebenswürdigen Worten, ohne allerdings seinen Namen zu nennen, er spricht nur von einem „jetzt oft genannten schriftstellernden Männchen“ (Bd. I, S. 179 bis 184) [2]). Christian Dietrich Grabbe verulkte ihn in seinem burlesken Operntext „Der Cid“ (1835). Hier wird Gubitz als reiner Trottel dargestellt; er pflichtet Rellstab „ganz gehorsamst“ bei, nach einem Triller der Chimene, den Rellstab lobt, flüstert er blöde: „Da capchen“, und endlich singt er: „Ich bin klein,

---

[1]) Er starb am 5. Juni 1870.

[2]) In diesem Buche wird auch der „genialische Hoffmann“ rühmend erwähnt (S. 177 f.).

doch dies ist groß, / Wie wächst mein Geist, o selig Los!" Das ist alles, woraus eben nicht viel für eine Beurteilung seines Wesens zu entnehmen ist.

Sieht Holtze in der Gutmütigkeit einen Punkt, in dem sich Tusmann und Gubitz ähneln, so vermag ich ihm auch darin nicht beizustimmen. Man werfe einen Blick auf Gubitzens Porträt, und man wird eher Verschlagenheit, Mißtrauen, vielleicht sogar Tücke darin entdecken. Auch verraten die Geschichten, die Gubitz im „Gesellschafter" veröffentlichte, die genannten Eigenschaften: da wo er witzig sein will, wird er frech und boshaft. Bekanntlich schnitt er für den Kopf des „Gesellschafters" die Vignetten, die allmonatlich wechselten, und zu jeder neuen Vignette gab es eine kleine Erzählung, zu der jene eine Illustration bildete. Für die Oktober-Vignette des Jahres 1819 schrieb Gubitz selbst die Erzählung. Es war ein „Bruchstück aus Flamthals Leben" und hieß: „Dir wie mir." Der Anfang der Geschichte mutet wie eine Reminiszenz an das Abenteuer bei Lutter und Wegner an und scheint dann eine Spitze gegen Hoffmann zu enthalten: Flamthal schlendert „nach einem der Weinhäuser, wohin jetzt viele ihre Habe tragen, weil sie daheim ihr irrdisches Vermögen nicht für ganz sicher halten und ihr geistiges aus der Gluth des Magens zu vergolden gedenken". Er findet dort zwei Männer sitzen, unter denen wir uns Devrient und Hoffmann denken können: „Der Eine, der ihm nicht fremd zu seyn schien, zeigte nicht sonderliche Laune; der Andere aber blieb in burschikosem Leichtsinn und ließ einen Musiker errathen; denn er sprach über die Musik mit Enthusiasmus und daneben noch über Vieles mit Dünkel und Unwissenheit, wie das so ist in einer Zeit, wo Töne am meisten gelten, und man von Allem nicht das eigentlich Wissenswerthe, sondern höchstens die Noten dazu kennt." Das ist aber alles, was notdürftig auf den unfreiwilligen Besuch bei Lutter und Wegner zu beziehen wäre, und worin Holtze hoffentlich nicht eine Rache für Tusmann erblicken wird.

Die einzige Stelle in der „Brautwahl", die auf Gubitz zu deuten scheint, ist die, wo der titelsüchtige Tusmann zu Leonhard

sagt: „O Gott, mein verehrtester Herr Professor – lassen Sie mich Ihnen diesen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein sehr wackrer Künstler sind, könnten Sie mit Fug und Recht Professor bei der Akademie der Künste sein" (im Text S. 30). Man sieht den Zweck dieses Hinweises nicht ein, wenn Hoffmann keine besondere Absicht damit verfolgt haben sollte, doch mag er an eine andere Person als Gubitz gedacht haben, was viel wahrscheinlicher ist, da sich Tusmanns Worte auf Leonhard beziehen.

Die Ähnlichkeit, die Gubitz in seinem Äußern mit Tusmann hat, liegt wohl nur in der Kleinheit der Statur. Die Schilderung, die Holtze von dem dreiundachtzigjährigen Gubitz aus dem Jahre 1869 gibt, kann natürlich für den Dreiunddreißigjährigen nicht in Frage kommen. Wie weit sich die Lesewut Tusmanns mit einer ähnlichen Eigenheit bei Gubitz deckt, läßt sich nicht nachweisen, doch las dieser hauptsächlich neuere belletristische Werke (Erlebnisse I, S. 95), während Tusmann nur Bücher „aus der ältern Zeit" liest, „da ihm das Neue verhaßt war". Gerade diese auffallende Sonderbarkeit, die durch die ganze Erzählung hindurch so stark betont wird, läßt darauf schließen, daß eine andere Person als Gubitz zum Vorbild für Tusmann gedient hat [1]).

In Kuglers Nachlaß hat sich eine Zeichnung Hoffmanns „Wie Tusmann sich vor der Sonne schützt" erhalten. Sie stellt einen auf einem Stuhl sitzenden Mann dar, dessen Gesicht nicht zu erkennen ist, da es durch unter die Mütze gesteckte Zeitungsblätter verdeckt wird [2]). So haben wir auch von diesem Blatte weiter keine Aufklärung zu erwarten, und das Problem, wen Hoffmann mit Tusmann hat persiflieren wollen, muß fürs erste als ungelöst betrachtet werden.

---

[1]) Holtze, der mit Vorliebe in Anagrammen arbeitet, erwähnt (a. a. O. S. 47) zwei Sekretäre bei der kgl. preußischen Kalender-Deputation, namens Krückmann und Soustelle, aus deren Buchstaben der Name Tusmann zusammengesetzt werden kann. Dies ist immerhin ein Fingerzeig, der Beachtung verdient.

[2]) Als Zeichnung unbedeutend und für Hoffmann nicht sonderlich charakteristisch. – Vgl. im Text auf S. 85: Tusmann bedeckt sein Gesicht mit dem Schnupftuch.

Wie schon früher erwähnt, entnahm Hoffmann zwei Hauptfiguren seiner Erzählung dem Annalenwerk des Berliner Rektors Peter Hafftitz, auf welches er wahrscheinlich durch Anton Balthasar Königs Werk „Versuch eine Historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin“ [1]) aufmerksam wurde. Hoffmanns Notizen daraus haben sich erhalten [2]).

Über die Märkische Chronik des Peter Hafftitz wurde das Wissenswerte in der Anmerkung zu S. 9 mitgeteilt. Hans von Müller hat durch Vergleichungen festgestellt, daß Hoffmann mutmaßlich eine unter der Nr. 23 registrierte Handschrift in Folio auf der königlichen Bibliothek zu Berlin benutzt hat. Diese zeigt vor den übrigen zwölf Handschriften der Chronik, teils in Quart-, teils in Folio-Format, die sich unter den manuscriptis borussicis befinden, die meiste Übereinstimmung mit Hoffmanns Text. Da Hoffmann den Serapionsbruder Lothar „jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek laufen und alle Chroniken zusammenschleppen“ läßt (vgl. im Text S. 7), so ist die Annahme, genannte Foliohandschrift sei Hoffmanns Vorlage gewesen, nicht ungerechtfertigt [3]).

Die eine Figur, die der Dichter der Märkischen Chronik entnahm, ist die des Schweizers Leonhard Thurneysser zum Thurn, dessen Lebensschicksale in der Anmerkung zu S. 45 geschildert sind. Dieser wirklich bedeutende, höchst merkwürdige Mann, in dem sich Kunst, Gelehrsamkeit, kaufmännischer Geist und Charlatanerie in seltsamer Mischung zusammenfanden, nicht nur ein Rätsel seiner, sondern auch wohl noch unserer Zeit, lebt in der Person des Goldschmidts Leonhard wieder auf [4]). In

---

[1]) Vgl. die Anmerkung zu S. 34.

[2]) Vgl. v. Müller, a. a. O. S. XXIIff. und unsere Anmerkung zu S. 35.

[3]) Vgl. v. Müller, a. a. O. S. XXVf. Ich selbst lernte Hoffmanns Quelle aus einer Abschrift der Chronik vom Anfang des 19. Jahrhunderts kennen, die ich vor nun fast zehn Jahren erstand. Unsere Zitate geschahen nach Riedels Neudruck (vgl. Anm. zu S. 9), der allen Anforderungen vollkommen genügt.

[4]) Hoffmann hat sich bei der Charakteristik Thurneyssers nicht an seine Hauptquelle, Hafftitzens Annalenwerk, gehalten. Im Gegensatz zu diesem

eigenartig zweideutigen, dunklen Worten spricht dieser zu dem jungen Maler Edmund Lehsen von Thurneysser (die Hoffmannsche Schreibung ist nach der alten Quelle Turnhäuser) als einem Manne, „der in gewisser Hinsicht sein Ahnherr sein könnte, und der ihm so in Geist und Fleisch gewachsen sei, daß er zuweilen im seltsamen Wahn glaube, er sei es eben selbst".

Er wird Lehsens Schutzgeist und ist, nach Hoffmanns eigenen Worten, der deus ex machina der Erzählung. Wie der Archivarius Lindhorst im „Goldenen Topf" ist er eine rein dichterische Figur und keiner Person aus Hoffmanns Umgebung und Zeit nachgebildet, gewiß hat Hoffmann sich auch selbst nicht in ihm abschildern wollen. So sind auch die Schlußworte der „Brautwahl", wie sie in der ersten Fassung stehen (vgl. S. 308) und später für den Abdruck in den „Serapionsbrüdern" gestrichen wurden, nicht als Anspielung auf eine wirkliche Person des damaligen Berlin zu nehmen, sondern weit eher als eine Art Ablenkung von der Figur des Lippold-Manasse aufzufassen. Hier zeigt sich wieder das bei Hoffmann nicht seltene Bestreben, am Schlusse alle während der Lektüre aufgekeimten Mutmaßungen, die vom Verfasser absichtlich auf die geschickteste Weise geweckt worden waren, wieder zu vernichten, die schalkhafte Ironie unseres Dichters, sein Auditorium zu mystifizieren, so daß mancher Leser nach dem „alten rätselhaften Goldschmidt, der noch heute in Berlin herumwandeln soll", ernstlich Umschau gehalten haben mag [1]). Ob und wie weit die Sagengestalt des ewigen Juden, auf den Hoffmann hinsichtlich Leonhards rätselhafter Erscheinung

---

wird er Th.'s Verdiensten vollkommen gerecht. Ob er noch eine uns unbekannte Quelle neben den in den Anmerkungen zu S. 45 f. genannten Werken benutzt hat, kann bis jetzt noch nicht entschieden werden. — Der große Abschnitt über Thurneysser in Herm. Kopps „Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit" (Heidelberg 1886) S. 107—124 fußt fast ganz auf Moehsens trefflicher Arbeit.

[1]) Diese Umschau hat neuerdings Holtze gehalten, der dabei auf Christian von Mecheln (1737—1817), einen ehemaligen Baseler Kunstverleger, späteren Berliner Kunstmäzen, verfallen ist (a. a. O. S. 51 ff.). Ich glaube kaum, daß jemand diese Vermutung teilen wird.

selbst hinweist, auf Erfindung und Darstellung eingewirkt hat, möchte ich nicht zu entscheiden wagen [1]).

Anders hingegen als mit Leonhard verhält es sich mit der zweiten der Märkischen Chronik entlehnten Figur des Münzjuden Lippold, dessen Schicksale Leonhard in der Weinstube erzählt [2]). In Lippold gibt Hoffmann eine Charakteristik der sich nie im Laufe der Zeiten wandelnden jüdischen Natur. Wie wir verfolgen können, ist Lippolds Seele aus einem Körper in den andern gewandert, ohne auch nur die geringste Änderung zu erfahren. Berichtet von ihm die Chronik, daß er „die Müntze beschnitten", so macht der alte Manasse im Weinstübchen am Alexanderplatz vor dem entsetzten Kanzleisekretär Tusmann das Kunststückchen, mit der Faust aus gewöhnlichen Rettichscheiben Goldstücke zu schlagen, die aber in des Goldschmidts Leonhard Hand sofort in knisternde Funken zerstäuben, und am Schluß der Erzählung prügelt sich der greise Jude mit seinem würdigen Neffen um die Dukatenfeile.

In seiner erwähnten Einleitung sucht Holtze das Original zu Manasse in dem bekannten Berliner Münzpächter Ephraim und meint, Hoffmann habe zur durchsichtigen Verschleierung den Namen Manasse für den seines Bruders Ephraim gewählt (vgl. Buch Mosis 1, 46, 20), an einer anderen Stelle seiner Abhandlung äußert sich Holtze dahin, daß der Name Manasse auch unmittelbar den Namen Itzig verschleiern könne; wie Manasse das Gegenstück zu Ephraim in Kanaan gewesen sei, so wäre Itzig, Ephraims Kompagnon, dessen Gegenstück bei Friedrich des Großen Münzunternehmungen gewesen. Wie dem auch sein mag, in gewissem Sinne hat Holtze das Richtige getroffen, ohne allerdings des Dichters feines Spiel ganz durchschaut zu haben, was bei größerer Aufmerksamkeit auf versteckte Andeutungen ihm wohl hätte gelingen müssen.

---

[1]) In Fouqués „Frauentaschenbuch für das Jahr 1816 (Nürnberg bei J. L. Schrag) veröffentlichte Franz Horn S. 102—187 eine Novelle „Der ewige Jude", die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt. Vgl. auch unsere Anmerkung zu S. 43.

[2]) Vgl. im Text auf S. 36 f. und unsere Anmerkung zu S. 36.

Hans von Müller, der Holtzes Erklärung der beiden „Genien", wie er Leonhard und Manasse nicht gerade glücklich nennt, mit vielsagendem Stillschweigen übergeht, macht bei lobender Hervorhebung der Umsicht, mit der die Fabel der „Brautwahl" aufgebaut, in einer Fußnote einige Ausstellungen, er tadelt einzelne Stellen als unerklärlich oder als zum übrigen nicht stimmend[1]). So wundert er sich, warum Manasse, der sich um 1500, also vor mehr als dreihundert Jahren, dem Teufel verkauft (vgl. im Text S. 102), nach der Mode der Jahre 1720—30 gekleidet ist (vgl. im Text S. 28).

Gerade diese Hoffmannsche Bemerkung ist für die Erklärung der rätselhaften Figur von der allergrößten Wichtigkeit, da der Hinweis auf Manasses Kleidung allein die sehr versteckten Anspielungen des Dichters erraten läßt: Wie auch in der Anmerkung zu S. 28 erwähnt wurde, war im Jahre 1721 der Münzjude Veit mit einem Rückstande von 100 000 Talern aus dem Leben geschieden, weshalb König Friedrich Wilhelm I. die gesamte Judenschaft mit dem Bann belegen ließ. Mit der Erwähnung von Manasses auffälliger Kleidung, die jener Zeit angehört, deutet Hoffmann auf dessen Identität mit Veit und gibt einem achtsamen Leser selbst den Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses in die Hand.

Wir haben nach dem Gesagten also für die Wanderung der Seele des alten Juden vier nachweisbare Stationen in Lippold, Veit, Ephraim und Manasse. Dazu vergleiche man des Goldschmidts Leonhard Worte über die Erscheinung des Letztgenannten (in unserm Text auf S. 103): „Man will behaupten, er sei ein zweiter Ahasverus und spuke seit dem Jahre Eintausend fünfhundert und zweiundsiebzig umher. Damals wurde er

---

[1]) Vgl. a. a. O. S. VII. So sagt Müller, daß „man nicht absehe, warum Leonhard im Anfang des ersten Kapitels so sehnsüchtig die Braut schauen will". — Natürlich geschieht dies aus keinem andern Grunde, als um den guten Tusmann auf den Leim zu locken! Auch Tusmanns Erstaunen über Leonhards Mitteilungen aus dem Hafftiz, der ihm wohlbekannt zu sein scheint, wie aus einer späteren Stelle hervorgeht, ist psychologisch unschwer erklärbar.

unter dem Namen des Münzjuden Lippolt wegen teuflischer Zauberei hingerichtet. – Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis seiner unsterblichen Seele. Viele Leute, die sich auf so etwas verstehen, haben ihn hier in Berlin unter verschiedenen Gestalten bemerkt, woher denn die Sage entsteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, sondern viele, viele Lippolts gäbe." Und so hätte Hoffmann, wenn ihm nicht der Schalk im Nacken gesessen hätte, den Leser zu mystifizieren, den erwähnten Schluß der ersten Fassung eigentlich so gestalten können: „Der alte rätselhafte Jude Manasse soll noch heute in Berlin herumwandeln, aber nach den Leonhards werdet ihr wohl vergeblich Umschau halten." Für jenen gibt es viele Originale, zu denen also unter anderen auch der Münzpächter Ephraim gehört, für Leonhard aber, der so etwas wie den guten Geist im Märchen vorstellt, ist bestimmt vom Dichter kein Original vorgesehen. Manasse ist, wie gesagt, die Personifizierung der jüdischen Gattungsnatur: fraglos zeigt Hoffmann hier einen stark antisemitischen Zug. Man möge aber um Himmels willen nur nicht so weit gehen, in Leonhard das Prototyp der arischen Rasseeigentümlichkeiten zu suchen!

Eine modernere Spielart des alten Manasse haben wir in seinem jungen Neffen, den zu Wien frisch geadelten Baron Benjamin Dümmerl, genannt Bensch, dessen treffende Charakteristik auf S. 63 des Textes zu finden[1]). Nach dieser unterliegt es gar keinem Zweifel, daß Hoffmann hier eine ganz bestimmte Person im Auge hatte, die aber bisher noch nicht identifiziert wurde[2]). Holtze ist der Ansicht, daß er mit dieser Figur auf die

[1]) Der Sohn des obengenannten Münzpächters Ephraim führte den Namen Benjamin Veitel Ephraim. Vgl. über ihn: Kabinet Berlinischer Karaktere. O. O. 1808, S. 37–45. Wie Ephraim mit Manasse, hat er in seinem Auftreten eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Baron Dümmerl.

[2]) Eugen Baron Vaerst erzählt in seiner wahrhaft klassischen „Gastrosophie" (Leipzig, 1851) Th. I, S. 74 f. von seinem Verkehr mit Hoffmann und Devrient bei Lutter und Wegner am Gensd'armen-Markte und erwähnt aus diesem Kreise einen „Baron L–, unter dem Namen der Armenier sehr bekannt, der alles kennen und wissen wollte". Um ihn zu strafen, wurde er auf eine sehr lustige Art auf den Leim gelockt. Man hatte ihn gefragt,

österreichischen Barone wie v. Eskeles, v. Arnstein, v. Pereira, Nachkommen des Berliner Münzjuden Ephraim, anspielt [1]).

In dem Kommissionsrat Melchior Voßwinkel haben wir schwerlich einen Vertreter des Judentums zu erblicken, worauf auch der Name nicht hindeutet [2]). In Manasses Fluch: „Du sollst betteln in zerrissenen Kleidern vor den Thüren des verachteten Volks Gottes, das dich verstößt wie einen räudigen Hund" (vgl. im Text S. 76) liegt kaum eine Anspielung auf Voßwinkels Abstammung, es soll vielmehr nur gesagt werden, daß auf die Ehe des Neffen mit Albertine Verzicht geleistet wird. In dem Kommissionsrat zeichnet Hoffmann eine typische Figur des damaligen Berlin, einen ungebildeten, sparsamen christlichen Kaufmann mit jüdischen Verbindungen. Die Möglichkeit, daß dem Dichter hier ein Original Modell gestanden hat, soll nicht geleugnet werden [3]).

Erst durch den Verkehr mit Ludwig Devrient und den Edelleuten, meist ehemaligen Offizieren, ich nenne nur den Freiherrn Ferdinand Moritz von Lüttwitz, Ludwig August von Rebeur,

---

ob er auch Lodi-Käse kenne und ihm ein sehr zart aussehendes Stück Schaumseife unter dieser Firma vorgesetzt. „Er machte sich sogleich darüber her, er biß, er kaute, aber je mehr er arbeitete, desto mehr quoll der unglückliche Gegenstand zwischen seinen Kinnbacken; große Blasen — der Baron war, was ihm mitunter begegnete, nicht mehr ganz nüchtern — spielten angenehm in allen Regenbogenfarben aus seinem Munde. Endlich begriff der Unglückliche, daß die Kugel nicht zu überwältigen sei. ‚Sie sind gar kein Mensch', schrie er in unbeschreiblicher Wuth seinen Gegner an. Nie mag ein Tiger so gewüthet haben; denn hier erzeugte den Schaum nicht blos die Wuth, sondern auch ganz vorzüglich die Seife." Den Zug, alles kennen und wissen zu wollen, zeigt auch der Baron Dümmerl, ferner gibt der Beiname des Barons L— „der Armenier" zu denken. Wahrscheinlich meint aber Baerst den Baron Lüttwitz, worauf ich jedoch nur nach dem Anfangsbuchstaben schließe. Handelt es sich nicht um diesen, so möge man in dem vorstehenden Zitat für weitere Untersuchungen einen Fingerzeig erblicken.

[1]) Vgl. Holtze a. a. O., S. 51, 57 f.

[2]) Voßwinkel ist noch heute als Familienname vorhanden.

[3]) Holtze hält den gebildeten jüdischen Kaufmann Abraham Mendelsohn, den Vater des berühmten Komponisten Felix Mendelsohn, für das Urbild Voßwinkels, der doch mit jenem wohl nicht die geringste Ähnlichkeit hat.

Eugen Baron Vaerst, Wilhelm D'Elpons [1]), die zu seinen Tischgenossen bei Lutter und Wegner gehörten, scheint sich Hoffmanns Abneigung gegen die Juden entwickelt oder verschärft zu haben, wenigstens wissen wir aus seinen früheren Lebensjahren wie aus seinen älteren Werken nichts davon. Besonders kräftig äußert sich diese Abneigung in einer seiner letzten Erzählungen, den „Geheimnissen", und es ist bekannt, daß des Barons Theodor mißglückte Beschwörung des Bankiers Nathanael Simson auf ein Reiterabenteuer Ludwig Devrients zurückgeht, dem es historisch

---

[1]) D'Elpons, der Lustspiele und kleine Erzählungen schrieb, gibt uns mit seiner Erzählung „Herz, der Große" (in der Zeitschrift „Der Freimüthige" vom 10., 11. und 12. Dezember 1818) ein merkwürdiges Rätsel auf. In dieser stark antisemitischen Geschichte wird geschildert, wie der Kommerzienrat Meyer Herz Kindtaufe hält. Der kleine Erdenbürger wird als erster der Familie getauft, doch der zweiunddreißigjährige Bruder Schmul schließt sich diesem Beispiel sofort an, weshalb es bei dem Festschmause hoch hergeht. Während der musikalischen Vorführung („im Meyer Herzischen Hause schien man nur für Musik, Gesang und andere schöne Künste zu leben") einer Oper, die der älteste Sohn des Hauses Schamsel komponiert hat, erscheint plötzlich unerwartet und zur größten Freude aller Anwesenden der Autor selbst. Von ihm wird wörtlich folgendes gesagt: „Schamsel war ein kleines gall- und milzsüchtiges Männlein; er selbst hatte in Erzählungen exotischen Styls einer verbrannten Phantasie sich hingeopfert, und war über den Triumph, von Niemanden recht verstanden zu werden, in eine Eitelkeit verfallen, die ihm nicht eine Stunde des Tages ohne Eigenlob verleben ließ. Er hatte, außer der jüngst eingetroffenen Oper, eine frühere komponirt, welche man häufig auf der Bühne wiederholt, doch aber keinem Menschen recht gefallen hatte. Mehrere seiner Werke mißfielen gänzlich. Seine ‚Elixiere der Mystik', sowie seine ‚Phantasmagorien in curioser Manier' wurden ziemlich allgemein verlacht. Doch willigte man ein, alles lobend zu erwähnen, um ihn nur bei Laune zu erhalten. Dies konnte aber dem kleinen Männchen nichts helfen. Der Gedanke peinigte ihn, daß, trotz allem Hang zur Satyre, trotz seinem Schriftstellertalent, Jean Pauls Witz ihm nicht überflüssig gewesen wäre. Mit kleinen Teufeleien beabsichtigte er nichts weniger, als diesen Mangel zu verbergen, allein das Geheimniß war einmal verrathen. Er mußte, wie es natürlich nicht anders sein konnte, trotz seiner unglaublichen Petulanz, dann und wann Talente an andern rühmen hören, die er selbst nicht besaß. Das einzige Rettungsmittel, diese Vorzüge bei Andern zu unterdrücken . . . war daher, fortwährend nur immer von sich und von seinen genialen Geisteskräften

treu nachgebildet ist. (Das Nähere darüber bringt der betreffende Band unserer Ausgabe.) Daß die beiden Erzählungen, in denen sich ihr Verfasser so feindselig zum Judentum stellt, gerade in den „Berlinischen Taschenkalendern" der königlichen Kalender-Deputation erschienen sind, verdient als besonders interessant hervorgehoben zu werden.

Obwohl Hoffmann unter seine nächsten Freunde mehrere Juden zählen konnte, ehemals in Bamberg die Ärzte Marcus und Speyer, war doch auch Julia Marc jüdischer Abstammung, später in Berlin Hitzig und Koreff, so ist er ge-

---

zu sprechen, und wenn man spaßhafter Weise ihm bis zum tiefsten Spott schmeichelte, ihn wohl gar mit den genialsten Köpfen, die jemals existirt haben, verglich, so nahm er es an, als wenn es sich von selbst verstände, daß es so und nicht anders sei. Wenn er zehn Stunden von seinem Schriftsteller-Talente gesprochen hatte, dann ging er zu seinen Kompositionen über. Außer Nathan dem Schwarzen hatte er, wie bekannt, noch ein dreibeinigtes Unding geschrieben, und dies schien ihm an Genialität alles zu übertreffen, was jemals von Mozart, Gluck, Haydn in dieser Art geliefert worden" u. s. w. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß D'Elpons mit Schamsel keinen anderen gemeint hat als unsern Hoffmann. Das zeigen schon deutlich die Titel der angeführten Werke, dann aber die Anspielung auf die dreiaktige Oper „Undine" (das „dreibeinigte Unding"), auch auf die Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, die alle Bekannten Hoffmanns bei Schilderung seiner Person stets hervorheben, wird hingewiesen: „Schamsel schnitt Gesichter, die ihn auf das Entsetzlichste entstellten. Nase und Kinn waren die einzigen Theile seines Körpers, die sich zu vereinigen schienen." Auch sonst finden sich noch einige merkwürdige Punkte, die wir hier nicht alle anführen können. Von einem eigentlichen Inhalt kann bei der ganzen Erzählung nicht die Rede sein, sie sucht ihren Hauptzweck nur in der Persiflage, die einzig und allein von bitterstem Haß diktiert zu sein scheint und wahrscheinlich ihren Grund in einer Kränkung durch Hoffmann selbst hat. Daß D'Elpons Hoffmanns künstlerischer Persönlichkeit nicht gerecht werden konnte, zeigt schon die Diktion seiner Erzählung, sie ist wirklich hundsmiserabel. Unerklärlich ist aber, warum D'Elpons Hoffmann zu einem Juden macht, in dessen Familie, nach dem Stammbaum zu schließen, nie ein Tröpfchen orientalischen Blutes hineinfloß. Unerklärlich ist auch nach dieser Invektive Hoffmanns späterer Verkehr mit D'Elpons, der durch ein gemeinsam verfertigtes Sonett „An den Dichter des Trauerspiels Carlo" aus dem Jahre 1820 (vgl. Nord und Süd 1. Juniheft 1910, S. 362: v. Müller, Aus Hoffmanns Nachlaß) historisch belegt ist.

sellschaftlich kaum mit den literarisch gebildeten israelitischen Kreisen des damaligen Berlin, die sich doch einer gewissen Berühmtheit erfreuen konnten, in nähere Berührung getreten. Etwaige Versuche, eine Verbindung herzustellen, die aller Wahrscheinlichkeit nach Hitzig unternommen haben wird, mögen mit einem kläglichen Fiasko geendigt haben, was bei Hoffmanns derber Offenheit, pflegte er doch jede Unzufriedenheit unverhohlen zu äußern, nicht weiter wundernehmen kann. Soviel ist gewiß, mit der Familie Mendelsohn, mit Rahel Levin, Henriette Herz[1]) und was alles zu ihrem Anhang gehörte (z. B. Ludwig Robert, die Bankiers Fränkel und Friedländer u. s. w.) ist Hoffmann nie in eine engere Bekanntschaft gekommen, mußte doch ein solcher Umgang seiner innersten Natur zuwider sein, und welche Qualen er auf den ästhetischen Tees ausgestanden und wie unumwunden er dort seiner Entrüstung Ausdruck verliehen hat, ist uns von Hitzig überliefert worden.

„Die Brautwahl" wurde im Jahre 1819 geschrieben, also zu einer Zeit, da an manchen Orten Deutschlands heftige Angriffe auf die Juden geschahen und sich gerade in Berlin junge Männer zusammenscharten, um Mittel ausfindig zu machen, derartige Vorkommnisse in Zukunft nach Möglichkeit zu verhüten[2]). Der Kampf gegen und für das Judentum hatte schon früher

[1]) Es ist wohl nicht anzunehmen, daß irgendein Erlebnis mit der Familie Herz, sagen wir einmal, der Versuch Hoffmanns, in dieser Familie zu verkehren, D'Elpons' Erbitterung hervorgerufen hat. Einen stark antisemitischen Zug zeigt D'Elpons auch sonst.

[2]) Vgl. darüber Ludwig Geiger, Geschichte der Juden in Berlin (Berlin 1871) Bd. I, S. 175 f. — In Gubitzens „Gesellschafter" vom 27. September 1819 (Nr. 158, S. 632) findet sich folgende Nachricht aus einem französischen Blatt: „In Deutschland ist eine abscheuliche Juden-Verfolgung ausgebrochen, welche über die Aufklärung und Bildung in diesem Lande ein schlechtes Resultat giebt, da wir namentlich hören: daß dieser Haß von einigen Schriftstellern begünstigt seyn soll, denen nach solchem Beweise, schon alle Fähigkeit: Vielen mit ihren Ansichten zum Führer zu dienen, völlig abgesprochen werden muß." S. 572 hatte das gleiche Blatt unterm 25. August von Judenverfolgungen aus Hamburg berichtet, und Gubitz war, allgemeine Menschenrechte fordernd, auf die Seite der Juden getreten.

eingesetzt. Seit dem Jahre 1815 hatte das Berliner königliche Theater eine Posse des Breslauer Arztes Dr. Sessa „Unser Verkehr", welche anfangs von Hardenberg verboten, dann aber auf dringendes Verlangen des Publikums auf dem Spielplan geblieben war, mit größtem Erfolge aufgeführt[1]). Hatte Richard Cumberlands vielgespieltes fünfaktiges Schauspiel „Der Jude" (deutsch von Dengel. Königsberg 1798) das Judentum auf beinahe lächerliche Weise verherrlicht[2]), so war Sessas Stück in seinem beißenden Spott ein kräftiges Gegengift, das allerdings auf jene Kreise, die stark mit literarisierenden Juden durchsetzt waren, verstimmend wirken mußte. Julius von Voß, dem man doch die derbe antisemitische Posse „Der travestirte Nathan der Weise" (Berlin 1804) zuschreibt, gab 1819 eine Boschüre heraus: „Die Hep Heps in Franken und andern Orten" (Teutonia[Verlag der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin]), worin er in übertriebener Weise für die Juden Partei nahm und, wie ein Blatt der Zeit bemerkt, „den Apologeten der Israeliten auf Kosten der Christen macht[3])". So mag es sein, daß auch Hoffmann von diesen Zeitströmungen nicht unbeeinflußt geblieben ist.

Nehmen wir die „Brautwahl" rein als dichterisches Werk, so sollen nach der Absicht des Verfassers alle Personen das sein, was sie vorstellen, Leonhard ist Turneysser und Manasse ist Lippold, eine Persiflage hat Hoffmann nicht schreiben wollen, und der Leser darf die Erzählung nicht als Prüfstein seines Scharfsinns auffassen. Für seine intimen Freunde, ja für den Zeitgenossen mag der Dichter manchen Scherz, manche Anspielung eingeflochten haben, die zwar den Historiker interessieren, deren Unkenntnis aber dem unbefangenen Leser nicht das mindeste vom Genuß nimmt — im Gegenteil.

So gereichten auch die leichten Korrekturen, bestehend aus

---

[1]) Vgl. darüber Geiger, a. a. O., Bd. II, S. 191 f., in unserm Bd. IV, S. LXXIII u. LXXIX.

[2]) Vgl. in unserm Bd. IV, S. LXX: die Rolle des Schewa gab Ludwig Devrient.

[3]) Vgl. Zeitung für die elegante Welt vom 22. Oktober 1819 (Nr. 208, S. 1663).

Streichungen und stilistischen Verbesserungen, die Hoffmann der Erzählung angedeihen ließ, als er sie in die Sammlung „Die Serapionsbrüder" hineinnahm, der Gesamtwirkung durchaus nicht zum Nachteil; ein Blick in unser Lesartenverzeichnis (S. 304 bis 308) wird dies zur Genüge beweisen und zeigen, wie einseitig, ja verwerflich die Behauptung ist, daß Hoffmann durch die glättende Retusche seinem Bilde die intimsten Reize genommen habe[1]). Im „Berlinischen Taschenkalender", der sein weitaus größtes Publikum in Berlin selbst fand, durfte er so viel lokale Anspielungen machen, wie er wollte, als rein literarisches Werk in eine Sammlung von Erzählungen hinübergenommen, hätten diese die künstlerische Wirkung unbedingt beeinträchtigen müssen. Das geht auch deutlich genug aus Hoffmanns eigenen Worten hervor, die er dem Serapionsbruder Lothar in den Mund legt: Die lokalen Anspielungen waren nur für das damalige literarisch-ästhetische Theaterpublikum gemacht (vgl. im Text auf S. 106)[2]). Wie aus der Fußnote zu dieser Seite hervorgeht, war dagegen die Redaktion mit den märchenhaften Elementen der „Brautwahl" nicht sonderlich zufrieden, sie bat den Verfasser dringend,

[1]) Nur der plötzliche Sprung von „Sie" auf „Du" in der Unterredung Leonhards mit Lehsen (vgl. auf S. 43), der durch die Streichung einer größeren Textpartie entstand, wird dem aufmerksamen Leser auffallen. Auf einige Streichungen haben wir bereits in den Anmerkungen Bezug genommen und die notwendigen Erklärungen hinzugesetzt. – Die beiden Streichungen „Tusmann gerät in Angst, eine halbe Flasche Wein allein trinken zu müssen" (S. 29, Z. 3 v. o.) und „Voßwinkel setzt bei seinen halbjährigen Diners aus Geiz die Weinflaschen nicht auf den Tisch" (S. 66, Z. 3 v. u.) geschahen möglicherweise aus rein ästhetischen Gründen, vielleicht schienen dem Dichter hier die Farben zu stark aufgetragen. Über die große Textpartie (vgl. Lesarten S. 305), die Leonhards und Lehsens Verhältnis schärfer beleuchtet, ist schon oben S. XII f. gesprochen worden. Die Streichung geschah hier aus persönlichen Gründen, Hoffmann wollte das Vorbild für Lehsen nicht gar zu kenntlich machen. Ähnliches ist wohl von der Streichung auf S. 96, Z. 4 v. o. (Lesarten S. 307) zu vermuten. Leider vermag ich bis jetzt nicht zu sagen, wer mit dem tüchtigen, auf- und abgeklärten Ästhetiker gemeint ist.

[2]) Natürlich mußte Hoffmann hier ein wenig die Tatsachen verändern. Selbstverständlich ist die von Lothar verlesene Fassung erst die Überarbeitung der im Taschenbuch gedruckten Erzählung.

sich künftig doch im Gebiete der Möglichkeit zu halten. Auf welche Art Hoffmann diese Bitte erfüllt hat, zeigen die „Irrungen" und die „Geheimnisse", in denen er seiner skurrilen Laune durchaus die Zügel schießen ließ, und die wie keine anderen Geschichten des Dichters von Zeitanspielungen wimmeln. Es nimmt ein wenig wunder und wirkt sehr drollig, daß Hoffmann gerade seine übermütigsten und aggressivsten Produkte der königlich preußischen Kalenderdeputation aufhalste, die diesen gewiß ein wenig hilflos und verlegen gegenübergestanden haben mag.

Es könnte zum Schluß noch erwähnt werden, daß v. Müller in der literarhistorischen Abteilung seines Nachworts Kotzebues bekanntes Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter" mit der „Brautwahl" in Parallele stellt und der Meinung Ausdruck gibt, Hoffmann habe wesentliche Teile der Fabel für seine Erzählung verwertet [1]). Wir möchten diese nicht gerade belangreichen Übereinstimmungen (ähnliches dürfte in der damaligen Unterhaltungsliteratur öfters zu finden sein) als rein zufällig ansehen und hier wieder Fieldings treffende Worte im dritten Teile seines „Tom Jones" bestätigt finden, daß Dichter beständig in Gefahr sind, für Diebe erklärt zu werden und immer zu befürchten ist, „jede verliebte Wittwe auf der Bühne würde Gefahr laufen, als eine knechtische Nachahmung der Dido verurteilt zu werden." –

Daß Hoffmann die Idee der Brautlotterie mit den drei Kästchen Shakespeares „Kaufmann von Venedig" verdankt, hat er ausdrücklich in der Erzählung selbst hervorgehoben, die reizvolle Ausgestaltung derselben ist aber sein geistiges Eigentum. Nicht unterlassen möchten wir, darauf hinzuweisen, daß auch in Hoffmanns „Meister Martin" drei Nebenbuhler auftreten. Hier ist die Lösung des Knotens in der romantischen Manier eines Tieck, eines Fouqué erfolgt, wie ganz anders nimmt sich

[1]) A. a. O., S. XII ff., wo sämtliche Parallelen angeführt sind. Müller begründet seine Meinung mit dem Umstand, daß der Schauspieler Nagel, der bekanntlich den armen Gubitz in die Weinstube verschleppt hat, im März 1819, also zur Zeit des Äquinoktiums, als Bürgermeister Star in den „Deutschen Kleinstädtern" gastiert und ihn Hoffmann wahrscheinlich in dieser Rolle gesehen habe.

die märchenhafte, groteske Linienführung der „Brautwahl" daneben aus, worin sich durchaus die subjektive Eigenart ihres originellen Verfassers zeigt.

Wenig ist zu der folgenden Erzählung „Der unheimliche Gast" zu bemerken, erinnert sie doch sogleich an den im Jahre 1813 entstandenen „Magnetiseur" in den „Fantasiestücken in Callots Manier". So sagt denn auch nach Beendigung der Vorlesung, die von den Freunden mit „mürrischem Stillschweigen" aufgenommen wird, Theodor-Hoffmann in strenger Selbstkritik, daß man mit „dergleichen gespenstischen unheimlichen Gestalten wie der fremde Graf schon ein wenig stark geschoren worden sei und es schwer fallen möchte, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben"; er erinnert daran, daß der fremde Graf dem Alban im „Magnetiseur" gleiche, und daß beide Geschichten eigentlich dieselbe Basis hätten (im Text S. 157).

Wenn der Vorleser Ottmar, gleich eingangs zur Abwehr späteren Tadels, den Serapionsbrüdern mitteilt, daß die Erzählung schon vor langer Zeit aufgeschrieben sei (vgl. im Text S. 108), so entspricht dies wenig der Wahrheit, ist vielmehr als Entschuldigung für die Wiederholung desselben Themas, das in ähnlicher Weise schon früher einmal behandelt wurde, aufzufassen: die Entstehung des „Unheimlichen Gastes" wird in das Jahr 1818 zu verlegen sein.

Bis in kleine Einzelheiten geht die Ähnlichkeit zwischen dem Grafen S—i und Alban, Angelika und Marie erfahren dieselbe magnetische Behandlung, ihre Zuneigung zum Magnetiseur wird mit den gleichen Mitteln erreicht, auch der Tod der Braut am Altare wiederholt sich[1]). Nur der tragische Ausgang wird im „Unheimlichen Gast" vermieden, dessen Fabel auf eine wirkliche Begebenheit zurückgehen soll (vgl. im Text S. 158).

Es ist wieder die „Nachtseite" des Magnetismus[2]), die

---

[1]) Vgl. in unserm Band I, S. 232 und in vorliegendem Bande S. 152.

[2]) Vgl. in Bd. I, S. XXI.

Hoffmann hier in poetischer Form behandelt, wobei er nicht versäumt, einige Varianten anzubringen, ja sogar neue Gesichtspunkte aufzustellen und neue Kombinationen zu erfinden[1]).

Den Titel „Der unheimliche Gast" hatte bereits im Jahre 1814 Friedrich Baron de la Motte-Fouqué für eine Erzählung in Stephan Schützes „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" gewählt, sie wurde später in den dritten Teil der „Neuen Erzählungen" (Berlin 1818) übernommen.

Auf die Quellen zu seiner vielleicht berühmtesten, jedenfalls verbreitetsten Novelle „Das Fräulein von Scuderi" hat Hoffmann selbst hingedeutet. So sagt Sylvester-Contessa, dem sie zugewiesen wird, bevor er an die Vorlesung schreitet: „Wir haben soeben an Voltaire gedacht, ihr möget daher, meine teuren Serapions-Brüder, an sein Siècle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt selbst denken, aus dem ich die Erzählung entnommen" (im Text S. 167). Und nach dem Vortrag wird „treu und ehrlich" die zweite Quelle angegeben: Wagenseils Chronik von Nürnberg, wozu Theodor bemerkt: „Wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unserm Sylvester beschieden." Sehr geheimnisvoll deutet dann Hoffmann noch hinsichtlich der Erfindung des dämonischen Goldschmidts Cardillac auf die mysteriöse Geschichte von einem alten Schuster zu Venedig, den die ganze Stadt für einen frommen fleißigen Mann hielt, der aber in Wirklichkeit ein Räuber und Mörder war, dessen sicher geführter Dolchstoß in der tiefsten Finsternis sein Opfer traf, das lautlos niedersank. Nach langem vergeblichen Suchen der Polizei fiel es endlich bei einer plötzlichen Erkrankung des Schusters auf, daß die Mordtaten während dieser Zeit aussetzten, nach der Gesundung aber wieder begannen. Man warf ihn unter irgendeinem Vorwand ins Gefängnis, und die Vermutungen bestätigten sich, Straßen und Paläste blieben sicher. Nach seiner Entlassung

[1]) Vgl. die Anmerkungen zu S. 149 und 153. Daß, wie in Anm. zu S. 149 gesagt wird, vielleicht Marguerite persönlich auf dem Schlosse anwesend war, ist nach der Erzählung selbst höchst unwahrscheinlich.

fielen die Opfer der Raubsucht aufs neue. Die Folter erpreßte ihm jenes naive Geständnis, für das wir in der Anmerkung zu S. 244 eine Parallele gegeben haben. – Woher Hoffmann diese Geschichte kannte, ist bis jetzt nicht nachgewiesen worden.

Von welcher Seite der Dichter die Anregung zu seiner Erzählung erhalten hat, wird nicht zu entscheiden sein. War es die Anekdote bei Wagenseil, war es eine Lektüre des Voltaireschen Werkes, oder entstand zuerst die Figur des seltsamen Mörders, die in den später gewählten historischen Rahmen hineingestellt wurde? Verdankte er also die so überaus glückliche Wahl der Staffage allein der Inspiration? Wir sind hier durchaus aufs Raten angewiesen. Mir persönlich ist es am wahrscheinlichsten, daß das psychologische Moment (der aus so merkwürdigen Motiven handelnde Mörder Cardillac) das Primäre war, daß ihm ein glücklicher Zufall die Scudery-Anekdote in seiner Lieblingschronik rechtzeitig ins Gedächtnis rief, und daß er sich auf diese hin mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. vertraut machte. Dies scheint auch der weiter unten erwähnte Brief an Kralowski zu bestätigen. Die gelungene Komposition ist in jedem Falle zu bewundern, wie aus einem Gusse steht das Ganze da, und wir heutigen Leser vermöchten es nicht mehr (wie Rahel, s. u.), Cardillacs Person aus dem alten Paris zur Zeit des großen Ludwig und von der Seite des Fräulein von Scudery herauszulösen und zu trennen.

In zwei Punkten hat Cardillac Ähnlichkeit mit dem erwähnten venetianischen Schuster: bei beider Taten rät man auf Grund der großen Zahl ihrer Opfer auf viele Mordgesellen, während doch nur ein einziger Täter in Frage kommt, und: beide Mörder machen von der Beute für ihre eigene Person nicht den mindesten Gebrauch. Und dies ist das Merkwürdigste: nicht Eigennutz, nicht Habsucht macht sie zu Verbrechern, sondern ein dunkler innerer Trieb, der mit ihrem eigentlichen Charakter kaum in Zusammenhang zu bringen ist. Der venetianische Schuster gelobt (aus welchen Motiven, wird nicht gesagt) seinem Schutzpatron, dem heiligen Rochus, ein gewisses rundes Sümmchen zusammenzubringen; Cardillac mordet, weil er sich von den Erzeugnissen seiner geschickten Hand, dem herrlichen kunstvollen Ge-

schmeide, nicht zu trennen vermag. Diese Idee scheint offenbar ganz neu und Hoffmann allein anzugehören. Jedenfalls habe ich in alten Büchern vor und zu seiner Zeit nirgends einen festen Punkt gefunden, von dem aus sich eine Brücke zu Cardillac schlagen ließe. Weder Pinel noch Reil, auch Schubert[1]) nicht, berühren ein ähnliches Thema. Vielleicht darf man aber auf Adam Oehlenschlägers, eines Teilnehmers an den Serapions-Abenden, Trauerspiel „Correggio" (Stuttgart 1816) verweisen. Auch hier liebt der Held des Stückes seine Kunstwerke so, daß er sich nicht von ihnen trennen kann[2]). Wie Hoffmann einmal im Verlauf der Geschichte (vgl. im Text S. 221) bemerkt, gibt es für die Einwirkung der Gelüste einer schwangeren Mutter auf den Fötus, auf die das Entstehen von Cardillacs furchtbarer Neigung zurückgeführt wird, ältere Belege, die befruchtend auf des Autors Fantasie eingewirkt haben mögen[3]).

---

[1]) Aus Schuberts „Symbolik des Traumes" (Bamberg 1814) könnte vielleicht eine Stelle auf S. 63 hier angeführt werden: „Unglückliche Mörder . . . erzählen öfters, wie sie mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Werkzeugen und alles begünstigenden Umständen ihrer That hingeführt worden."

[2]) Vgl. im 1. Aufzug (a. a. O., S. 36): Correggio wird vom Edelmann Ottavio nach Preis und Käufer eines Gemäldes gefragt, worauf dieser antwortet: „Ich weiß schon Einen, der es herzlich liebt, / Und dem ich es am gernsten überließe, / Wenn er es mir bezahlen könnte." Worauf Ottavio fragt, wer das sei, und die Antwort erhält: „Das bin ich selbst, mein Herr!" – Einen hübschen Brief Oehlenschlägers vom 26. März 1821 an Hoffmann teilt Hitzig in seiner Biographie mit (1. Ausg. v. 1823, Bd. II S. 133 f.). Oehlenschläger unterschreibt sich als „wahrer Freund und Verehrer A. Oehlenschläger, Serapionsbruder". –

[3]) So interpretiert Richerz in den Zusätzen zu Muratoris Werk (vgl. in Anm. zu S. 221, wo wir eine Reihe derartiger Literaturprodukte angeführt haben) die Abhandlung eines gewissen Doktor Krause in Leipzig, dessen Meinung dahin geht, „daß – wenn im Gehirn des Embryo, vermöge seines Zusammenhanges mit der Mutter, ein gewisser Reiz entsteht, welcher sonst nur durch einen sinnlich empfundenen äußern Gegenstand erregt wird, – daß alsdann die angebohrne Idee von diesem Gegenstand in der Seele des Embryo belebt werde, daß alsdann der Embryo nach Anleitung dieser in ihm belebten Idee und der übrigen ihm eingepflanzten Ideen von den Werkzeugen der Bewegung seines Körpers handle, ohne jedoch sich dessen deutlich bewußt zu seyn. Leicht und gewiß müsse die Seele des Kindes Ideen bekommen, welche den Ideen der Mutter ähnlich sind" (a. a. O. S. 307).

Am 28. März des Jahres 1818 schrieb Hoffmann an den Leihbibliothekar F. Kralowsky in der Jägerstraße, dessen reichhaltige Bibliothek von den Zeitgenossen anerkennend genannt wird, und dessen Hilfe, wie aus einer Reihe von Zuschriften, die uns erhalten geblieben sind, Hoffmann häufig in Anspruch nahm, folgendes Billett:

„Mit dem verbindlichsten Danke sende ich Ihnen, Verehrtester Freund! die Meierschen Briefe und ‚Paris wie es war' pp zurück, aus denen ich einige Notizen entnommen. – Sollten Sie nicht die Uebersetzung von Voltair's Siecle de Louis XIV besitzen, so giebt es ein Paar Romane von der Frau von Genlis die im ZeitAlter Ludwig des Vierzehnten spielen, der eine ist ni fallor, die Geschichte der La Valliere pp. Außerordentlich würden Sie mich verbinden, wenn Sie mich mit einem solchen Werklein aus der Verlegenheit ziehen könten.

Hochachtungsvoll

Hoffmann"[1])

Die Übersetzung von Voltaires Siècle de Louis XIV., die Hoffmann im Auge hatte, kann, soweit ich es bisher zu überblicken vermag, nur folgende gewesen sein: „Die Zeiten Ludewigs des XIV. Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt. Dresden, 1778. In der Waltherischen Hofbuchhandlung[2])." Wie sich aber mit Sicherheit feststellen läßt, hat Hoffmann diese Ausgabe

---

[1]) Dieses Billett entnehme ich der kleinen Privat-Publikation Hans von Müllers „E. T. A. Hoffmann und sein Leihbibliothekar" (Berlin 1904), welches fünf Billetts Hoffmanns an Kralowsky enthält, zu denen auch ich eines, welches wir in den „Vorbemerkungen" zu Bd. V unserer Ausgabe bei Besprechung der „Bergwerke von Falun" wiedergeben werden, aus meiner eigenen Sammlung beisteuern konnte.

[2]) Diese Ausgabe scheint sehr selten zu sein. Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken konnte mir nur ein einziges Exemplar auf der Dresdener königl. Bibliothek (sub: Hist. Gall. C. 1355) nachweisen, das ich für die Anmerkungen zu diesem Bande benutzte. Die Übersetzung besteht aus zwei Teilen (nicht drei, wie Müller a. a. O., S. 8, Fußnote, angibt; am Schluß des zweiten Bandes steht: „Ende"). Auf dem Titel hat das Exemplar den Vermerk „Neue viel vermehrte Auflage"; der 2. Band trägt die Verlagsangabe: Frankfurt und Leipzig, 1778 (vgl. Holzmann und Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon. Bd. IV. Weimar 1907, S. 336, die diese Verlagsbezeichnung für beide Bände des ebenfalls bei Walther in Dresden

nicht benutzt[1]). Kralowsky und die königliche Bibliothek waren also nicht im Besitze des Werkes. Ebenso sicher ist festzustellen, daß der Autor sich nicht mit der Kenntnis der Genlisschen Romane begnügt, sondern Voltaires Werk eingehend studiert hat, offenbar aber in keiner Übersetzung, da ich außer der genannten keine andere aus der Zeit ausfindig machen kann. Durch Vergleichungen verschiedener französischer Ausgaben, die für die Anmerkungen zum Teil herangezogen wurden, so daß eine Kontrolle meiner Untersuchungen jederzeit möglich ist, ergibt sich, daß Hoffmann eine der späteren, von Voltaire selbst besorgten Überarbeitungen, die zahlreiche Zusätze in Text und Anmerkungen aufweisen, vorgelegen hat. Die von uns zitierten Ausgaben von 1753 und 1765 (vgl. dazu unter den „Abkürzungen") kommen als Hoffmanns Vorlage nicht in Frage, sie sind, gegen die gleichfalls ständig zitierte Ausgabe von 1785, die alle Anforderungen erfüllt, also auch die von Hoffmann erwähnte Bastillenhaft des Herzogs von Luxemburg wie die Namen La Reynies und Miossens anführt, textlich bedeutend ärmer[2]). Die erste maß-

erschienenen Werkes „Die Zeiten Ludwigs des XV. 1770—71" angeben und „Dresden" in eckige Klammer dazusetzen. Als Übersetzerin wird hier Dorothee Henriette v. Runkel, geb. Rother genannt). Um einen Nachdruck scheint es sich, nach Ausstattung in Satz und Papier zu schließen, nicht zu handeln. Die mir vorliegenden Bände stimmen hierin untereinander vollkommen überein. Heinsius' Bücherlexikon giebt für beide Bände unserer Ausgabe Frankfurt und Leipzig auf dem Titel an, nennt aber gleichzeitig Walther in Dresden als Verleger.

[1]) Dies geht deutlich aus unseren Anmerkungen zu den Seiten 177 (über den Herzog von Luxemburg), 178 (La Reynie und die Herzogin von Bouillon), 199 (Séron), 232 (Miossens) hervor.

[2]) Die erste Ausgabe des Voltaireschen Werkes erschien 1751 bei Henning in Berlin unter dem Namen Francheville, da der Verfasser sich aus Vorsicht nicht nennen wollte. Voltaire sah das Werk für jede neue Auflage immer wieder durch, verbesserte und fügte hinzu. Neben den vielen Auflagen erschienen eine große Zahl Nachdrucke. Vgl. hierüber: Voltaire, Siècle de Louis XIV. Erklärt von E. Pfundheller. T. I, S. XX ff. (2. Aufl. Berlin 1886) [Literatur über Ludwigs XIV. Zeit notiert: „Das ‚unumschränkte' Königtum Ludwigs XIV. Mit Übersicht der Litteratur" von Gottfr. Koch (Wissensch. Beil. zu d. Jahresber. über d. Kgl. Joachimsthalsche Gymnasium. Berlin 1888)]. — Die Ausgabe von 1765 ist schon reicher als die von 1753, sie führt u. a. den Arzt Séron an, der hier fehlt (vgl. Anm. zu S. 199).

gebende Ausgabe erschien im Jahre 1768 zu Genf in einer Form und Fassung, die für alle späteren Auflagen vorbildlich war, und wie sie bisher geblieben ist: „C'est la dernière édition de l'auteur, la plus exacte, la plus complète, celle que nous avons à apprécier[1].“ Eine auf dieser maßgebenden Ausgabe fußende spätere oder sie selbst hat dem Verfasser des „Fräulein von Scuderi“ vorgelegen, wie deutlich aus den Anmerkungen zu ersehen ist; welche es war, wird nicht zu bestimmen sein[2]. Verwirrend wirkt nur ein wenig Hoffmanns Schreibung des Präsidenten la Regnie (im Original: la Reynie), die sich wiederholt, ebenso die Schreibung Montmorenci-Boudebelle (vgl. in Anm. zu S. 177) und Chamvallon (Anm. zu S. 242), die den Gedanken nahelegen, es handele sich um eine Übersetzung, die nun aber leider für die damalige Zeit nicht festzustellen ist.

Für die am Anfang des „Fräulein von Scuderi“ angeführten Giftmordgeschichten mußte noch ein anderes Werk hilfreich einspringen. Es waren dies, wie sich einwandfrei feststellen läßt, die bekannten „Causes celèbres“ des Herrn Gayot de Pitaval; die zahlreichen Parallelstellen, die wir aus ihnen in den Anmerkungen anführen, beweisen, wie stark Hoffmann sie in Anspruch genommen hat[3].

Ob die von Kralowsky erbetenen Romane der Frau von Genlis noch einige Hilfen bei der Arbeit gegeben haben, kann nicht ohne weiteres entschieden werden. Es handelte sich

---

[1]) Vgl. Siècle de Louis XIV, édition classique, accompagnée d'une notice et de notes par A. Garnier, p. IV.

[2]) Es muß auch unter diesen späteren Ausgaben, trotz Garniers Behauptung, Abweichungen geben, wie hätte sonst Habs in seiner bei Reclam erschienenen Übersetzung die umfangreiche Fußnote (die vielleicht aber nicht von Voltaire selbst herrührt), in welcher der Graf Miossens (vgl. Anm. zu S. 232) erwähnt wird, weglassen können.

[3]) Vgl. Causes celebres et interessantes, avec les jugemens, qui les ont decidées. Recueillies par Mr. Gayot de Pitaval, Avocat au Parlement de Paris. A la Haye. 1747. — Wir zitieren in den Anmerkungen nach der deutschen Übersetzung: „Gayot von Pitaval, sonderbare und merkwürdige Rechtsfälle, umgearbeitet und vermehrt von Herrn Richer, Parlamentsadvokat zu Paris, deutsch herausgegeben von Carl Wilhelm Franz, Regierungsadvocat zu Gera.“ Vier Teile (Jena, im Verlag der Cunoischen

um „Die Herzogin von Lavalliere" und um die „Geschichte der Frau von Maintenon"; beide Bücher waren auch in deutscher Sprache erschienen[1]). Nur eine Stelle im „Fräulein von Scuderi", wie Madelon dem Könige die Bittschrift überreicht und dieser an das Fräulein von La Valliere erinnert wird, läßt auf die Reminiszenz an eine Partie im erstgenannten Roman schließen (vgl. die Anmerkung zu S. 238[2]). Auch bei der Cha-

---

Buchhandlung 1782—1792). Diese Bearbeitung Richers bietet mehr Stoff als das Original; die von Schiller herausgegebene Übersetzung (Jena 1792—95) wurde bereits in Bd. VI, Anm. zu S. 14 zitiert. Wie oft Hoffmann auf diesem Werke, das er vielleicht, nach der Schreibung Dreux d'Aubray zu schließen (vgl. Anm. zu S. 174), im Original vor sich hatte, fußt, zeigen unsere Anmerkungen zu den Seiten 172, 173, 174, 175, 177, die eine Fülle von Material bieten.

[1]) Das erstgenannte „Die Herzogin von Lavalliere von Frau von Genlis, aus dem Französischen übersetzt von Frau H. von Hastfer". (Frankfurt a. M. bey Friedrich Wilmans. 1804. Mit einem Titelkupfer. 8° 492 S.) ist ungemein selten. Erst nach langen Umfragen ermittelte das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken ein Exemplar auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Die Übersetzerin war die Frau Helmina von Chezy, die kurze Zeit an einen preußischen Offizier, den Freiherrn von Hastfer, vermählt war. Eine andere Übersetzung von K. L. M. Müller unter dem Titel: „Geschichte der Herzogin de La Valliere" (2 Bde. Leipzig, bei Hinrichs 1804) ist auf keiner Bibliothek nachzuweisen. Ein Exemplar, das kürzlich in einem Antiquariatskatalog auftauchte, war bei Bestellung bereits verkauft. — Nicht besser steht es um das zweite Buch „Geschichte der Frau von Maintenon. Nach dem Französischen der Frau von Genlis von K. L. M. Müller" (2 Bde. Leipzig, 1807 bei J. C. Hinrichs. 248 u. 235 S.), von dem sich nur ein Exemplar auf der großherzoglichen Regierungsbibliothek in Schwerin befindet; ein anderes, welches ich der Freundschaft des Dr. med. Erich Ebstein in Leipzig verdanke, steht nun in meiner eigenen Sammlung.

[2]) Voltaire gab keine nähere Beschreibung der La Valliere, nur die Frau von Genlis läßt sich umständlich über sie aus. Auch das Fräulein von Scudery wird erwähnt: „Henriette von England schätzte die Literatur, und es ist bekannt, mit welchem Beyfall die Werke der Fräulein von Skudery [so] bey Hofe aufgenommen wurden; sie boten nichts dar, als idealische Schilderungen, und athmeten tiefes Gefühl und sinnreiches Denken, in ihrer Neuheit mußten sie erhabenen Seelen und fein fühlenden Gemüthern gefallen" u. s. w. (a. a. O., S. 64). In der „Geschichte der Frau von Maintenon" taucht das Fräulein von Scudery häufiger auf, so heißt es im 1. Bde. S. 92 von ihr: „Mademoiselle de Scudery, welche mit einer romantischen Phantasie den feinsten Scharfblick verband." Vgl. ferner S. 121, 125, in Bd. II, S. 10, 11, 12, 28.

rakterisierung der Marquise von Montespan mag Hoffmann auf den Roman zurückgegriffen haben (vgl. Anm. zu S. 184), im übrigen hat er aus diesen süßlichen Wassersuppen der Genlis nichts herausdestillieren können, ja er mag sich gründlich über sie geärgert und beinahe den Magen daran verdorben haben[1]).

Wie wir weiter dem Billett an Kralowsky entnehmen können, hatte Hoffmann aus dem dreibändigen Werke „Paris, wie es war, und wie es ist. In einer Reihe von Briefen eines reisenden Engländers. Aus dem Englischen übersetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung versehen" [von E. A. W. v. Zimmermann] (Leipzig 1805—1806) und aus des Hamburger Domherrn F. J. L. Meyers „Briefen aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (zwei Bände. Tübingen 1802) einige Kenntnisse der Lokalität, in die er seine Erzählung hineinstellte, schöpfen wollen. In dem erstgenannten Werke mag er wenig genug Brauchbares gefunden haben (es ist in den Anmerkungen zu S. 168, 171, 174, 194, 226 u. ö. daraus zitiert worden); in dem zweiten fand er offenbar den Schauplatz für Cardillacs geheime Mordtaten, und es ist uns nicht zweifelhaft, daß die Affaire de la rue Nicaise ihn auf die Idee gebracht hat, des Goldschmidts Wohnung in diese Straße zu verlegen (vgl. Anm. zu S. 197). Als drittes in dem Briefe nicht genanntes Werkchen dürfen wir vielleicht noch Friedrich Schulzens Buch „Über Paris und die Pariser" (Berlin 1791) nennen, wozu wir uns nach dem in Anmerkung zu Seite 194 Gesagten berechtigt glauben.

Den Anstoß zur Erzählung selbst aber gab die Anekdote in Wagenseils Nürnberger Chronik, die Hoffmann sehr geschickt zu nutzen und auszubauen weiß. Ihr verdankt er den spannenden Anfang der Erzählung, und wirkungsvoll ist die Szene in die tiefe Nacht verlegt. Die Worte des Fräulein von Scudery: „Un amant, qui craint les voleurs", werden bei ihm

---

[1]) Über den Aufenthalt der Frau von Genlis in Berlin, ihr Äußeres und ihre Häuslichkeit berichtet sehr amüsant Henriette Herz in ihren Erinnerungen (vgl. Henriette Herz von J. Fürst. Berlin 1850, S. 164—168). Auf die literarische Thätigkeit der Frau von Genlis kommen wir in Bd. VIII, in einer Anmerkung zur „Königsbraut" zu sprechen.

als schlagfertige Antwort auf eine Anfrage des Königs gegeben, während sie uns Wagenseil als Schluß eines längeren Gedichts übermittelt. Aus den vielen Beutelschneidern macht der Dichter eine einzige Person, und auf die lustige Aufklärung der mysteriösen Angelegenheit verzichtet er ganz, um an deren Stelle ein schauerliches Nachtbild zu geben von so eindringlicher Kraft und dramatischer Entwicklung, daß ein bedeutender Dichter angeregt wurde, die Erzählung in ein Bühnenstück umzuwandeln[1]).

Die Charakterzeichnung des würdigen Fräuleins verdankt Hoffmann wohl der Art, wie Wagenseil sein Zusammensein mit ihr schildert; die Achtung vor einer feingebildeten vornehmen alten Dame hört man aus dessen Worten deutlich heraus (vgl. den Schluß der Anm. zu S. 244). Andere Quellen scheint Hoffmann nicht benutzt zu haben, auch hat er sich offenbar nicht der Mühe unterzogen, einen jener langatmigen Romane der Scudery zu lesen, nicht einmal die von ihm genannte römische Geschichte „Clelia"[2]), denn er läßt das Fräulein noch im Jahre 1680 an ihr schreiben, obgleich die einzige deutsche Übersetzung bereits 1664, das Original 1654—1660 erschienen war.

Merkwürdig ist das Urteil Rahels, Varnhagens Gattin, über das „Fräulein von Scuderi", das hier seinen Platz finden mag, da es bisher nicht beachtet zu sein scheint. Sie schreibt unterm Februar 1820: „Es ist doch ganz unbegreiflich, daß grade Undine [von Fouqué] so viel Aufsehen gemacht hat, und nun wieder Mlle. de Scudéry von Hoffmann so viel erregt. Beide Piecen tragen ihren Wurm von Haus aus in sich: ihren eigenen Tod. Der Plan ist den Autoren nicht klar geworden . . . . . . Hoffmanns Scudéry ist nun gar der Gerichtsstube — um das Edlere vom Gericht zu nennen — nahe geblieben, und ‚soviel

---

[1]) Vgl. Otto Ludwig, Das Fräulein von Scuderi. Schauspiel in fünf Akten. Vgl. darüber: Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente. Herausgegeben von Moritz Heydrich. Leipzig 1874, S. 189—196. — Desgleichen R. Schapire, Otto Ludwigs „Das Fräulein von Scuderi" in Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 1905. XIX, S. 650—663.

[2]) Vgl. im Text auf S. 169 und die Anm. dazu. Über Leben und Werke der Scudery ist das Notwendige in Anm. zu S. 168 gesagt.

Worte, soviel Lügen'! — Da blühen die Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche nur so, auf einem eignen Felde, das wenigstens voller Diktion stehen sollte: die man aber ganz vermißt. Ludwigs XIV. Zeit ist ganz willkürlich gewählt, da nichts als zwei Namen, die der Damen Maintenon und Scudéry, beibehalten sind; und die einiger Straßen. Die Leute sprechen bei St. Denys, und nicht bei dem König der Schicklichkeit, dessen Gesetze darüber noch gelten. Seine Polizei ist, in den wichtigsten Fällen von Raub und Mord, wovon der erste sogar Henriette von England betrifft, die schlechteste von der Welt. Sie findet, trotz persönlichem Schreck, und Keuchen bei der Untersuchung des Hauses und der Nachbarmauer des Goldschmidts, nichts; obgleich uns Hoffmann nachher sehr Handgreifliches finden läßt. Mlle. Scudéry behält geduldig den reichsten Schmuck Frankreichs von einem toll sich gebärdenden Goldschmidt: und dies, im Zimmer der Mad. Maintenon vorgegangen, bleibt auch in Paris ohne alle Nachrede und Folgen, bei den größten Nachspürungen über Gift und Mord, und bei einem eigenen Tribunal zur Untersuchung dieser Gräuel. Der Pflegesohn der Mlle. meldet sich nie bei ihr, als wenn es Hoffmann nöthig hat! — Bei Ludwig XIV. geht man nur so in sein Konseil, wie an die Theaterkasse. Der gepanzerte Offizier spielt sein Stückchen allein; und meldet nur seinen gewonnenen Krieg der Dame, wenn es Zeit ist: keiner Polizei, keiner chambre ardente. Der Goldschmidt ist der größte Künstler, weil er ein Juwelenfresser schon im Mutterleib werden mußte. Wie hideux, krankhaft, unnütz, und ohne allen sittlichen Grund und Kampf eigentlich! wie ein Wasserscheuer, dem man das Beißen verzeihen muß. Wie die Mutter zu der fausse couche gekommen, ist wieder ein anderes Plaisier. Tel est le bon plaisir — von Hoffmann. Und vive l'auteur! schreit das deutsche Publikum. Nicht zum Verstehen[1])." —

---

[1]) Vgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. Th. III, S. 13—15. — Dagegen schrieb Lotte Schiller in einem Briefe vom 5. Februar 1820 an Knebel: „Der so sehr gepriesene Hoffmann, den ich aber nicht so hoch stelle wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen, hat eine Erzählung bearbeitet: Der Goldschmied, welche Geschichte in der

Die Zeit ist über dies Urteil, dem man die augenblickliche Stimmung zu deutlich ansieht, um ihm eine besondere Bedeutung zuzuschreiben, hinweggegangen, und Hoffmanns Erzählung steht bis heute, auch bei bedeutenden Leuten, in hoher Schätzung. Man merkt Rahels Worten an, daß getadelt werden soll, daß sie um jeden Preis geistreich, in ihrem Urteil von dem landläufigen abweichend sein will, und so mag man auch dieses zu den anderen schiefen stellen, die sie gefällt hat. Um ihre poetische Aufnahmefähigkeit aber ist sie nicht zu beneiden. Ist man durch Hoffmanns Kraft der Darstellung, welche die Phantasie mitreißt, gefangen, dann wird auch das Unwahrscheinliche wahrscheinlich, bis zur Notwendigkeit. Eine Erzählung ist darum nicht schlecht, weil sie vielen gefällt. Mit Fouqués „Undine" steht „das Fräulein von Scuderi" jedenfalls in keiner schlechten Gesellschaft; und wie weit die getadelten Punkte überhaupt angriffsfähig sind, mag jeder einzelne für sich entscheiden.

Sehr freundlich äußerte sich das „Morgenblatt für gebildete Stände" (Jahrg. 1819. Literaturblatt Nr. 48, S. 192): „‚Fräulein von Scudery', eine aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten erzählte Geschichte von E. J. Hofmann [so!], ist spannend, und gut kostumirt: sie ist um so schöner erzählt, als sie den Leser um die Länge täuscht, die durch das häufige redend Einführen der handelnden Personen entsteht. Wir sind nicht orientirt, wie vieles von der Ausmahlung dieser Erzählung aus historischen Quellen genommen ist, finden aber darin eine sehr sinnreiche und wahrscheinliche Erklärung einer fürchterlichen Thatsache, die sich vor wenigen Jahren in London wiederholte, indem sich viele unsrer Leser des Monsters erinnern werden, das den Zeitungen zufolge zahlreiche Mordanfälle versuchte."

Zeit Ludwig's XIV. vorgegangen und [worin] Madame de Maintenon und Mademoiselle Scudéry eine Rolle spielen. Es ist das Beste, was ich von Hoffmann gelesen; es ist so schön erzählt, so verständig und in einer Folge dargestellt, daß man sich darüber erfreuen muß" (vgl. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Leipzig 1856. S. 481). Nach Lotte Schiller war „der Herr Hoffmann in Berlin der Held der Weimarer gelehrten Damenwelt" (a. a. O. S. 510).

Im Hermes (Kritisches Jahrbuch der Literatur. Amsterdam [Brockhaus in Leipzig] 1820. II. Stück, S. 211) heißt es bei Besprechung der Almanachsliteratur: „Ist nun dieses so eins der ganz im Strome der Zeit verschwimmenden Schriftchen [eine Erzählung von Stephan Schütze], so wird ein gleiches Loos Hoffmanns Erzählung, das Fräulein von Scudery, nicht betreffen. Sie ist ein Nachtstück, über dem sich die fromme und sanfte Scudery wie eine Lichtgestalt hervorhebt. Aus dem bedeutsamen historischen Vorgrunde führt uns der Verf. mit Lebendigkeit und steigendem Interesse durch die seltsamen Windungen der Begebenheit, und der künstlerische Werth der Geschichte wie die Schreibart entkräften den Vorwurf, daß (wie z. B. im Signor Formica, den man schwerlich zum zweytenmale lesen wird) zu sehr auf die Spannung der Neugier hingearbeitet sey. Zu rechten wäre dagegen mit dem Vf., daß er seine teuflische Figur Cardillac rein unmenschlich hingestellt, indem er ihn allemal erst nach begangenen Mordthaten Ruhe und Seelenzufriedenheit als beharrlichen Zustand genießen läßt, ein Zustand, zu dem das Phantasma vom bösen Stern und vom Gespenst nicht hinreicht, dem nur die unmittelbarste Einwirkung des Satans (den wir damit übrigens nicht citirt haben wollen) Statthaftigkeit und Wahrheit geben konnte. Auch wäre vielleicht die Geschichte noch anziehender geworden, wenn der Bösewicht nicht als wunderlich, sondern als bloßer Ausbund menschlicher Lasterhaftigkeit dastände."

Nicht gehaltvoller sind die anderen zeitgenössischen Besprechungen, die heute zu lesen aber einen eigenartigen Reiz gewährt.

Der Erfolg der Erzählung beim Publikum muß ein außerordentlich großer gewesen sein, denn wie Hitzig uns erzählt, lief neben dem Honorar von den Verlegern des Taschenbuchs, den Gebrüdern Wilmanns in Frankfurt a. M., noch eine große Kiste köstlicher Weine bei dem Autor ein, der sehr davon überrascht war und dem Herausgeber des Almanachs, Stephan Schütze, schrieb: „Solch einen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden[1])."

---

[1]) Vgl. die Nachträge in: Die letzten Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. Berlin, 1825. Bd. II, S. 354. – Es waren fünfzig Flaschen Rüdesheimer Hinterhaus des berühmten Jahrgangs 1811 (vgl. in unserm

Die Erzählung „Spielerglück[1]" ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Unterhaltung mit Lüttwitz und D'Elpons, die beide große Spieler waren, am Stammtisch bei Lutter und Wegner angeregt worden. Eigene Erinnerungen aus der Jugendzeit kamen dazu, von denen Hoffmann im Gespräche der Serapionsbrüder (vgl. im Text S. 278—282) ausführlichen Bericht abstattet. Aus dieser Unterhaltung zu schließen, muß auch Koreff (Vinzenz) gespielt haben (vgl. im Text S. 283). Weitere Erfahrungen konnte Hoffmann bei andern Bekannten sammeln. So war der erste Mann der Baronin Caroline von Fouqué, ein Herr von Rochow, das Opfer der Spielleidenschaft geworden: wiederholtes Unglück im Spiel veranlaßte ihn, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen[2]. Der mit Hoffmann befreundete Schauspieler Carl Friedrich Leo hatte an einem Spieltisch in Pyrmont (wo ja auch Hoffmanns Erzählung spielt) sein ganzes Vermögen von sechs- oder achttausend Talern verloren, woraus Rellstab Leos menschenfeindliche Abgeschlossenheit herleitete[3].

Bd. VI Anm. zu S. 179), die mit einem sehr liebenswürdigen Schreiben der Gebrüder Wilmanns Mitte Februar 1820 eintrafen. Es heißt in dem Briefe: „Die ohne alle Schmeichelei dürfen wir es sagen, äußerst interessanten Erzählungen und unter diesen vorzüglich Fräulein Scudery, womit Sie die Güte hatten, seit einigen Jahren unser Taschenbuch: der Liebe und Freundschaft zu beschenken, verschaffte denselben ein größeres Interesse und vermehrte den Absatz, wofür wir Ihnen noch besonders unsere innigste Dankbarkeit bezeigen, und nur noch den Wunsch hinzufügen, daß Sie auch Ihre fernere Wohlgewogenheit uns erhalten und unser Taschenbuch auch in Zukunft so reich wie bisher beschenken möchten." (Aus „Hoffmanns Briefwechsel". Herausgegeben von H. v. Müller. II, 2, S. 396).

[1]) Unter diesem Titel war bereits ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach Regnard und Goldoni erschienen, das aber inhaltlich nichts mit Hoffmanns Erzählung zu thun hat. Vgl. Deutsche Schaubühne. Augsburg 1790. Jahrg. II, Bd. 7, S. 293. — In Ifflands „Spieler" gab Devrient die Rolle des Posert (vgl. unsern Bd. IV, S. LXX).

[2]) Vgl. Varnhagen von Ense, Biographische Portraits. Leipzig 1871, S. 120f.

[3]) Vgl. L. Rellstab, Aus meinem Leben. Berlin 1861. Bd. II, S. 122. — Über Leo vgl. in unserm Bd. IV Anm. zu S. 47.

Ein wie leidenschaftlicher Spieler aber der Freiherr von Lüttwitz war, dessen Glück dem des Chevaliers Menars in Hoffmanns Erzählung entspricht, erfahren wir aus einem Nekrolog, den ihm am 9. Juli 1831 sein Bruder, ehemaliger Regierungspräsident, in Gorkau schrieb [1]). Es heißt hierin:

„Altritterlicher Sinn des Vaters bestimmte ihn mit 6 Brüdern zum Degen für König und Vaterland. Leider aber schon mit dem 12ten Jahre wurde er Junker in dem damaligen Regiment von Wendessen zu Breslau. Schon hatte sich der wiß- und ehrbegierige Knabe aus dem Plutarch mit den Helden des Alterthums vertraut gemacht. Um so schamrother mußte er nun in den Wachtstuben die frechesten Worte rohester Ausländer vernehmen und mit älteren Kameraden zum Zeitvertreib die nicht tief- sondern leichtsinnige Mystik des Spiel-Glücks versuchen. So ergriff diese unglückliche Leidenschaft nur allzu frühzeitig das zu allem Guten und Schönen empfänglichste Herz mit Fallstricken des Bösen. Strengeste väterliche Ahndung, Duelle, die er blutig aushalten mußte zur Sühne seiner in Folge väterlicher Nachforschung am Spieltisch mit ihm angetroffenen Kameraden,

---

[1]) Ich verdanke die Kenntnis dieses Nekrologes der Güte der Familie v. L. – Ferdinand Moritz Freiherr von Lüttwitz, dritter Sohn des schlesischen General-Landschafts-Repräsentanten F. v. L., geb. am 27. Oktober 1773, gest. am 7. Juli 1831, war von Natur mit ungewöhnlich großer Geistes- und Körperkraft ausgestattet. Er verteidigte als Hauptmann 1806 eine der Hauptbastionen der Festung Cosel mit außerordentlichem Mute. Im letzten Dezennium seines Lebens soll L. dem Spiel entsagt und junge Zeitgenossen gewarnt haben. Er hatte, genau mit allen persönlichen Verhältnissen bekannt, berechnet, daß der schlesische Adel unter seinen Augen infolge des Glückspiels an acht Millionen vergeudet hatte. Als vielgereistem und belesenem Manne, mit großer Gedächtniskraft ausgestattet und an Welt- und Menschenkenntnis reich, fehlte ihm „bei seiner immer lebhaften Unterhaltungsgabe auch in den Zirkeln geistreicher Männer" nie der Beifall. Die Dramaturgie wurde ihm zum Lieblingsstudium, und seine in periodischen Schriften erschienenen Kritiken sollen von Schauspielern und Schauspielerinnen sehr beachtet worden sein. „Seine unüberwindliche Neigung für geistige Getränke" hebt der Nekrolog bedauernd hervor. Seinem Tode ging eine neun Monate lange Schlaflosigkeit voraus, und die letzten Worte zu seinem Bruder waren: „Ich habe doch die ganze Kirchengeschichte gelesen; aber solche Todesmartern hat kein Märtyrer gelitten!"

sogar Festungs-Arrest wurden kein Gegengewicht mehr; zumal das Spiel-Glück ihn so äußerst begünstigte, daß er beispiellos darin wurde. Viele Hundert Tausende rollten späterhin durch seine Hände mit großem Nebengewinn. Alle Banquiers zitterten, wenn er ihrem grünen Tische sich nahte; denn sein Spiel war so kühn und großartig, wie überhaupt sein ganzer Charakter trotz unüberwindlichen Mängeln. Wie keiner auf dieser Schaubühne theilte er dagegen an Freunde und Bedürftige Gewinn und auch eigenes Vermögen auf sehr liebreiche, verständige und geschmackvolle Weise" u. s. w.

Wie mir vor Jahren ein Berliner Antiquar mitteilte, sollen Zeichnungen zum „Spielerglück" von Hoffmanns eigener Hand existieren, die in Privatbesitz übergegangen sind.

Die Kritik lobte Hoffmanns Erzählung besonders ihres moralisierenden Charakters wegen, so schrieb das Morgenblatt für gebildete Stände (Literaturbl. Nr. 4, 1820): „‚Der glückliche Spieler' [so!] verfolgt mit Geist den moralischen Zweck, von der Leidenschaft des Wagspiels abzuschrecken." An einer andern Stelle (Literaturbl. Nr. 50. 1819) lesen wir: „Hofmann [so!] haben wir in dem ‚Spielerglück' gar nicht erkannt." – „Hoffmanns Spielerglück", heißt es im „Hermes" (a. a. O., S. 217) „ist unter den diesjährigen Almanachserzählungen des Vf. die vorzüglichste. Das innerste Wesen und Geheimnis der Spielwuth ist darin so wahr und überraschend ausgesprochen, in eine so tief ergreifende und kunstvoll gestaltete Begebenheit eingeschlossen, der Styl so lebendig und von des Vf. eigner Manier so viel freyer, die grausende Ungewißheit, wie eigentlich Angela gestorben, so großartig, wie sich nicht oft etwas findet, und die wunderlichen teufelähnlichen Figuren sind wenigstens möglichst gemildert." Den moralischen Wert hebt die „Zeitung für die elegante Welt[1])" wieder hervor: „Unter den Darstellungen in Prosa hat uns die Erzählung von Hoffmann ‚Spielerglück' als moralische Erzählung meisterhaft geschienen. Man kann nicht ergreifender, wahrer und

---

[1]) Vgl. den Artikel „Almanachsliteratur" in Nr. 216 vom 2. November 1819.

erschütternder den Abgrund schildern, worein die Spielsucht auch eine bessere Natur versenkt. Ohne zu predigen, warnt, rührt und belehrt der Verfasser, indeß die Phantasie durch die lebensvollsten Darstellungen ergötzt wird." — „Höchst anziehend", sagt Theodor Hell [1]), „und in seiner moralischen Tendenz zugleich trefflich und belehrend ist des genialen E. T. A. Hoffmann ‚Spielerglück', eine kurze Erzählung voll Interesse und Kraft."

Alles, was Hoffmann zu seinem prächtigen Kabinettstück „Der Baron von B." brauchte, fand er in Nr. 51 der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung vom 16. September 1801 in einem Aufsatz über die neuesten musikalischen Angelegenheiten in Paris; Sp. 840 steht folgender Bericht, den wir für einen Vergleich mit der Erzählung ganz absetzen:

„Ernst Baron von Bagge, königl. preuß. Kammerherr starb vor einigen Jahren hier in Paris. Er war einer der eifrigsten und freygebigsten Musikliebhaber, die es nur je gegeben hat. Ganz Paris erinnert sich der glänzenden und vortrefflichen Konzerte, die er in seinem Hause gegeben hat (*Place des victoires*). Der Mann war übrigens ganz original und burlesk in allem, was er that. Er wollte es erzwingen, Violinkonzerte und Symphonien zu schreiben; er spielte sehr mittelmäßig Bratsche und noch viel schlechter Violin; aber er hatte die Thorheit, sich für einen großen Virtuosen gerade auf diesem Instrumente zu halten. Er behauptete sogar, er habe eine neue Methode, die Violin ganz vollkommen zu spielen, erfunden. Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, eine neue, und, wie er sagte, noch weit höhere Schule, als die des Corelli, Vivaldi, Pugnani zu bilden. Die ersten Künstler Frankreichs, Deutschlands und Italiens hatten die Gefälligkeit, sich in dem, was er seine eignen Grundsätze nannte, unterrichten zu lassen, und Viotti, dem er eine Wohnung in seinem Haus einräumte, nahm förmlich bei ihm Stunde. Das Spaßhafteste bey der Sache war, daß der seltsame Lehrer dem Schüler für jede Lektion einen Louisd'or bezahlte. Wie schwer mag es aber bisweilen Viotti'n geworden seyn, ernsthaft dabey

[1]) In der Dresdener Abendzeitung: Wegweiser vom 20. November 1819 bei Besprechung der „Urania".

zu bleiben, denn nie hat wohl ein Baron schrecklicher grimassirt, als dieser, so bald er die Geige ansezte und den Bogen ergriff. Sein Gesicht, seine Muskeln, sein ganzer Körper waren in der peinlichsten Spannung, und wenn er beym Spielen feurig wurde, so kamen Töne zum Vorschein, die mit den Klagen eines Katers zu verwechseln waren. Er gab nie ein Konzert, ohne daß er ein Violin-Solo herausgekrazt hätte; und doch war es sehr gefährlich, dabey zu lachen, weil er sogleich in Feuer und Flammen war und den Lachern ohne Umstände die Thüre wies. Der Baron von Bagge war sehr reich und verwendete jährlich 50000 Livres auf seine Konzerte. Er war seit langer Zeit von seiner Gemahlin geschieden und lebte in stetem Proceß mit ihr. Sie lebte in einem Kloster und machte große Forderungen an ihren Gemahl. Nach vielen Jahren verliert der Baron seinen Proceß. Sein Advocat kömmt und will ihm dies traurige Ereigniß ankündigen, da er eben ein Violinsolo von seiner Komposition, das er in seinem Conzert zu spielen gedenkt, in Gegenwart mehrerer Musiker wiederholt. Der Advocat tritt zu ihm, redet ihn an: Herr Baron, ich bringe Ihnen eine traurige Nachricht, Sie haben Ihren Proceß verlohren und sind zu Kosten und Schadenersatz verurtheilt. — Na, antwortete der Baron, sehen Sie was Sie machen? da habe ich falsch eingesezt! Meine Herren, wenn Sie erlauben, fang' ich das Solo noch einmal an! — Dieser Zug hätte recht gut in Champin's allerliebster Mélomanie aufgeführt werden können. Ohngeachtet dieser und hundert anderer Lächerlichkeiten war dieser seltsame Mensch doch nur für seine eignen Kompositionen und sein Violinspielen blind. Übrigens war er ein wahrer Kenner und der wärmste Beschützer aller guten Musik und Künstler. Bey ihm ließen sich die größten Sängerinnen und Virtuosen hören, ehe sie öffentlich auftraten, wie z. B. eine Todi und Mara oder wie die Herren Viotti, Giornovichi, Kreutzer, Duport, Jamsons, Punto, Ozy, Devienne, Besozzi u. s. w. Alle diese und viel andere Künstler in Paris bedauerten den Tod dieses seltsamen aber wackern Mannes von Herzen[1])."

[1]) Gerber schreibt über ihn im alten Tonkünstlerlexikon: „Ein würdiger Dilettant zu Paris um 1783, dessen Haus schon seit langer Zeit jedem

An Härtel, den Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", hatte Hoffmann am 12. Januar 1819 unter Beifügung des Manuskriptes des „Baron von B." geschrieben: „In der Anlage erhalten Sie eine Kleinigkeit, die meines Bedünkens indessen doch Interesse genug hat, um aufgenommen zu werden. Der berühmte Violinspieler, von dem die Rede, ist der Conzertmeister Möser, der Baron aber der bekannte Baron von Bagge, dessen Namen ich deshalb nicht ausschrieb, weil ich etwas mehr in die Geschichte hineingetragen, als sich

---

braven Virtuosen offen steht, und der die Vorzüge und das Eigene eines jeden aufs genaueste zu bestimmen weiß. Sein Instrument ist die Geige, die er auf seine eigene Art traktirt. Jeder Vormittag ist der Musik gewidmet. Um 1782 ließ er zu Paris ein Violineonzert mit Begleitung von seiner Komposition stechen, das der junge Kreutzer in einem öffentlichen Conzerte daselbst mit allgemeinem Beifalle spielte. Im J. 1789 that er eine Reise nach Berlin." Im neuen Lexikon fügt Gerber das Todesdatum mit der Nachricht hinzu, daß man erzählte, Baron B. sei von seiner Mätresse mit Gift umgebracht worden. „Die eigene Art, womit er die Violin traktirte," sagt Gerber, „bestand darin, daß er mit einem und dem nämlichen Finger auf der Saite herauf und herunter glitt. Die berühmtesten Violinisten, sowohl einheimische als auswärtige, welche Paris besuchten, gab er für seine Schüler aus und bezahlte ihnen die Lektionen, die er ihnen gab, sehr gut, wofür sie dann in seiner Manier spielen mußten. Diese kleine Thorheit abgerechnet, war er ein sehr braver Mann, der reisenden Musikern und jungen hoffnungsvollen Künstlern viel thätige Unterstützung leistete." Einige seiner Kompositionen erwähnt Eitner (I, 302). Fétis verweist in seiner „Biographie Universelle des Musiciens" (Paris 1860. Tom. I, p. 217) auch auf Hoffmanns kleine Erzählung. – Der Baron Carl Ernst von Bagge, geboren am 4. Febr. 1722 (frdl. Mitteilung des kurländ. Ritterschaftsarchivs), starb am 24. März 1791 in Paris. Über seine Abstammung und Familie vgl. Siebmachers Großes und Allgemeines Wappenbuch. Bd. III, Abt. 11 (Nürnberg 1898), S. 121 f.: „von Bagge af Boo". Ferner: A. W. Hupel, Neue nordische Miscellaneen. 13. u. 14. Stück (Riga 1796), S. 93 f. und Neue preußische (Kreuz-)Zeitung. 1857. Nr. 27. A. Graf Báthory-Simolin, Die Bagge of Boo in Kurland. – Diderot nennt die „Konzerte bey Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs" in seinem berühmten Dialog „Rameau's Neffe" (übersetzt von Goethe. Leipzig 1805, S. 117 f.) und Goethe gibt S. 390 dazu eine Anmerkung, die so ziemlich mit dem von Gerber Gesagten übereinstimmt.

historisch verantworten lassen möchte. Die Hauptsache ist buchstäblich wahr[1]).“

Vergleichen wir den Inhalt von Hoffmanns Erzählung mit dem biographischen Material, welches wir aus der Allgemeinen musikalischen Zeitung und aus Gerbers Tonkünstlerlexikon wörtlich wiedergegeben haben, so möchten wir annehmen, daß Hoffmann keiner anderen Quelle bedurfte, um seine Geschichte zu schreiben, und es ist sehr möglich, daß Karl Möser als Gewährsmann nur vorgeschoben ist. Daß Gerbers Tonkünstlerlexikon für die Charakterisierung der einzelnen Violinisten, die der Baron von Bagge (im Text auf S. 291 ff.) gibt, alle Unterlagen geliefert hat, zeigen unsere Anmerkungen zu diesen Seiten zur Genüge.

---

[1]) Dieser Brief zuerst mitgeteilt in dem Aufsatz „E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel 1809—1819“ von Hans von Müller (vgl. Süddeutsche Monatshefte. 5. Jahrg., Heft 1. Januar 1908 S. 57).

Die Serapions-Brüder

Gesammelte Erzählungen und Märchen

Herausgegeben von

E. T. A. Hoffmann

Dritter Band



Fünfter Abschnitt.

Aufs neue hatte das Leben in seiner stets wechselnden Gestaltung die Freunde auseinander geworfen. Sylvester war zurückgegangen aufs Land, Ottmar in Geschäften verreiset, Cyprian desgleichen, Vinzenz zwar am Orte, aber wieder einmal nach seiner gewöhnlichen Weise im Gewühl verschwunden und nicht aufzufinden. Nur Lothar pflegte den kranken Theodor, den ein lange bekämpftes Übel doch zuletzt auf das Lager gebracht, das er nun so bald nicht wieder verlassen durfte.

Mehrere Monate waren vergangen, da kehrte Ottmar, der eigentlich durch seine schnelle unerwartete Abreise die Zerstörung des Klubs begonnen, zurück und fand, statt wie er gehofft, die Serapions-Brüderschaft in vollem Flor anzutreffen, einen kaum genesenen Freund, der die Spuren harter Krankheit noch im bleichen Antlitz trug, und den die Brüder verlassen bis auf einen, der ihm mit allen Ergießungen einer mürrischen Laune gar hart zusetzte.

Lothar befand sich nämlich wieder in der seltsamen Seelenstimmung, in der er überzeugt war, das ganze Leben werde schal und ungenießbar durch die ewigen moralischen Foppereien des feindlichen Dämons, den die Natur dem Menschen, den sie behandle wie ein unmündiges Kind, zur Seite gestellt als pedantischen Hofmeister, und der nun wie dieser die süßen Makronen versetze mit bittrer Arzenei, damit der Junker einen Ekel davor empfinde, nicht mehr davon genieße und so den guten Magen konserviere.

„Was für eine heillose Idee," so rief Lothar, als Ottmar ihn bei Theodor traf, im höchsten Unmut aus, „was für eine heillose Idee war es, uns, jede Kluft, die die Zeit geschaffen, schnell überspringend, so nahe wieder aneinander, ineinander, möcht' ich sagen, zu rücken. Dem Cyprian verdanken wir den Grundstein des heiligen Serapion, auf den wir ein Gebäude stützten, das für das Leben gebaut schien und zusammenstürzte in wenig Monden. Man soll sein Herz an nichts hängen, sein Gemüt nicht hingeben dem Eindruck fremder Erregung, und ich war ein Narr, daß ich es tat. Denn gestehen muß ich euch, daß die Art, wie wir an unsern Serapions-Abenden zusammenkamen, mein ganzes Innres, mein ganzes Wesen so in Anspruch genommen hatte, daß, als die würdigen Brüder sich so plötzlich zerstreut in alle Welt, mir wirklich das Leben ohne unsere Brüderschaft ebenso erschien wie dem melancholischen Prinzen Hamlet, nämlich ekel, schal und oberflächlich!"

„Da," nahm Ottmar lachend das Wort, „da kein Geist aus dem Grabe gestiegen ist und dich in mitternächtlicher Weile zur Rache gemahnt hat, da du keine Geliebte ins Kloster schicken, keinen meuchelmörderischen König mit einem vergifteten Rappier niederstoßen darfst, so magst du auch die Melancholie des Prinzen Hamlet aufgeben und bedenken, daß es der gröbste Egoismus sein würde, jedem Bunde, den in Herz und Gemüt gleichgestimmte Seelen schließen, deshalb zu entsagen, weil der Sturm des Lebens ihn zerstören kann. Der Mensch darf nicht bei jeder leisesten unsanften Berührung die Fühlhörner einziehen wie ein schüchternes überempfindliches Käferlein. Und gilt dir die Erinnerung an in froher herrlicher Gemütlichkeit verlebte Stunden denn für gar nichts? Stets auf meiner ganzen Reise habe ich an euch gedacht. An den Abenden des Serapions-Klubs, den ich in vollem Flor glaubte, habe ich mich unter euch versetzt, allerlei buntes Ergötzliches vernommen und euch auch wohl mit manchem erfreut, was mir gerade der Geist gegeben. — Doch was schwatze ich! — was

schwatze ich! — Ist denn wohl in Lothars Seele nur das mindeste von dem, was der augenblickliche Unmut aus ihm spricht? — Sagt er nicht selbst, daß nur unsere Trennung ihn verstimmt hat?"

„Theodors Krankheit," fiel Lothar dem Ottmar ins Wort, „die ihn dem Grabe nahe brachte, war eben auch nicht dazu geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen."

„Nun," sprach Ottmar, „Theodor ist genesen, und was den Serapions-Klub betrifft, so weiß ich gar nicht, warum er nicht für schön und vollständig geachtet werden sollte, wenn drei würdige Brüder sich versammeln und so die Brüderschaft aufrecht erhalten?"

„Ottmar", sprach Theodor, „hat vollkommen recht, es ist ganz unumgänglich notwendig, daß wir nächstens uns versammeln auf serapiontische Weise. Was gilt's, dem wackern Keim, den wir bilden, entkeimt wieder ein lebensfrischer Baum mit Blüten und Früchten. Ich meine, der Zugvogel Cyprian kehrt wieder heim, dem Sylvester wird es draußen bange, und er sehnt sich, wenn die Nachtigallen schweigen, nach anderer Musik, und Vinzenz taucht auch wohl wieder auf aus den Wogen und gackert sein Liedchen!"

„Tut," sprach Lothar etwas sanfter als zuvor, „tut was ihr wollt, nur verlangt nicht, daß ich etwas damit zu schaffen haben soll. Dabei will ich aber sein, wenn ihr euch serapiontisch versammelt, und ich schlage vor, daß, da Freund Theodor soviel als möglich in der freien Luft sein soll, dies im Freien geschehe."

Die Freunde bestimmten den letzten Mai, der in wenigen Tagen einfiel, als die Zeit, einen schönen, beinahe gar nicht besuchten Gastgarten aber als den Ort ihrer nächsten serapiontischen Zusammenkunft.

Ein Gewitter hatte, schnell vorüberziehend und Baum und Gebüsch nur mit einigen schweren Tropfen Himmelsbalsams besprengend, die drückende Schwüle des Tages abgekühlt. Im herrlichsten Glanz stand der schöne Garten, den der liebliche Wohlgeruch des Laubes, der Blumen durchströmte, und fröhlich zwitschernd und trillerierend rauschten die bunten Vögel durch die Büsche und badeten sich in den benetzten Zweigen.

„Wie," rief Theodor, nachdem er mit den Freunden in dem Schatten dickbelaubter Linden Platz genommen, „wie fühle ich mich so durch und durch erquickt, jede Spur des leisesten Übelbefindens ist verschwunden, es ist, als sei mir ein doppeltes Leben aufgegangen, das in reger Wechselwirkung sich selbst erst recht faßt und empfindet. In der Tat, man muß so krank gewesen sein als ich, um dieses Gefühls fähig zu werden, das Geist und Gemüt stärkend die eigentliche Lebensarzenei scheint, welche die ewige Macht, der waltende Weltgeist uns selbst unmittelbar spendet. — Aus meiner eigenen Brust weht der belebende Hauch der Natur, es ist mir, als schwämme ich, aller Last entnommen, in dem herrlichen Himmelsblau, das über uns sich wölbt!" — „Diese Begeisterung", nahm Ottmar das Wort, „zeigt, daß du vollkommen genesen bist, mein lieber teurer Freund, und Dank der ewigen Macht, die dich mit einem Organism ausstattete, stark genug, dergleichen Krankheit, wie sie dich überfiel, zu überstehen. Schon daß du überhaupt genesen, ist zu verwundern, noch mehr aber, daß dies so schnell geschah."

„Was mich betrifft," sprach Lothar, „so verwundere ich mich über Theodors schnelle Herstellung ganz und gar nicht, da ich auch nicht einen Augenblick daran gezweifelt. Du kannst es mir glauben, Ottmar, so erbärmlich es auch mit Theodors physischem Zustande aussehen mochte, psychisch ist er niemals recht krank gewesen, und solange der Geist sich aufrecht erhält — nun, es war eigentlich zum Totärgern, daß der kranke Theodor sich immer in viel besserer Stimmung befand als ich kerngesunder Mensch,

und daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, sich in tollen Späßen erlustigte, wie er denn auch die seltene geistige Kraft besaß, sich manchmal seiner Fieberfantasien zu erinnern. – Viel zu sprechen, das hatte ihm der Arzt verboten; wollt' ich ihm aber dieses, jenes erzählen in ruhigen Stunden, so winkte er mir Stillschweigen zu, meinte auch wohl, ich solle ihn seinen Gedanken überlassen, er arbeite an einer großen Komposition oder sonst." –

„Ja," rief Theodor lachend, „ja mit Lothars Erzählen, da hatte es eine ganz besondere Bewandtnis! – Daß Lothar gleich, nachdem die Serapions-Brüder sich zerstreut hatten, von dem Dämon der bösen Laune gepackt wurde, weißt du, unmöglich kannst du aber erraten, welchen besonderen Gedanken er in dieser Zeit des Unmuts faßte? – Eines Tages trat er an mein Bett (ich lag schon darnieder) und sprach: ‚Die schönsten, reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen, Novellen, Dramen sind alte Chroniken. Cyprian hat das längst gesagt, und er hat recht.' – Gleich den andern Tag bemerkte ich, unerachtet mir die Krankheit hart zusetzte, doch sehr gut, daß Lothar dasaß, in einen alten Folianten vertieft. Genug, er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek und schleppte alle Chroniken zusammen, deren er nur habhaft werden konnte. Mochte das nun sein, aber seine ganze Fantasie wurde erfüllt von den seltsamen tollen Mären jener verjährten Bücher, und ich bekam, mühte er sich, mir in ruhigeren Stunden aufheiternde Dinge zu erzählen, von nichts anderm zu hören als von Krieg und Pestilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Kometen, Feuer und Wassersnot, Hexen, Autodafés, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Taten des Gottseibeiuns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine starke bedeutende Rolle spielt, so daß man gar nicht begreifen kann, warum er sich jetzt so still verhält, hat er vielleicht nicht ein anderes Kostüm angelegt, das ihn zur Zeit unkenntlich macht. Nun sage mir, Ottmar, sind solche Gespräche wohl für einen Kranken meiner Art geeignet?"

„Ihr möget," nahm Lothar das Wort, „ihr möget mich nicht ungehört verdammen. Wahr ist es und keck zu behaupten, daß in alten Chroniken viel Herrliches steckt für schreiblustige Novellisten, aber ihr wißt es, niemals hab' ich mich darum sonderlich bekümmert und am wenigsten um Teufeleien nebst ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novellist fertig werden konnte. Nun geriet ich aber mit Cyprian den Abend vorher, ehe er uns verließ, in großen Streit darüber, daß er es eben zu viel mit dem Teufel und seiner Familie zu tun habe, und gestand ihm offenherzig, daß ich seine Erzählung ‚der Kampf der Sänger', die ich damals, als er sie uns vorlas, mit allerlei Scheingründen schützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte. Da fuhr er aber auf mich los, machte den wahrhaftigen Advocatum diaboli und erzählte mir so viel aus alten Chroniken und andern verschollenen Büchern, daß ich ganz wirr wurde im Kopf. Als nun Theodor erkrankte, als mich gerechter bittrer Unmut ergriff, da kam mir, selbst weiß ich nicht, wie es geschah, Cyprians ‚Kampf der Sänger' wieder in den Sinn, ja der Teufel selbst erschien mir in schlafloser Nacht, und indem mir entsetzlich vor dem bösen Kerl graute, konnt' ich ihm doch als stets bereitem Aide de Camp hülfsbedürftiger Novellisten meine Achtung nicht versagen. Ich beschloß, euch allen zum Tort, im Grauenhaften und Entsetzlichen unsern Cyprianus noch zu überbieten."

„Du," rief Ottmar lachend, „du, Lothar, wolltest grauenhaft sein und entsetzlich? – Du, dessen grelle skurrile Fantasie nur den Jokusstab zu schwingen vermag?"

„Ja," erwiderte Lothar, „so hatt' ich es im Sinn, und der erste Schritt, den ich dazu tat, war, daß ich den alten Chroniken nachstöberte, die Cyprian als wahre Schatzkästlein der Teufelei gepriesen. Aber ich will euch's nur gestehen, daß mir unter der Hand alles ganz anders wurde, als ich es gewollt, gedacht." „Das kann," rief Theodor lebhaft, „das kann ich be-

zeugen. O, es ist herrlich, wie der Teufel, wie der greulichste Hexenprozeß sich gefügt hat der Laune des Schöpfers von ‚Nußknacker und Mausekönig'! — Vernimm, o mein Ottmar, wie ich zu einem kleinen Teufelsprobestücklein unseres wackern Lothar gekommen! — Lothar hatte mich eines Tages eben verlassen, als ich, der ich schon ziemlich bei Kräften in der Stube auf und abzuwandeln vermochte, auf seinem Schreibtisch das in der Tat sehr merkwürdige Buch: Hafftitii Microchronicon berolinense und gerade das Blatt aufgeschlagen fand, auf dem unter andern steht:

> ‚In diesem Jahr wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängnissen und gebehrdete sich traurig ꝛc.'

Du wirst glauben, mein Ottmar, daß mich diese kurze erbauliche Nachricht sehr erfreute, noch mehr aber zogen mich einige von Lothars Hand beschriebene Blätter an, die daneben lagen, und in denen Lothar, wie ich mich bei schneller Durchsicht überzeugte, jene seltsame Laune des Teufels oder Deuvels mit einer greulichen Mißgeburt und einem noch greulicheren Hexenprozeß in die angenehmste artigste Verbindung gesetzt hat. Hier sind diese Blätter, ich habe sie mitgebracht, dir mein Ottmar, zur Ergötzlichkeit."

Theodor zog ein paar Blätter aus der Seitentasche und reichte sie Ottmarn hin.

„Was," rief Lothar heftig, „was, die ‚Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes', die ich längst vernichtet glaubte als mißlungenes Produkt einer schillernden Laune, die hast du mir malitiöser Weise entwendet und aufbewahrt, um mich in Mißkredit zu setzen bei verständigen Leuten von Bildung und Geschmack? — Her damit! — her mit dem unseligen Geschreibsel, damit ich es in hunderttausend kleine Stückchen zerreiße und preisgebe dem Spiel der Winde." —

„Mit nichten," sprach Theodor, „vielmehr sollst du mir, den du in böser Krankheit hinlänglich gequält mit dem Teufelsspuk

deiner Chroniken, zu einiger Genugtuung deine Nachricht unserm Ottmar vorlesen, indem ich dagegen diesem aufgebe, nichts anders darin zu suchen und zu finden als einen tollen Schwank."

„Kann ich dir," sprach Lothar, indem ein seltsames Lächeln auf seinem Gesicht vibrierte, „kann ich dir denn etwas abschlagen, o mein Theodor? Du willst, daß ich mich vor diesem ungemein ernsten und sittsamen Mann was weniges blamiere. – Wohlan, es geschehe also!"

Lothar nahm die Blätter und las:

Im Jahr Eintausend fünfhundert und einundfünfzig ließ sich, zumal in der Abenddämmerung und des Nachts, auf den Gassen von Berlin ein Mann blicken von feinem stattlichen Ansehen. Er trug ein schönes Wams mit Zobel verbrämt, weite Pluderhosen und geschlitzte Schuhe, auf dem Kopf aber ein bauschichtes Sammtbarett mit einer roten Feder. Seine Gebärden waren angenehm und sittig, er grüßte höflich jedermann, vorzüglich aber die Frauen und Mädchen, pflegte auch wohl diese mit verbindlichen wohlgesetzten Reden auf anmutige Weise anzusprechen. „Donna, gebietet doch nur über Euern untertänigen Diener, wenn Ihr in Euerm Herzen einen Wunsch traget, damit er seine geringen Kräfte dazu verwende, Euch ganz zu Willen zu sein!" So sprach er zu den vornehmen Weibern. Und dann zu den Jungfrauen: „Der Himmel möge euch doch einen Eheliebsten bescheren, der eurer Schönheit und Tugend ganz würdig!" Ebenso artig bezeigte er sich gegen die Männer, und so war es kein Wunder, daß jeder den Fremden lieb gewann und ihm gern zu Hülfe kam, wenn er verlegen an einer breiten Gosse stand und nicht wußte, wie hinüberkommen. Denn unerachtet er sonst groß und schön gewachsen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte sich auf einen Krückstock stützen. Reichte ihm nun einer die Hand, so sprang er mit ihm wohl an die sechs Ellen hoch in die Luft und kam über die Gosse hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig, und mancher verstauchte sich hin und

wieder auch wohl das Bein, der Fremde entschuldigte sich aber damit, daß er sonst, als noch sein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer gewesen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Lust anwandle, und daß er wider seinen Willen dann erklecklich in die Luft fahren müsse, als tanze er noch zu selbiger Zeit. Dabei beruhigten sich die Leute und ergötzten sich zuletzt daran, wenn bald ein Ratsherr, bald ein Pfaff, bald ein anderer ehrenwerter Mann mit dem Fremden hopste. So lustig und guter Laune aber auch der Fremde schien, so änderte sich doch sein Betragen manchmal auf ganz verwunderliche Weise. Denn es begab sich, daß er nachts umherging auf den Gassen und an die Türen klopfte. Und öffneten die Leute, so stand er vor ihnen in weißen Totenkleidern und erhob ein jämmerliches Geheul und Geschrei, worüber sie sich gar sehr entsetzten. Andern Tages entschuldigte er sich aber und versicherte, er sei genötigt, das zu tun, um sich und die guten Bürger an den sterblichen Leib zu erinnern und an ihre unsterbliche Seele, zu deren Besten sie auf ihrer Hut sein müßten. Dabei pflegte er ein wenig zu weinen, welches die Leute ungemein rührte. Bei jedem Begräbnis fand sich der Fremde ein, folgte der Leiche mit ehrbaren Schritten und gebärdete sich gar traurig, so daß er vor lauter Wehklagen und Schluchzen nicht vermochte, in die geistlichen Lieder einzustimmen. So wie er sich aber bei solcher Gelegenheit ganz dem Mitleiden überließ und dem Gram, so war er auch ganz Vergnügen und Lust bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar stattlich auf dem Rathause ausgerichtet wurden. Da sang er mit lauter anmutiger Stimme die unterschiedlichsten Weisen, spielte auf der Zither, tanzte wohl stundenlang mit der Braut und den Jungfrauen auf dem gesunden Beine, das lahme geschickt an sich ziehend, und betrug sich dabei sehr ehrbar und sittig. Das beste und weshalb die Brautleute den Fremden gar gern sahen, war aber, daß er bei jeder Hochzeit dem Brautpaar die schönsten Verehr=

ungen machte, von güldenen Ketten und Spangen und anderm köstlichen Gerät. Es konnte nicht fehlen, daß die Frömmigkeit, Tugend, Freigebigkeit, Sittlichkeit des Fremden in der ganzen Stadt Berlin bekannt wurde und selbst dem Kurfürsten zu Ohren kam. Der meinte, ein solcher ehrenwerter Mann wie der Fremde müsse seinen Hof gar sehr schmücken, und ließ ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. Der Fremde schrieb aber mit zinnoberroten Buchstaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und ebensoviel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigen Durchlauchtigsten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüt ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen. Berlin habe er vor vielen andern Städten zu seinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends so liebe Menschen gefunden und so viel Treue und Aufrichtigkeit, so viel Sinn für feine anmutige Sitten, wie sie ganz in seiner eignen Art und Weise lägen. Der Kurfürst und mit ihm der ganze Hof bewunderte höchlich die schönen Redensarten, in denen das Schreiben des Fremden verfaßt, und dabei behielt es sein Bewenden.

Es begab sich, daß zur selben Zeit des Ratsherrn Walter Lütkens Ehefrau zum erstenmal gesegneten Leibes war. Die alte Wehmutter Barbara Roloffin prophezeite, daß die hübsche gesunde Frau gewiß eines holden Knäbleins genesen würde, und so war Herr Walter Lütkens ganz Freude und Hoffnung.

Der Fremde, der auf Herrn Lütkens Hochzeit gewesen, pflegte dann und wann bei ihm einzusprechen, und so kam es denn, daß er einmal in der Abenddämmerung unvermutet eintrat, als eben die Barbara Roloffin zugegen.

Sowie die alte Barbara den Fremden erblickte, erhob sie ein lautes helles Freudengeschrei, und es war, als wenn plötzlich die tiefen Runzeln ihres Angesichts sich ausglätteten, als wenn die weißen Lippen und Wangen sich röteten, kurz als wenn Jugend

und Schönheit, der sie längst Valet gegeben, noch einmal wiederkehren wolle. „Ach, ach, Herr Junker, seh' ich Euch denn wirklich hier zur Stelle? Ei! – seid mir doch schönstens gegrüßt!" – so rief die Barbara Roloffin und wäre beinahe dem Fremden zu Füßen gesunken. Der fuhr sie aber an mit zornigen Worten, indem Feuerflammen aus seinen Augen sprühten. Doch niemand verstand, was er mit der Alten sprach, die, bleich und runzlicht wie vorher, sich leise wimmernd in ein Winkelchen zurückzog.

„Lieber Herr Lütkens," sprach nun der Fremde zu dem Ratsherrn, „seht Euch wohl vor, daß in Eurem Hause nichts Böses geschehe, und daß zumal bei der Niederkunft Eurer lieben Hausfrau alles glücklich vonstatten gehe. Die alte Barbara Roloffin ist in ihrer Kunst gar nicht so geschickt, wie Ihr wohl vermeinen möget. Ich kenne sie schon lange und weiß es wohl, daß sie schon manchmal Wöchnerin und Kind verwahrloste." Beiden, dem Herrn Lütkens und seiner Hausfrau, war bei dem ganzen Vorgange sehr ängstlich und unheimlich zumute geworden, und schöpften sie gegen die Barbara Roloffin, zumal wenn sie daran dachten, wie die Alte sich in Gegenwart des Fremden so seltsamlich verwandelt, nicht geringen Verdacht, daß sie wohl gar böse Künste treibe. Deshalb verboten sie ihr, wieder über die Schwelle des Hauses zu kommen, und sahen sich nach einer andern Wehmutter um.

Als dies geschah, wurde die alte Barbara Roloffin sehr zornig und rief: Herr Lütkens und seine Hausfrau sollten das Unrecht, das sie ihr antäten, noch schwer bereuen.

Alle Freude und Hoffnung des Herrn Lütkens wurde aber verwandelt in bittres Herzeleid und tiefen Gram, als seine Hausfrau statt des holden Knäbleins, das die Barbara Roloffin prophezeit, einen abscheulichen Wechselbalg zur Welt brachte. Das Ding war ganz kastanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Nase, ein weites Maul, eine weiße verkehrte Zunge und keinen Hals. Der Kopf stand ihm zwischen den Schultern, der

Leib war runzlicht und geschwollen, die Arme hingen an den Lenden, und es hatte lange dünne Schenkel.

Herr Lütkens klagte und lamentierte gar sehr. „O du gerechter Himmel," rief er, „was soll denn daraus werden! Kann mein Kleines wohl jemals in des Vaters würdige Fußstapfen treten? Hat man jemals einen kastanienbraunen Ratsherrn gesehen mit zwei Hörnern auf dem Kopfe?"

Der Fremde tröstete den armen Herrn Lütkens, so gut es gehen wollte. Eine gute Erziehung, meinte er, vermöge viel. Unerachtet, was Form und Gestaltung beträfe, der neugeborne Knabe ein arger Schismatiker zu nennen, getraue er sich doch zu behaupten, daß er mit seinen dicken großen Augen gar verständig umherblicke, und auf der Stirn zwischen den Hörnern habe viel Weisheit geräumigen Platz. Wenn auch nicht Ratsherr, so könne doch der Junge ein großer Gelehrter werden, denen oft absonderliche Garstigkeit sehr wohl anstehe und ihnen tiefe Verehrung erwerbe.

Es konnte wohl nicht anders sein, Herr Lütkens mußte im Herzen sein Unglück der alten Barbara Roloffin zuschreiben, zumal als er vernahm, daß sie während der Niederkunft seiner Hausfrau vor der Türe auf der Schwelle gesessen, und Frau Lütkens unter vielen Tränen versicherte, daß sie während den Geburtsschmerzen das häßliche Gesicht der alten Barbara stets vor Augen gehabt und solches nicht loswerden können.

Zur gerichtlichen Anklage wollte zwar der Verdacht des Herrn Lütkens nicht hinreichen, der Himmel fügte es jedoch, daß bald darauf alle Schandtaten der alten Barbara Roloffin an das helle Tageslicht kamen.

Es begab sich nämlich, daß nach einiger Zeit sich um die Mittagsstunde ein grausames Wetter und ungestümer Wind erhob. Und die Leute auf den Straßen sahen, wie die Barbara Roloffin, die eben zu einer Kindbetterin gehen wollen, brausend durch die Lüfte über die Hausdächer und Türme hinweg geführt und auf einer Wiese vor Berlin unversehrt niedergesetzt wurde.

Nun war an den bösen Höllenkünsten der alten Barbara Roloffin nicht mehr zu zweifeln, Herr Lütkens trat mit seiner Anklage hervor, und die Alte wurde zur gefänglichen Haft gebracht.

Sie leugnete hartnäckig alles, bis man mit der scharfen Frage wider sie verfuhr. Da vermochte sie nicht, die Schmerzen zu erdulden, und gestand, daß sie im Bündnis mit dem leidigen Satan schon seit langer Zeit allerlei heillose Zauberkünste treibe. Sie hätte allerdings die arme Frau Lütkens verhext und ihr die abscheuliche Mißgeburt untergeschoben, außerdem aber mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teuflische Galan den Hals umgedreht, viele Christenkinder geschlachtet und gekocht, um Teurung im Lande zu erregen.

Nach dem Urteilsspruch, der bald erfolgte, sollte das alte Hexenweib auf dem Neumarkt lebendig verbrannt werden.

Als nun der Tag der Hinrichtung herangekommen, wurde die alte Barbara unter dem Zulauf einer unzähligen Menge Volks auf den Neumarkt und auf das daselbst erbaute Gerüst geführt. Man befahl ihr, den schönen Pelz, den sie angetan, abzulegen, das wollte sie aber durchaus nicht tun, sondern bestand darauf, daß die Henkersknechte sie gekleidet wie sie war an den Pfahl binden sollten, welches denn auch geschah.

Schon brannte der Scheiterhaufen an allen vier Ecken, da gewahrte man den Fremden, der riesengroß unter dem Volke hervorragte und mit funkelnden Blicken hinstarrte nach der Alten.

Hoch wirbelten die schwarzen Rauchwolken auf, die prasselnden Flammen ergriffen die Kleider des Weibes, da schrie sie mit gellender entsetzlicher Stimme: „Satan – Satan! hältst du so den Pakt, den du mit mir geschlossen! – Hilf, Satan, hilf! meine Zeit ist noch nicht aus!"

Und plötzlich war der Fremde verschwunden, und von dem Ort, wo er gestanden, rauschte eine große schwarze Fledermaus auf, fuhr in die Flammen hinein, erhob sich kreischend mit dem

Pelz der Alten in die Lüfte, und krachend fiel der Scheiterhaufen in sich zusammen und verlöschte.

Grausen und Entsetzen hatte alles Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen als der Teufel selbst, der Arges gegen die guten Berliner im Schilde geführt haben mußte, da er sich so lange Zeit hindurch fromm und freundlich gebärdet und mit höllischer Arglist den Ratsherrn Walter Lütkens und viele andere weise Männer und kluge Frauen betrogen.

So groß ist die Macht des Teufels, vor dessen Arglist uns alle der Himmel in Gnaden bewahren wolle!

Als Lothar geendet, schaute er dem Ottmar ins Gesicht mit dem unbeschreiblich komischen süßsauern Blick, der ihm zu Gebote stand in reger Selbstironie.

„Nun, was sagst du," rief Theodor, als Ottmar schwieg, „nun, was sagst du, Ottmar, zu Lothars artiger Teufelei, an der das Beste ist, daß sie sich nicht zu breit macht?"

Ottmar hatte, während Lothar las, recht aus dem Innern gelächelt, bei dem Schluß war er ganz still und ernst geworden. „Ich gestehe," sprach er jetzt, „daß in Lothars Erzählung — Schwank — ich weiß nicht, wie ich das Ding nennen soll — ein hin und wieder nicht ganz verfehltes Streben nach einer gewissen drolligen Naivetät vorherrscht, die eigentlich dem Charakter des deutschen Teufels ganz angemessen ist, daß ferner bei dem Hopsen des Teufels mit ehrenwerten Männern über die Gosse, bei dem kastanienbraunen Schismatiker, der nicht ein schöner glauer Ratsherr, wohl aber ein garstiger Gelehrter werden kann, ꝛc. dasselbe Pferdlein Kapriolen macht, das der würdige Lothar ritt, als er den Nußknacker schrieb, doch eben ein anders Pferdlein, mein' ich, hätte er reiten sollen, und selbst kann ich nicht sagen, worin es liegt, daß immer mehr und mehr der gemütlich komische Eindruck, den vielleicht die ersten Zeilen hervorbringen könn-

ten, hinschwindet in Nichts und aus diesem Nichts sich dann zuletzt etwas ganz Ungemütliches, Unbehagliches entwickelt, das die Schlußworte, welche wiederum zu jener Naivetät zurückführen sollen, nicht zu vertilgen vermögen."

„O du aller weisen Kritiker allerweisester," rief Lothar, „der du dem Unbedeutendsten, das ich jemals schrieb, die Ehre antust, es Brill auf der Nase sorglich zu sezieren, vernimm, daß es mir selbst längst zum anatomischen Präparat gedient hat! — Nannte ich denn nicht selbst mein kleines Machwerk das Produkt einer schillernden Laune, habe ich nicht selbst das Anathem darüber ausgesprochen? — Doch es ist gut, daß ich es euch vorlas, denn es gibt mir Gelegenheit, über Geschichten der Art mich recht auszusprechen, und ich hoffe euern Beifall einzuernten, ihr guten Serapions-Brüder! — Zuvörderst will ich dir also, geliebter Ottmar, recht genau den Keim des unbehaglichen oder besser unheimlichen Gefühls entwickeln, das dich ergriff, als du dich erst ergötzen wolltest daran, was du drollige Naivetät zu nennen beliebst. — Mag der ehrliche alte Hafftitz Anlaß gehabt haben, jenes seltsame Ereignis, wie der Teufel in Berlin ein bürgerliches Leben geführt, anzumerken, welchen er will, genug, die Sache bleibt für uns rein fantastisch, und selbst das unheimliche Spukhafte, das sonst dem ‚furchtbar verneinenden Prinzip der Schöpfung' beiwohnt, kann, durch den komischen Kontrast, in dem es erscheint, nur jenes seltsame Gefühl hervorbringen, das, eine eigentümliche Mischung des Grauenhaften und Ironischen, uns auf gar nicht unangenehme Weise spannt. Anders verhält es sich mit den leidigen Hexengeschichten. Hier tritt das wirkliche Leben ein mit allen seinen Schrecken. Mir war's, als ich von der Hinrichtung der Barbara Roloffin las, als säh' ich noch den Scheiterhaufen auf dem Neumarkt dampfen, und alle Greuel der fürchterlichen Hexenprozesse traten mir vor die Seele. Ein paar rotfunkelnde Augen, ein struppiges schwarzes oder graues Haar, ein ausgedörrter Knochenleib, das reichte hin, ein altes armes Weib für

eine Hexe zu erklären, alles Unheil ihren Teufelskünsten zuzuschreiben, ihr in aller juristischen Form zu Leibe zu gehen und sie auf den Scheiterhaufen zu bringen. Die scharfe Frage (Tortur) bestätigte die unsinnigsten Anklagen und entschied alles.

„Merkwürdig,“ unterbrach Theodor den Lothar, „höchst merkwürdig bleibt es aber doch, daß viele angebliche Hexen ganz freimütig ohne allen Zwang ihr Bündnis mit dem Bösen eingestanden. Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Originalakten in die Hände, und ich traute meinen Augen kaum, als ich Geständnisse las, vor denen mir die Haut schauderte. Da war von Salben, deren Gebrauch den menschlichen Körper in irgend ein Tier verwandelt, von Ritten auf dem Besenstiel, kurz von allen den Teufelskünsten, wie sie in alten Mären vorkommen, die Rede. Vorzüglich hatten aber immer die angeklagten Weiber ganz frei und frech das unzüchtige Verhältnis mit dem unsaubern höllischen Galan, zuweilen sogar unaufgefordert, eingestanden. Sagt, wie konnte das geschehen?“

„Mit,“ erwiderte Lothar, „mit dem Glauben an das teuflische Bündnis kam das Bündnis selbst.“

„Wie? – was sagst du?“ riefen beide, Ottmar und Theodor.

„Versteht,“ fuhr Lothar fort, „versteht mich nur recht. Gewiß ist es, daß in jener Zeit, als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an seiner sichtbaren Erscheinung zweifelte, auch jene unglücklichen Wesen, die man so grausam mit Feuer und Schwert verfolgte, an allem dem wirklich glaubten, dessen man sie beschuldigte. Ja, daß manche in bösem Sinn durch allerlei vermeintliche Hexenkünste nach dem Bündnisse mit dem Satan trachteten, Gewinstes halber oder um Unheil anzurichten, und dann im Zustande des Wahnsinns, den sinnverstörende Tränke, entsetzliche Beschwörungen erzeugt, den Bösen erblickten und jenes Bündnis wirklich schlossen, das ihnen übermenschliche Macht geben sollte, ist ebenso gewiß. Die tollsten Hirngespinste,

wie sie jene Geständnisse enthalten, die auf innerer Überzeugung beruhten, erscheinen nicht zu toll, wenn man bedenkt, welche seltsame Einbildungen, ja welche grauenhafte Betörungen schon der Hysterismus der Weiber hervorzubringen vermag. So büßten jene vermeintlichen Hexen ihren boshaften Sinn, wiewohl zu hart, mit dem grausamsten Tode. Es ist unmöglich, jenen alten Hexenprozessen den Glauben abzusprechen, insofern sie durch Zeugen oder sonst ganz ins klare gesetzte Tatsachen enthalten, und da findet sich denn auch häufig, daß manche der Zauberei Angeklagte wirklich todeswürdige Verbrechen begingen. Erinnert euch der schauderhaften Erzählung unseres herrlichen Tieck, ‚Liebeszauber' benannt. Die grauenhafte fürchterliche Tat des entsetzlichen Weibes, die das unschuldige liebliche Kind schlachtet, kommt auch in jenen gerichtlichen Verhandlungen zur Sprache, und so war oft der Feuertod nur die gerechte Strafe des grausamsten Mordes."

„Mir steigt", nahm Theodor das Wort, „die Erinnerung auf an einem Moment, in dem mir eine solche fluchwürdige Tat recht dicht vor Augen gerückt wurde und mich mit dem tiefsten Entsetzen erfüllte! – Während meines Aufenthalts in W. besuchte ich das reizende Lustschloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es schwimme in dem spiegelhellen See wie ein herrlicher stolzer Schwan. Man hatte mir schon erzählt, daß nach einem dunklen Gerücht der unglückliche Besitzer desselben, der nicht vor gar zu langer Zeit starb, mit Hülfe eines alten Weibes allerlei Zauberkünste getrieben haben solle, und daß der alte Kastellan, verstehe man sein Vertrauen zu gewinnen, manches darüber andeute. Gleich beim Eintritt war mir dieser Alte höchst merkwürdig. Denkt euch einen eisgrauen Mann, die Spuren des tiefsten Grams im Antlitz, ärmlich nach Art des gemeinen Volks gekleidet, dabei im Betragen ungewöhnliche Bildung verratend, denkt euch, daß dieser Mann, den ihr auf den ersten Blick für einen gemeinen Diener hieltet, mit euch, die ihr die Landessprache

nicht versteht, wie ihr wollt, entweder das reinste eleganteste Französisch oder ebenso italienisch redet! – Es gelang mir, da ich mit ihm allein die Säle durchwanderte, dadurch, daß ich der verworrenen Schicksale seines Herrn gedachte und mich dabei in die Geschichte jener Zeit eingeweiht zeigte, ihn zu beleben. Er erklärte mir den tieferen Sinn mancher Gemälde, mancher Verzierung, die dem Nichteingeweihten nur als Schmuck erscheinen und wurde immer wärmer und zutraulicher. Endlich schloß er ein kleines Kabinett auf, dessen Fußboden aus weißen Marmortafeln bestand, und in dem nichts weiter als ein einfach gearbeiteter Kessel von Bronze befindlich. Die Wände schienen ihres vormaligen Schmuckes beraubt. Ich wußte, daß ich mich an dem Orte befand, wo der unglückliche Herr des Schlosses verblendet, betört durch die Lust an den üppigen Genüssen des Lebens, sich herabgewürdigt haben sollte zu höllischen Versuchen. Als ich einige Worte darüber fallen ließ, blickte der Alte mit dem Ausdruck der schmerzlichsten Wehmut gen Himmel und sprach dann tief aufseufzend: ‚O heilige Jungfrau, hast du denn verziehen?' – Dann wies er schweigend auf eine größere Marmorplatte, die in der Mitte des Fußbodens eingefugt lag. Ich betrachtete die Platte genau und wurde gewahr, daß sich einige rötliche Adern durch den Stein zogen. Als ich aber immer schärfer und schärfer hinblickte, hilf Himmel, da traten wie aus einem deformierten Gemälde, dessen verstreute Lineamente sich nur einen, wenn man es durch ein besonders vorbereitetes Glas betrachtet, die Züge eines menschlichen Antlitzes hervor. Es war das Antlitz eines Kindes, das mich mit dem herzzerschneidenden Jammer des Todeskampfes aus dem Stein anschaute. Aus der Brust quollen Blutstropfen, der übrige Teil des Körpers verlor sich wie in ein Gewässer hinein. Mit Mühe überwand ich das Grauen, das Entsetzen, das mich übermannen wollte. Ich war keines Wortes mächtig, schweigend verließen wir den schauerlichen, verhängnisvollen Ort. – Erst im Park lustwandelnd, überwand ich das

unheimliche Gefühl, das mir beinahe das ganze kleine Paradies verleidet hätte. Aus manchen Worten des alten Kastellans konnt' ich schließen, daß jenes verruchte Wesen, das sich dem sonst großherzigen gemütvollen Herrn anzudrängen wußte, ihm den schönsten seiner Wünsche, unfehlbares dauerndes Glück in der Liebe, ewige Liebeslust, zu erfüllen verhieß mittelst schwarzer Künste und ihn dadurch verlockte zum Entsetzlichen."

„Das ist," rief Ottmar, „das ist etwas für unsern Cyprian, der würde sich erfreuen an dem blutigen Kinde, in Marmor gebildet, und nebenher den alten Kastellan sehr lieb gewinnen."

„Mag," fuhr Theodor fort, „mag alles auf törichter Einbildung beruhen, mag alles eine im Volk verstreute Fabel sein, mag der besonders geaderte Stein das Kind so darstellen, wie eine lebendige Fantasie aus buntem Marmor allerlei Figuren und Bilder herausfindet, irgend etwas Unheimliches muß sich doch wirklich begeben haben, da sonst der alte treue Diener unmöglich die Schuld des Herrn so tief in der Seele getragen, ja jenem wunderbaren Stein solch eine gräßliche Bedeutung gegeben hätte."

„Wir wollen," sprach Ottmar, „wir wollen gelegentlich den heiligen Serapion darüber befragen, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit der Sache hat, für jetzt aber die Hexen Hexen sein lassen und uns nur noch einmal zum teutschen Teufel wenden, über den ich noch einiges beizubringen gedenke. — Ich meine nämlich, daß die wahrhafte teutsche Gemütlichkeit sich recht in der Art ausspricht, wie der leidige Satan dargestellt wird, im menschlichen Leben hantierend. Er versteht sich auf alles Unheil, Grauen und Entsetzen, auf alle Verführungskünste, er vergißt nicht den frommen Seelen nachzustellen, um so viele als möglich für sein Reich zu gewinnen; aber dabei ist er doch ein ganz ehrlicher Mann, denn auf das genaueste, pünktlichste hält er sich an den geschlossenen Kontrakt, und so kommt es denn, daß er gar oft überlistet wird und wirklich als dummer Teufel erscheint, woher

denn auch die Redensart kommen mag: das ist ein dummer Teufel! — Aber noch mehr, der Charakter des teutschen Satans hat eine wunderbare Beimischung des Burlesken, durch die das eigentlich sinnverstörende Grauen, das Entsetzen, das die Seele zermalmt, aufgelöst, verquickt wird. Die Kunst, den Teufel ganz auf diese deutsch gemütliche Weise darzustellen, scheint aber verloren, denn in den neuen Teufelsspukgeschichten ist jene Mischung niemals geraten. Entweder wird der Teufel zum gemeinen Hanswurst, oder das Grauenhafte, Unheimliche zerreißt das Gemüt."

„Du vergissest," unterbrach Lothar den Ottmar, „du vergissest eine neue Erzählung, in der jene Mischung des wunderbar Gemütlichen, das wenigstens an das Komische anstreift, mit dem Grauenhaften gar herrlich geraten ist und die Wirkung jener einfachen altertümlichen Teufelsspukgeschichten in ganzem Maß hervorbringt. Ich meine Fouqués meisterhafte Erzählung ‚Das Galgenmännlein', für dessen Brüderlein, könnt' es noch geboren werden, ich gern einige Harnischmänner eintauschen möchte. Trotz des kleinen grauenhaft muntern Kerls in der Flasche, der in der Nacht herauswächst und sich rauhhaarig an die Backe des von fürchterlichen Träumen geängsteten Herrn legt, trotz des entsetzlichen Mannes in der Bergschlucht, dessen mächtiger Rappe wie eine Fliege die steile Felsenwand hinanklimmt, trotz alles Unheimlichen, das in der Geschichte gar reichlich vorhanden, ist die Spannung, die sie im Gemüt erzeugt, nichts weniger als verstörend. Die Wirkung gleicht der eines starken Getränks, das die Sinne heftig aufreizt, zugleich aber im Innern eine wohltuende Wärme verbreitet. In dem durchaus gehaltenen Ton, in der Lebenskraft der einzelnen Bilder liegt es, daß, ist man beim Schluß selbst von der Wonne des armen Teufels, der sich glücklich aus den Klauen des bösen Teufels gerettet, durchdrungen, nochmals all die Szenen, die in das Gebiet des gemütlich Komischen streifen, z. B. die Geschichte vom Halbheller, hell auf-

leuchten. Ich erinnere mich kaum, daß irgend eine Teufelsgeschichte mich auf so seltsam wohltuende Weise gespannt, aufgeregt hätte als eben Fouqués Galgenmännlein."

„Es ist," nahm Theodor das Wort, „es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Fouqué den Stoff seines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen."

„Ich will," erwiderte Lothar, „ich will nicht glauben, daß du, sollte das wirklich der Fall sein, deshalb das Verdienst des Dichters auch nur im mindesten geschmälert achtest und so mit gewöhnlichen Rezensenten gleichen Sinnes bist, deren ganz eigentliche Praxis es erfordert, gleich nachzuspüren, wo etwa der Grundstoff zu diesem und jenem poetischen Werk liegen könne. Den Fund verkündigen sie dann mit vielem Pomp, stolz auf den armen Dichter hinabsehend, der nichts tat, als die Figur kneten aus einem Teig, der schon vorhanden war. Als ob es darauf ankommen könnte, daß der Dichter den Keim, den er irgendwo fand, in sein Inneres aufnahm, als ob die Gestaltung des Stoffs nicht eben den wahrhaften Dichter bewähren müsse! – Doch wir wollen uns an unsern Schutzpatron, den heiligen Serapion, erinnern, der selbst Geschichtliches so aus seinem Innern heraus erzählte, wie er alles selbst mit eignen Augen lebendig erschaut und nicht wie er es gelesen." –

„Du tust," sprach Theodor, „du tust mir großes Unrecht, Lothar, wenn du glaubst, ich sei andrer Meinung. Wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig gestaltet werden kann, hat niemand herrlicher bewiesen als Heinrich Kleist in seiner vortrefflichen, klassisch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas."

„Und," unterbrach Lothar den Freund, „und umsomehr gehört der Kohlhaas ganz dem herrlichen Dichter, den ein düstres Verhängnis uns viel zu früh entriß, als die Nachrichten von jenem furchtbaren Menschen, so wie sie im Hafftitz stehen, ganz mager und ungenügend sind. Doch weil ich eben des Hafftitz gedenke, so will

ich euch nur gleich eine Erzählung vorlesen, zu der ich manche Grundzüge eben aus dem Microchronicon entnahm, und die ich in dem Anfall einer durchaus bizarren Laune, der mehrere Tage anhielt, aufschrieb. Magst du, o mein Ottmar, daraus entnehmen, daß es mit dem Spleen, den mir Theodor andichten will, eben nicht so arg ist, als man wohl meinen möchte."

Lothar zog ein Manuskript hervor und las:

Die Brautwahl,

eine Geschichte, in der mehrere ganz unwahrscheinliche Abenteuer vorkommen.

Erstes Kapitel

Welches von Bräuten, Hochzeiten, Geheimen Kanzlei-Sekretären, Turnieren, Hexenprozessen, Zauberteufeln und andern angenehmen Dingen handelt.

In der Nacht des Herbst-Äquinoktiums kehrte der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann aus dem Kaffeehause, wo er regelmäßig jeden Abend ein paar Stunden zuzubringen pflegte, nach seiner Wohnung zurück, die in der Spandauerstraße gelegen. In allem, was er tat, war der Geheime Kanzlei-Sekretär pünktlich und genau. Er hatte sich daran gewöhnt, gerade während es auf den Türmen der Marien- und Nikolai-Kirchen eilf Uhr schlug, mit dem Rock- und Stiefelnausziehen fertig zu werden, so daß er, in die geräumigen Pantoffeln gefahren, mit dem letzten dröhnenden Glockenschlage sich die Nachtmütze über die Ohren zog.

Um das heute nicht zu versäumen, da die Uhren sich schon

zum Eilfschlagen anschickten, wollte er eben mit einem raschen Schritt (beinahe war es ein behender Sprung zu nennen) aus der Königsstraße in die Spandauerstraße hineinbiegen, als ein seltsames Klopfen, das sich dicht neben ihm hören ließ, ihn an den Boden festwurzelte.

Unten an dem Turm des alten Rathauses wurde er in dem hellen Schimmer der Reverberen eine lange hagere, in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt gewahr, die an die verschlossene Ladentüre des Kaufmanns Warnatz, der dort bekanntlich seine Eisenwaren feil hält, stark und stärker pochte, zurücktrat, tief seufzte, hinaufblickte nach den verfallenen Fenstern des Turms.

„Mein bester Herr," wandte sich der Geheime Kanzlei-Sekretär gutmütig zu dem Mann, „mein bester Herr, Sie irren sich, dort oben in dem Turm wohnt keine menschliche Seele, ja, nehme ich wenige Ratten und Mäuse und ein paar kleine Eulen aus, kein lebendiges Wesen. Wollen Sie von dem Herrn Warnatz einiges Vortreffliche in Eisen oder Stahl erstehen, so müssen Sie sich morgen wieder herbemühen."

„Verehrter Herr Tusmann" – „Geheimer Kanzlei-Sekretär seit mehreren Jahren," fiel Tusmann dem Fremden unwillkürlich ins Wort, ungeachtet er etwas verdutzt darüber war, von dem Fremden gekannt zu sein. Der achtete darauf aber gar nicht im mindesten, sondern begann von neuem: „Verehrter Herr Tusmann, Sie belieben sich in meinem Beginnen hier ganz und gar zu irren. Weder der Eisen- noch der Stahlwaren bin ich bedürftig, habe es auch gar nicht mit dem Herrn Warnatz zu tun. Es ist heute das Herbst-Äquinoktium, und da will ich die Braut schauen. Sie hat schon mein sehnsüchtiges Pochen, meine Liebesseufzer vernommen und wird gleich oben am Fenster erscheinen."

Der dumpfe Ton, in dem der Mann diese Worte sprach, hatte etwas seltsam Feierliches, ja Gespenstisches, so daß es dem Geheimen Kanzlei-Sekretär eiskalt durch alle Glieder rieselte. Der erste Schlag der eilften Stunde dröhnte von dem Marienkirchturm

herab, in dem Augenblicke klirrte und rauschte es an dem verfallenen Fenster des Rathausturms, und eine weibliche Gestalt wurde sichtbar. Sowie der volle Laternenglanz ihr ins Antlitz fiel, wimmerte Tusmann ganz kläglich: „O du gerechter Gott im Himmel, o all ihr himmlischen Heerscharen, was ist denn das!"

Mit dem letzten Schlage und also im selbigen Augenblick, wo Tusmann, wie sonst, die Schlafmütze aufzusetzen gedachte, war auch die Gestalt verschwunden.

Es war, als hätt' die verwunderliche Erscheinung den Geheimen Kanzlei-Sekretär ganz außer sich selbst gebracht. Er seufzte, stöhnte, starrte hinauf nach dem Fenster, lispelte in sich hinein: „Tusmann – Tusmann, Geheimer Kanzlei-Sekretär! – besinne dich doch nur! werde nicht verrückt, mein Herz! – Laß dich vom Teufel nicht blenden, gute Seele!" –

„Sie scheinen", begann der Fremde, „von dem, was Sie sahen, sehr ergriffen worden zu sein, bester Herr Tusmann? – Ich habe bloß die Braut schauen wollen, und Ihnen selbst, Verehrter, muß dabei noch anderes aufgegangen sein."

„Bitte, bitte," wimmerte Tusmann, „wollen Sie mir nicht meinen schlichten Titel vergönnen, ich bin geheimer Kanzlei-Sekretär, und zwar in diesem Augenblick ein höchst alterierter, ja wie ganz von Sinnen gekommener. Bitte ergebenst, mein wertester Herr, gebe ich Ihnen selbst nicht den gebührenden Rang, so geschieht das lediglich aus völliger Unbekanntschaft mit Ihrer werten Person; aber ich will Sie Herr Geheimer Rat nennen, denn deren gibt es in unserm lieben Berlin so gar absonderlich viele, daß man mit diesem würdigen Titel selten irrt. Bitte also, Herr Geheimer Rat mögen es mir nicht länger verhehlen, was für eine Braut Sie hier zu der unheimlichen Stunde zu schauen gedachten!"

„Sie sind," sprach der Fremde mit erhöhter Stimme, „Sie sind ein besonderer Mann mit ihren Titeln, mit ihrem Rang. Ist man dann Geheimer Rat, wenn man sich auf manches Geheimnis versteht und auch wohl nebenher guten Rat zu erteilen

vermag, so kann ich wohl billigen Fugs mich so nennen. Mich nimmt es wunder, daß ein so in alten Schriften und seltenen Manuskripten belesener Mann wie Sie, wertester Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, es nicht weiß, daß wenn ein Kundiger – verstehen Sie wohl! – ein Kundiger, zur eilften Stunde in der Nacht des Äquinoktiums hier unten an die Türe oder auch nur an die Mauer des Turms klopft, ihm oben am Fenster dasjenige Mädchen erscheint, das bis zum Frühlings-Äquinoktium die glücklichste Braut in Berlin wird."

„Herr Geheimer Rat," rief Tusmann wie plötzlich begeistert von Freude und Entzücken, „verehrungswürdigster Herr Geheimer Rat, sollte das wirklich der Fall sein?"

„Es ist nicht anders," erwiderte der Fremde, „aber was stehen wir hier länger auf der Straße. Sie haben Ihre Schlafstunde bereits versäumt, wir wollen uns stracks in das neue Weinstübchen auf dem Alexanderplatz begeben. Es ist nur darum, daß Sie mehr von mir über die Braut erfahren, wenn Sie wollen, und wieder in die Gemütsruhe kommen, aus der Sie, selbst weiß ich nicht recht warum, ganz und gar herausgebracht zu sein scheinen." –

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ein höchst mäßiger Mann. Seine einzige Erholung bestand, wie schon erwähnt wurde, darin, daß er jeden Abend ein paar Stunden in einem Kaffeehause zubrachte und politische Blätter, Flugschriften durchlaufend, ja auch in mitgebrachten Büchern emsig lesend ein Glas gutes Bier genoß. Wein trank er beinahe gar nicht, nur Sonntags nach der Predigt pflegte er in einem Weinkeller ein Gläschen Malaga mit etwas Zwieback zu sich zu nehmen. Des Nachts zu schwärmen, war ihm sonst ein Greuel; unbegreiflich schien es daher, daß er sich ohne Widerstand, ja ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, von dem Fremden fortziehen ließ, der mit starken, durch die Nacht dröhnenden Schritten forteilte nach dem Alexanderplatz.

Als sie in die Weinstube eintraten, saß nur noch ein einziger

Mann einsam an einem Tisch und hatte ein großes Glas mit Rheinwein gefüllt vor sich stehen. Die tief eingefurchten Züge seines Antlitzes zeugten von sehr hohem Alter. Sein Blick war scharf und stechend, und nur der stattliche Bart verriet den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben. Dabei war er sehr altfränkisch, ungefähr wie man sich ums Jahr Eintausend-siebenhundertundzwanzig bis dreißig trug, gekleidet, und daher mocht' es wohl kommen, daß er aus längst vergangener Zeit zurückgekehrt schien.

Noch seltsamer war aber wohl der Fremde anzuschauen, auf den Tusmann getroffen.

Ein großer, hagerer, dabei kräftiger, in Gliedern und Muskeln stark gebauter Mann, scheinbar in den funfziger Jahren. Sein Antlitz mochte sonst für schön gegolten haben, noch blitzten die großen Augen unter den schwarzen buschichten Augenbrauen mit jugendlichem Feuer hervor – eine freie offene Stirn – eine stark gebogene Adlersnase – ein fein geschlitzter Mund – ein gewölbtes Kinn – das alles hätte den Mann vor hundert andern eben nicht ausgezeichnet; während aber Rock und Unterkleid nach Art der neuesten Zeit zugeschnitten waren, gehörten Kragen, Mantel und Barett dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts an; vorzüglich mocht' es aber wohl der eigne, wie aus tiefer schauerlicher Nacht hinausstrahlende Blick des Fremden, der dumpfe Ton seiner Stimme, sein ganzes Wesen, das durchaus gegen jede Form der jetzigen Zeit grell abstach, vorzüglich mochte es das alles sein, was in seiner Nähe jedem ein seltsames, beinahe unheimliches Gefühl einflößen mußte.

Der Fremde nickte dem Alten, der am Tische saß, zu wie einem alten Bekannten.

„Seh' ich Euch einmal wieder nach langer Zeit," rief er, „seid Ihr noch immer wohlauf?"

„Wie Ihr mich findet," erwiderte der Alte mürrisch, „wohl und gesund und noch zur rechten Zeit auf den Beinen, und munter und tätig, wenn es darauf ankommt!"

„Das fragt sich, das fragt sich,“ rief der Fremde laut lachend und bestellte bei dem aufwartenden Burschen eine Flasche des ältesten Franzweins, der im Keller vorhanden.

„Mein bester, verehrungswürdigster Herr Geheimer Rat!“ – begann Tusmann deprezierend.

Aber der Fremde fiel ihm schnell in die Rede: „Lassen wir doch jetzt alle Titel, bester Herr Tusmann. Ich bin weder Geheimer Rat noch Geheimer Kanzlei-Sekretär, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein Künstler, der in edlen Metallen und köstlichem Gestein arbeitet, und heiße mit Namen Leonhard.“

„Also ein Goldschmied, ein Juwelier,“ murmelte Tusmann vor sich hin. Er besann sich nun auch, daß er bei dem ersten Anblick des Fremden in der erleuchteten Weinstube es hätte wohl einsehen müssen, wie der Fremde unmöglich ein ordentlicher Geheimer Rat sein könne, da er in altdeutschem Mantel, Kragen und Barett angetan, wie solches bei Geheimen Räten nicht üblich.

Beide, Leonhard und Tusmann, setzten sich nun hin zu dem Alten, der sie mit einem grinsenden Lächeln begrüßte.

Nachdem Tusmann auf vieles Nötigen Leonhards ein paar Gläser des gehaltigen Weins getrunken, trat Röte auf seine blassen Wangen; vor sich hinblickend, den Wein gemütlich einschlürfend, lächelte und schmunzelte er überaus freundlich, als gingen die angenehmsten Bilder in seinem Inneren auf.

„Und nun,“ begann Leonhard, „und nun sagen Sie mir unverhohlen, bester Herr Tusmann, warum Sie so gar besonders sich gebärdeten, als die Braut im Fenster des Turms erschien, und was jetzt so ganz und gar Ihr Inneres erfüllt? Wir sind, Sie mögen das nun glauben oder nicht, alte Freunde und Bekannte, und vor diesem guten Mann brauchen Sie sich gar nicht zu genieren.“

„O Gott,“ erwiderte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „o Gott, mein verehrtester Herr Professor – lassen Sie mich Ihnen die-

sen Titel geben; denn da Sie, wie ich überzeugt bin, ein sehr wackrer Künstler sind, könnten Sie mit Fug und Recht Professor bei der Akademie der Künste sein – Also! mein verehrtester Herr Professor – vermag ich denn zu schweigen? Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über! – Erfahren Sie es! – Ich gehe, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, auf Freiers Füßen und gedenke zum Frühlings-Äquinoktium ein glückliches Bräutlein heimzuführen. Konnt' es denn nun wohl fehlen, daß es mir durch alle Adern fuhr, als Sie, verehrtester Herr Professor, beliebten, mir eine glückliche Braut zu zeigen?"

„Was," unterbrach der Alte den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit kreischender, krächzender Stimme, „was? – Sie wollen heiraten? Sie sind ja viel zu alt dazu und häßlich wie ein Pavian."

Tusmann erschrak über die entsetzliche Grobheit des jüdischen Alten so sehr, daß er kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nehmen Sie", sprach Leonhard, „dem Alten da das harte Wort nicht übel, lieber Herr Tusmann, er meint es nicht so böse, als es wohl den Anschein haben möchte. Aufrichtig gesagt muß ich aber auch selbst gestehen, wie es mich bedünken will, daß Sie etwas spät sich zur Heirat entschlossen haben, da Sie mir beinahe ein Funfziger zu sein scheinen."

„Auf den 9ten Oktober, am Tage des heiligen Dionysius, erreiche ich mein achtundvierzigstes Jahr," fiel Tusmann etwas empfindlich ein. „Dem sei, wie ihm wolle," fuhr Leonhard fort, „es ist auch nicht das Alter allein, das Ihnen entgegensteht. Sie haben bisher ein einfaches, einsames Junggesellenleben geführt, Sie kennen das weibliche Geschlecht nicht, Sie werden sich nicht zu raten, nicht zu helfen wissen."

„Was raten, was helfen," unterbrach Tusmann den Goldschmied, „ei, bester Herr Professor. Sie müssen mich für ungemein leichtsinnig und unverständig halten, wenn Sie glauben, daß ich blindlings ohne Rat und Überlegung zu handeln imstande wäre. Jeden Schritt, den ich tue, erwäge und bedenke

ich weislich, und als ich mich in der Tat von dem Liebespfeil des losen Gottes, den die Alten Cupido nannten, getroffen fühlte, sollte da nicht all mein Dichten und Trachten dahin gegangen sein, mich für diesen Zustand gehörig auszubilden? — Wird jemand, der ein schweres Examen zu überstehen gedenkt, nicht emsig alle Wissenschaften studieren, aus denen er befragt werden soll? — Nun, verehrtester Herr Professor, meine Heirat ist ein Examen, zu dem ich mich gehörig vorbereite und wohl zu bestehen glaube. Sehen Sie, bester Mann, dieses kleine Buch, das ich, seit ich mich zu lieben und zu heiraten entschlossen, beständig bei mir trage und unaufhörlich studiere, sehen Sie es an und überzeugen Sie sich, daß ich die Sache gründlich und gescheut beginne und keineswegs als ein Unerfahrner erscheinen werde, ungeachtet mir, wie ich gestehen will, das ganze weibliche Geschlecht bis dato fremd geblieben."

Mit diesen Worten hatte der Geheime Kanzlei-Sekretär ein kleines in Pergament gebundenes Buch aus der Tasche gezogen und den Titel aufgeschlagen, welcher folgendermaßen lautete:

„Kurzer Entwurff der politischen Klugheit, sich selbst
„und andern in allen Menschlichen Gesellschafften wohl
„zu rathen und zu einer gescheiden Conduite zu ge-
„langen; Allen Menschen, die sich klug zu seyn dünken,
„oder noch klug werden wollen, zu höchst nöthiger Be-
„dürfniß und ungemeinem Nutzen, aus dem Lateinischen
„des Herrn Thomasii übersetzet. Nebst einem ausführ-
„lichen Register. Frankfurt und Leipzig. In Verlag
„Johann Großens Erben. 1710."

„Bemerken Sie," sprach Tusmann mit süßem Lächeln, „bemerken Sie, wie der würdige Autor im siebenten Kapitel, das lediglich vom Heiraten und von der Klugheit eines Hausvaters handelt, § 6 ausdrücklich sagt:

‚Zum wenigsten soll man damit nicht eilen. Wer bei
‚vollkommenem männlichen Alter heirathet, wird so viel

'klüger, weil er so viel weiser wird. Frühzeitige Heirathen
'machen unverschämte oder arglistige Leute, und werffen so-
'wohl des Leibes, als des Gemüths Kräffte übern Hauffen.
'Das männliche Alter ist zwar nicht ein Anfang der
'Jugend, dieselbe aber soll nicht eher, als mit demselben
'zugleich sich enden.'

Und dann, was die Wahl des Gegenstandes betrifft, den man zu lieben und zu heiraten gesonnen, so sagt der vortreffliche Thomasius § 9:

'Die Mittelstraße ist die sicherste, man nehme keine
'allzu Schöne noch Häßliche, keine sehr Reiche noch sehr
'Arme, keine Vornehmere noch Geringere, sondern, die
'mit uns gleichen Standes ist, und so wird auch bey
'den meisten übrigen Eigenschafften die Mittelstraße zu
'treffen das Beste seyn.'

Dem bin ich denn auch gefolgt und habe mit der anmutigen Person, die ich erwählet, nach dem Rat, den Herr Thomasius im § 17 erteilet, nicht nur einmal Konversation gepfleget, weil man durch Verstellung der Fehler und Annehmung von allerhand Scheintugenden leicht hintergangen werden kann, sondern zum öftern, da es denn unmöglich ist, sich gänzlich in die Länge zu bergen."

„Aber," sprach der Goldschmied, „aber, mein werter Herr Tusmann, eben dieser Umgang, oder wie Sie es zu nennen belieben, diese Konversation mit den Weibern scheint mir, soll man nicht getäuscht werden auf schnöde Weise, langer Erfahrung und Übung zu bedürfen."

„Auch hierin", erwiderte Tusmann, „steht der große Thomasius zur Seite, indem er sattsam lehrt, wie eine vernünftige angenehme Konversation einzurichten, und wie vorzüglich, konversiert man mit Frauenzimmern, dabei einiger Scherz auf liebliche Art einzumischen. Aber Scherzreden, sagt mein Autor im fünften Kapitel, soll man sich bedienen wie ein Koch des Salzes,

ja selbst der spitzigen Redensarten wie eines Gewehrs, nicht anders damit anzutasten, sondern zu unserer Beschützung, ebenmäßig als ein Igel seine Stacheln zu brauchen pfleget. Und soll man dabei als ein kluger Mann auf die Gebärden fast noch mehr als auf die Worte regardieren, indem öfters das, was einer in Diskursen verbirget, durch Gebärden hervorbricht und die Worte gemeiniglich nicht so viel als die übrige Aufführung zu Erweckung Freund- oder Feindschaft vermögen."

„Ich merk' es schon," nahm der Goldschmied das Wort, „man kommt Ihnen auf keine Weise bei, Sie sind gegen alles gewappnet und gerüstet. Wetten will ich daher auch, daß Sie durch Ihr Betragen die Liebe der von Ihnen erkornen Dame ganz und gar gewonnen."

„Ich befleißige mich", sprach Tusmann, „nach Thomasii Rat einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit, denn diese ist sowohl das natürlichste Merkmal der Liebe als der natürlichste Zug zur Erweckung der Gegenliebe, gleichwie das Hojanen oder Gähnen eine ganze Gesellschaft zur Nachahmung antreibt. Doch gehe ich in der allzugroßen Ehrerbietung nicht zu weit, denn ich bedenke wohl, daß, wie Thomasius lehrt, die Weiber weder gute noch böse Engel sondern bloße Menschen und zwar, den Leibes- und Gemütskräften nach, schwächere Kreaturen sind als wir, welches der Unterschied des Geschlechts sattsam anzeiget."

„Ein schwarz Jahr", rief der Alte ergrimmt, „komme über Euch, daß Ihr läppisches Zeug schwatzt ohne Aufhören und mir die gute Stunde verderbt, in der ich hier mich zu erlaben gedachte nach vollbrachtem großen Werk!" —

„Schweigt nur, Alter," sprach der Goldschmied mit erhöhter Stimme, „seid froh, daß wir Euch hier leiden; denn mit Euerm brutalen Wesen seid Ihr ein unangenehmer Gast, den man eigentlich hinauswerfen sollte. — Lassen Sie sich, wertester Herr Tusmann, durch den Alten nicht irren. Sie sind der alten Zeit hold,

Sie lieben den Thomasius; was mich betrifft, so gehe ich noch viel weiter zurück, da ich nur auf d i e Zeit etwas gebe, der, wie Sie sehen, zum Teil meine Kleidung angehört. Ja, Verehrter, jene Zeit war wohl herrlicher als die jetzige, und aus ihr stammt noch jener schöne Zauber her, den Sie heute am alten Rathausturm geschaut haben."

„Wie das, wertester Herr Professor?" fragte der Geheime Kanzlei-Sekretär.

„Ei," fuhr der Goldschmied fort, „damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathause, und solche Hochzeiten sahen ein wenig anders aus als die jetzigen. — Nun! manche glückliche Braut blickte damals zum Fenster heraus, und so ist es ein anmutiger Spuk, wenn noch jetzt ein luftiges Gebilde das, was sich jetzt begeben wird, weissagt aus dem, was vor langer Zeit geschehen. Überhaupt muß ich bekennen, daß damals unser Berlin bei weitem lustiger und bunter sich ausnahm als jetzt, wo alles auf einerlei Weise ausgeprägt wird, und man in der Langeweile selbst die Lust sucht und findet, sich zu langweilen. Da gab's Feste, andere Feste, als man sie jetzt ersinnen mag. Ich will nur daran denken, wie im Jahr Eintausend fünfhundert und ein und achtzig zu Okuli in der Fasten der Kurfürst Augustus zu Sachsen mit seinem Gemahl und Sohne Christian von allen anwesenden Herrn herrlich und prächtig zu Cölln eingeholt wurde mit etlichen hundert Pferden. Und die Bürger beider Städte, Berlin und Cölln, samt den Spandauischen, standen zu beiden Seiten vom Köpenicker Tore bis zum Schlosse in vollständiger Rüstung. Tages darauf gab es ein stattliches Ringrennen, bei dem der Kurfürst zu Sachsen und Graf Jost zu Barby mit mehreren vom Adel aufzogen in goldener Kleidung, hohen goldnen Stirnhauben, an Schultern, Ellenbogen und Knien mit goldenen Löwenköpfen, sonst an Armen und Beinen mit fleischfarbener Seide, als wären sie bloß gewesen, angetan, wie man die heidnischen Kämpfer zu malen pflegt. Sänger und Instrumentisten saßen verborgen in

einer goldenen Arche Noahs und darauf ein kleiner Knabe mit fleischfarbener Seide bekleidet, mit Flügeln, Bogen, Köcher und mit verbundenen Augen, wie der Cupido gemalt wird. Zwei andere Knaben mit schönen weißen Straußfedern bekleidet, goldenen Augen und Schnäbeln wie Täubelein führten die Arche, in welcher, wenn der Fürst gerannt und getroffen, die Musik ertönte. Darauf ließ man etliche Tauben aus der Arche, von denen sich eine auf die spitze Zobelmütze unsers gnädigen Herrn Kurfürsten setzte, mit den Flügeln schlug und eine welsche Arie zu singen begann, gar lieblich und viel schöner, als siebenzig Jahre später unser Hofsänger Bernhard Pasquino Grosso aus Mantua zu singen pflegte, wiewohl nicht so anmutig als zu jetziger Zeit unsere Theatersängerinnen, die freilich, zeigen sie ihre Kunst, besser plaziert sind als jenes Täubelein. Dann gab es ein Fußturnier, zu dem zog der Kurfürst von Sachsen mit dem Grafen von Barby in einem Schiffe auf, das war mit gelbem und schwarzem Zeuge bekleidet und hatte ein Segel von goldenem Zindel. Und es saß hinter dem Herrn der kleine Knabe, der tages zuvor Cupido gewesen, mit einem langen bunten Rocke und spitzigem Hute von gelbem und schwarzem Zeuge und langem grauen Barte. Sänger und Instrumentisten waren ebenso gekleidet. Aber rings um das Schiff tanzten und sprangen viele Herren vom Adel her mit Köpfen und Schwänzen von Lachsen, Heringen und andern lustigen Fischen angetan, welches sich gar anmutig ausnahm. Am Abend um die zehnte Stunde wurde ein schönes Feuerwerk angezündet, welches einige tausend Schüsse hatte, in der Gestalt einer viereckigen Festung mit Landsknechten besetzt, die alle voller Schüsse waren, und trieben die Büchsenmeister viel merkliche Possen mit Stechen und Fechten und ließen feurige Rosse und Männer, seltsame Vögel und andere Tiere in die Höhe fahren mit schrecklichem Gerassel und Geprassel. Das Feuerwerk dauerte an die zwei Stunden.“ — Während der Goldschmied dies alles erzählte, gab der Geheime Kanzlei-Sekretär alle Zeichen der innigsten Teilnahme, des höchsten Wohl-

gefallens von sich. Er rief mit feiner Stimme: „Ei — O — Ach —" dazwischen, schmunzelte, rieb sich die Hände, rutschte auf dem Stuhle hin und her und schlürfte dabei ein Glas Wein nach dem andern hinunter.

„Mein verehrtester Herr Professor," rief er endlich im Falsett, den ihm die höchste Freude abzunötigen pflegte, „mein teuerster, verehrtester Herr Professor, was sind das für herrliche Dinge, von denen Sie so lebhaft zu erzählen belieben, als wären Sie selbst persönlich dabei gewesen."

„Ei," erwiderte der Goldschmied, „soll ich denn vielleicht nicht dabei gewesen sein?"

Tusmann wollte, den Sinn dieser verwunderlichen Rede nicht fassend, eben weiter fragen, als der Alte mürrisch zum Goldschmied sprach: „Vergeßt doch die schönsten Feste nicht, an denen sich die Berliner ergötzten in jener Zeit, die Ihr so hoch erhebt. Wie auf dem Neumarkt die Scheiterhaufen dampften und das Blut floß der unglücklichen Schlachtopfer, die auf die entsetzlichste Weise gemartert alles gestanden, was der tollste Wahn, der plumpste Aberglaube nur sich erträumen konnte."

„Ach," nahm der Geheime Kanzlei-Sekretär das Wort, „ach, Sie meinen gewiß die schnöden Hexen- und Zauberprozesse, wie sie in alter Zeit stattfanden, mein bester Herr! — Ja, das war freilich ein schlimmes Ding, dem unsere schöne Aufklärung ein Ende gemacht hat."

Der Goldschmied warf seltsame Blicke auf den Alten und auf Tusmann und fragte endlich mit geheimnisvollem Lächeln diesen: „Kennen Sie die Geschichte vom Münzjuden Lippold, wie sie sich im Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und siebenzig zutrug?"

Noch ehe Tusmann antworten konnte, fuhr der Goldschmied weiter fort: „Großen Betruges und arger Schelmerei war der Münzjude Lippold angeklagt, der sonst das Vertrauen des Kurfürsten besaß, dem ganzen Münzwesen im Lande vorstand und

allemal, wenn es not tat, gleich mit bedeutenden Summen bei der Hand war. Sei es aber nun, daß er sich gut auszureden wußte, oder daß ihm andere Mittel zu Gebote standen, sich vor den Augen des Kurfürsten rein zu waschen von aller Schuld, oder daß, wie man damals sich auszudrücken pflegte, etzliche, die beim Herrn Tun und Lassen waren, mit der silbernen Büchse geschossen; genug, es war an dem, daß er als unschuldig loskommen sollte; er wurde nur noch in seinem kleinen, in der Stralauer Straße belegenen Hause von Bürgern bewacht. Da trug es sich zu, daß er sich mit seinem Weibe erzürnte, und daß diese in zornigem Mute sprach: ‚Wenn der gnädige Herr Kurfürst nur wüßte, was du für ein böser Schelm bist, und was für Bubenstücke du mit deinem Zauberbuche kannst zuwege bringen, würdest du lange kalt sein.' Das wurde dem Kurfürsten berichtet, der ließ strenge nachforschen in Lippolds Hause nach dem Zauberbuche, das man endlich fand, und das, als es Leute, die dessen Verstand hatten, lasen, seine Schelmerei klar an den Tag brachte. Böse Künste hatte er getrieben, um den Herrn sich ganz zu eigen zu machen und das ganze Land zu beherrschen, und nur des Kurfürsten Gottseligkeit hatte dem satanischen Zauber widerstanden. Lippold wurde auf dem Neumarkt hingerichtet; als aber die Flammen seinen Körper und das Zauberbuch verzehrten, kam unter dem Gerüst eine große Maus hervor und lief ins Feuer. Viele Leute hielten die Maus für Lippolds Zauberteufel."

Während der Goldschmied dies erzählte, hatte der Alte beide Arme auf den Tisch gestützt, die Hände vors Gesicht gehalten und gestöhnt und geächzt wie einer, der große unerträgliche Schmerzen leidet.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär schien dagegen nicht sonderlich auf des Goldschmieds Worte zu achten. Er war über die Maßen freundlich und in dem Augenblick von ganz andern Gedanken und Bildern erfüllt. Als nämlich der Goldschmied geendet, fragte er schmunzelnd mit süß lispelnder Stimme: „Aber

sagen Sie mir nur, mein allerwertester, hochverehrtester Herr Professor, war denn das wirklich die Demoiselle Albertine Voßwinkel, die aus dem verfallenen Fenster des Rathausturmes mit ihren schönen Augen auf uns herniederblickte?"

„Was," fuhr ihn der Goldschmied wild an, „was haben Sie mit der Albertine Voßwinkel?"

„Nun," erwiderte Tusmann kleinlaut, „nun, du mein lieber Himmel, das ist ja eben diejenige holde Dame, die ich zu lieben und zu heiraten unternommen."

„Herr," rief nun der Goldschmied blutrot im ganzen Gesicht und glühenden Zorn in den feuersprühenden Augen, „Herr, ich glaube, Sie sind vom Teufel besessen oder total wahnsinnig? Sie wollen die schöne blutjunge Albertine Voßwinkel heiraten? Sie alter abgelebter armseliger Pedant? Sie, der Sie mit all Ihrer Schulgelehrsamkeit, mitsamt Ihrer aus dem Thomasius geschöpften politischen Klugheit nicht drei Schritt über Ihre eigne Nase wegsehen können? — Solche Gedanken lassen Sie sich nur vergehen, sonst könnte Ihnen noch in dieser Äquinoktialnacht das Genick gebrochen werden."

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war sonst ein sanfter, friedfertiger, ja furchtsamer Mann, der niemanden, wurde er auch angegriffen, ein hartes Wort sagen konnte. Zu schnöde waren aber wohl des Goldschmieds Worte, und kam noch hinzu, daß Tusmann mehr starken Wein, als er gewohnt, getrunken hatte, so konnt' es nicht fehlen, daß er, wie sonst niemals, zornig auffuhr und mit gellender Stimme rief: „Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, mein unbekannter Herr Goldschmied, was Sie berechtigt, mir so zu begegnen? — Ich glaube gar, Sie wollen mich äffen durch allerhand kindische Künste und vermessen sich, die Demoiselle Albertine Voßwinkel selbst lieben zu wollen und haben die Dame porträtiert auf Glas und mir mittelst einer Laterna magica, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildnis gezeigt am Rathausturm! — O mein Herr,





auch ich verstehe mich auf solche Dinge, und Sie verfehlen den Weg, wenn Sie glauben, mich durch Ihre Künste, durch Ihre groben Redensarten einzuschüchtern!" –

„Nehmen Sie sich in acht," sprach nun der Goldschmied gelassen und sonderbar lächelnd, „nehmen Sie sich in acht, Tusmann, Sie haben es hier mit kuriosen Leuten zu tun."

Aber in dem Augenblick grinste statt des Goldschmieds ein abscheuliches Fuchsgesicht den Geheimen Kanzlei-Sekretär an, der, von dem tiefsten Entsetzen erfaßt, zurücksank in den Sessel.

Der Alte schien sich über des Goldschmieds Verwandlung weiter gar nicht zu verwundern, vielmehr hatte er auf einmal sein mürrisches Wesen ganz verloren und rief lachend: „Sehen Sie doch, welch hübscher Spaß; – aber das sind brotlose Künste, da weiß ich Besseres und vermag Dinge, die dir stets zu hoch geblieben sind, Leonhard."

„Laß doch sehen," sprach der Goldschmied, der nun wieder sein menschliches Gesicht angenommen, sich ruhig an den Tisch setzend, „laß doch sehen, was du kannst."

Der Alte holte einen großen schwarzen Rettich aus der Tasche, putzte und schälte ihn mit einem kleinen Messer, das er ebenfalls hervorgezogen, sauber ab, zerschnitt ihn in dünne Scheiben und legte diese auf den Tisch.

Aber sowie er mit geballter Faust auf eine Rettichscheibe schlug, sprang klappernd ein schön ausgeprägtes flimmerndes Goldstück hervor, das er faßte und dem Goldschmied zuwarf. Doch, sowie dieser das Goldstück auffing, zerstäubte es in tausend knisternde Funken. Das schien den Alten zu ärgern, immer rascher und stärker prägte er die Rettichscheiben aus, immer prasselnder zersprangen sie in des Goldschmieds Hand.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär war ganz außer sich, betäubt von Entsetzen und Angst; endlich raffte er sich mit Gewalt auf aus der Ohnmacht, der er nahe war, und sprach mit bebender Stimme: „Da will ich mich doch den hochzuverehrenden Herren

lieber ganz gehorsamst empfehlen"; sprang alsbald, nachdem er Hut und Stock ergriffen, schnell zur Türe heraus.

Auf der Straße hörte er, wie die beiden Unheimlichen hinter ihm her eine gellende Lache aufschlugen, vor der ihm das Blut in den Adern gefror.

Zweites Kapitel.

Worin erzählt wird, wie eines Zigarros halber, der nicht brennen wollte, sich ein Liebesverständnis erschloß, nachdem die Verliebten schon früher mit den Köpfen aneinander gerannt.

Auf weniger verfängliche Weise als der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann hatte der junge Maler Edmund Lehsen die Bekanntschaft des alten wunderlichen Goldschmieds Leonhard gemacht.

Edmund entwarf gerade an einer einsamen Stelle des Tiergartens eine schöne Baumgruppe nach der Natur, als Leonhard zu ihm trat und ohne Umstände ihm über die Schulter ins Blatt hineinsah. Edmund ließ sich gar nicht stören, sondern zeichnete emsig fort, bis der Goldschmied rief: „Das ist ja eine ganz sonderbare Zeichnung, lieber junger Mann, das werden ja am Ende keine Bäume, das wird ja ganz etwas anders."

„Merken Sie etwas, mein Herr?" sprach Edmund mit leuchtenden Blicken. „Nun," fuhr der Goldschmied fort, „ich meine, aus den dicken Blättern da kuckten allerlei Gestalten heraus im buntesten Wechsel, bald Genien, bald seltsame Tiere, bald Jungfrauen, bald Blumen. Und doch sollte das Ganze wohl nur sich zu jener Baumgruppe uns gegenüber gestalten, durch die die Strahlen der Abendsonne so lieblich funkeln."

„Ei, mein Herr," rief Edmund, „Sie haben entweder einen gar tiefen Sinn, ein durchschauendes Auge für dergleichen, oder ich war in diesen Augenblicken glücklicher im Darstellen meiner innersten Empfindung als jemals. Ist es Ihnen nicht auch so,



Die Brandwacht.



wenn Sie sich in der Natur ganz Ihrem sehnsüchtigen Gefühl überlassen, als schauten durch die Bäume, durch das Gebüsch allerlei wunderbare Gestalten Sie mit holden Augen an? – Das war es, was ich in dieser Zeichnung recht versinnlichen wollte, und ich merke, es ist mir gelungen."

„Ich verstehe," sprach Leonhard etwas kalt und trocken, „Sie wollten frei von allem eigentlichen Studium sich Rast geben und in einem anmutigen Spiel Ihrer Fantasie sich erheitern und erkräftigen."

„Keineswegs, mein Herr!" erwiderte Edmund, „gerade diese Art nach der Natur zu zeichnen halte ich für mein bestes, nutzenvollstes Studieren. Aus solchen Studien trag' ich das wahrhaft Poetische, Fantastische in die Landschaft. Dichter muß der Landschaftsmaler ebensogut sein als der Geschichtsmaler, sonst bleibt er ewig ein Stümper."

„Hilf Himmel," rief Leonhard, „auch Sie, lieber Edmund Lehsen" –

„Wie," unterbrach Edmund den Goldschmied, „wie, Sie kennen mich, mein Herr!"

„Warum", erwiderte Leonhard, „soll ich Sie denn nicht kennen? – Ich machte Ihre erste werte Bekanntschaft in einem Augenblick, auf den Sie sich wahrscheinlich nicht sehr deutlich besinnen werden, nämlich, als Sie soeben geboren waren. Für die wenige Welterfahrung, die Sie damals besitzen konnten, hatten Sie sich überaus sittig und klug betragen, Ihrer Frau Mama ungemein wenig Mühe gemacht und sogleich ein sehr wohlklingendes Freudengeschrei erhoben, auch heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rat nicht verweigern durfte, da nach dem Ausspruch der neuesten Ärzte dieses den neugebornen Kindern nicht nur keineswegs schadet, sondern vielmehr wohltätig auf ihren Verstand, auf ihre physischen Kräfte überhaupt wirkt. Ihr Herr Papa war auch dermaßen fröhlich, daß er auf einem Beine im Zimmer herumhopste und aus der Zauberflöte sang: ‚Bei Männern, welche Liebe fühlen' rc. Nach-

her gab er mir Ihre kleine Person in die Hände und bat mich, Ihr Horoskop zu stellen, welches ich auch tat. Dann kam ich noch öfters in Ihres Vaters Haus, und Sie verschmähten nicht, manche Tüte Rosinen und Mandeln aufzunaschen, die ich Ihnen mitbrachte. Nachher ging ich auf Reisen, Sie mochten damals sechs oder acht Jahr alt sein. Dann kam ich hieher nach Berlin, sah Sie und vernahm mit Vergnügen, daß Ihr Vater Sie aus Müncheberg hieher geschickt, um die edle Malerkunst zu studieren, für welches Studium in Müncheberg eben nicht sonderlicher Fond vorhanden an Bildern, Marmorn, Bronzen, Gemmen und andern bedeutenden Kunstschätzen. Ihre gute Vaterstadt kann sich darin nicht mit Rom, Florenz oder Dresden messen, wie vielleicht künftig Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefischt und hieher transportiert werden." –

„Mein Gott," sprach Edmund, „jetzt gehen mir alle Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend lebhaft auf. Sind Sie nicht Herr Leonhard?"

„Allerdings", erwiderte der Goldschmied, „heiße ich Leonhard und nicht anders, indessen möcht' es mich doch wundern, wenn Sie sich aus so früher Zeit meiner noch erinnern sollten."

„Und doch", fuhr Edmund fort, „ist es der Fall. Ich weiß, daß ich mich jedesmal, wenn Sie in meines Vaters Hause erschienen, sehr freute, weil Sie mir immer allerlei Näschereien mitbrachten und sich überhaupt viel mit mir abgaben, und dabei verließ mich nicht eine scheue Ehrfurcht, ja eine gewisse Angst und Beklommenheit, die oft noch fortdauerte, wenn Sie schon weggegangen waren. Aber noch mehr sind es die Erzählungen meines Vaters von Ihnen, die Ihr Andenken in meiner Seele frisch erhalten haben. Er rühmte sich Ihrer Freundschaft, da Sie ihn mit besonderer Gewandtheit aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen, wie sie im Leben wohl vorkommen, glücklich gerettet hatten. Mit Begeisterung sprach er aber davon, wie Sie in die tiefen geheimen Wissenschaften eingedrungen, über

manche verborgene Naturkraft geböten nach Willkür, und manchmal – verzeihen Sie – gab er nicht undeutlich zu verstehen, Sie wären wohl am Ende, das Ding bei Lichte besehen, Ahasverus, der ewige Jude!" –

„Warum nicht gar der Rattenfänger von Hameln oder der Alte Überall und Nirgends oder das Petermännchen oder sonst ein Kobold" unterbrach der Goldschmied den Jüngling; „aber wahr mag es sein, und ich will es gar nicht leugnen, daß es mit mir eine gewisse eigene Bewandtnis hat, von der ich nicht sprechen darf, ohne Ärgernis zu erregen. Ihrem Herrn Papa habe ich in der Tat viel Gutes erzeigt durch meine geheimen Künste; vorzüglich erfreute ihn gar sehr das Horoskop, das ich Ihnen stellte nach Ihrer Geburt."

„Nun," sprach der Jüngling, indem hohe Röte seine Wangen überflog, „nun, mit dem Horoskop war es eben nicht so sehr erfreulich. Mein Vater hat es mir oft wiederholt, Ihr Ausspruch sei gewesen, es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künstler oder ein großer Narr. – Wenigstens hab' ich es aber diesem Ausspruch zu verdanken, daß mein Vater meiner Neigung zur Kunst freien Lauf ließ, und glauben Sie nicht, daß Ihr Horoskop zutreffen wird?"

„O ganz gewiß," erwiderte der Goldschmied sehr kalt und gelassen, „es ist gar nicht daran zu zweifeln, denn Sie sind eben jetzt auf dem schönsten Wege, ein großer Narr zu werden."

„Wie, mein Herr," rief Edmund betroffen, „wie, mein Herr Sie sagen mir das so geradezu ins Gesicht? Sie –"

„Es liegt", fiel ihm der Goldschmied ins Wort, „nun gänzlich an dir, der schlimmen Alternative meines Horoskops zu entgehen und ein tüchtiger Künstler zu werden. Deine Zeichnungen, deine Entwürfe verraten eine reiche lebendige Fantasie, eine rege Kraft des Ausdrucks, eine kecke Gewandtheit der Darstellung; auf diese Fundamente läßt sich ein wackeres Gebäude aufführen. Laß ab von aller modischen Überspanntheit und gib dich ganz hin dem

ernsten Studium. Ich rühm' es, daß du nach der Würde und Einfachheit der alten deutschen Maler trachtest, aber auch hier magst du sorglich die Klippe vermeiden, an der so viele scheitern. Es gehört wohl ein tiefes Gemüt, eine Seelenkraft, die der Erschlaffung der modernen Kunst zu widerstehen vermag, dazu, ganz aufzufassen den wahren Geist der alten deutschen Meister, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde. Nur dann wird sich aus dem Innersten heraus der Funke entzünden und die wahre Begeisterung Werke schaffen, die ohne blinde Nachahmerei eines besseren Zeitalters würdig sind. Aber jetzt meinen die jungen Leute, wenn sie irgend ein biblisches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Gesichtern, steifen eckichten Gewändern und falscher Perspektive zusammenstoppeln, sie hätten gemalt in der Manier der alten deutschen hohen Meister. Solche geistestote Nachähmler mögen dem Bauerjungen zu vergleichen sein, der in der Kirche bei dem Vaterunser den Hut vor die Nase hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wisse er auch das Gebet nicht, so kenne er doch die Melodie davon."

Der Goldschmied sprach noch viel Wahres und Schönes über die edle Kunst der Malerei und gab dem künstlerischen Edmund weise vortreffliche Lehren, so daß dieser, ganz durchdrungen, zuletzt fragte, wie es möglich sei, daß Leonhard so viel Kenntnis habe erwerben können, ohne selbst Maler zu sein, und daß er so im Verborgenen lebe, ohne sich Einfluß zu verschaffen auf die Kunstbestrebungen aller Art?

„Ich habe," erwiderte der Goldschmied mit sehr mildem ernsten Ton, „ich habe dir schon gesagt, daß eine lange, ja in der Tat sehr wunderbar lange Erfahrung meinen Blick, mein Urteil geschärft hat. Was aber meine Verborgenheit betrifft, so bin ich mir bewußt, daß ich überall etwas seltsam auftreten würde, wie es nun einmal nicht nur meine ganze Organisation, sondern auch das Gefühl einer gewissen mir inwohnenden Macht gebietet, und dies könnte mein ganzes ruhiges Leben hier in Berlin ver-




VERVM DECVS IN VIRTVTE POSITVM EST: QVÆ MAXIME ILLVSTRATVR MAGNIS IN REMPVB: MERITIS.
Leonhardt Thurneisser zum Thurn seines alters fünff und viertzig Jar.

stören. Ich gedenke noch eines Mannes, der in gewisser Hinsicht mein Ahnherr sein könnte, und der mir so in Geist und Fleisch gewachsen ist, daß ich zuweilen im seltsamen Wahn glaube, ich sei es eben selbst. Niemanden anders meine ich als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuser zum Thurm, der ums Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin am Hofe des Kurfürsten Johann George lebte. Damals war, wie du wissen wirst, jeder Chemiker ein Alchimist und jeder Astronom ein Astrolog genannt, und so mochte Turnhäuser auch beides sein. Soviel ist indessen gewiß, daß Turnhäuser die merkwürdigsten Dinge zustande brachte und außerdem sich als tüchtiger Arzt bewies. Er hatte indessen den Fehler, seine Wissenschaft überall geltend machen zu wollen, sich in alles zu mischen, überall mit Rat und Tat bei der Hand zu sein. Das zog ihm Haß und Neid zu, wie der Reiche, der mit seinem Reichtum, ist er auch wohl erworben, eitlen Prunk treibt, sich am ersten Feinde auf den Hals zieht. Nun begab es sich, daß man dem Kurfürsten eingeredet hatte, Turnhäuser vermöge Gold zu machen, und daß dieser, sei es nun, weil er sich wirklich nicht darauf verstand, oder weil andere Gründe ihn dazu trieben, hartnäckig verweigerte, zu laborieren. Da kamen Turnhäusers Feinde und redeten zum Kurfürsten: ‚Seht Ihr wohl, was das für ein verschmitzter unverschämter Geselle ist? Er prahlt mit Kenntnissen, die er nicht besitzt, und treibt allerlei zauberische Possen und jüdische Händel, die er büßen sollte mit schmachvollem Tode wie der Jude Lippolt.‘ Turnhäuser war sonst wirklich ein Goldschmied gewesen, das kam heraus, und nun bestritt man ihm vollends alle Wissenschaft, die er doch sattsam an den Tag gelegt. Man behauptete sogar, daß er all die scharfsinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognostica, die er herausgegeben, nicht selbst verfertigt, sondern sich habe machen lassen von andern Leuten um bares Geld. Genug, Haß, Neid, Verleumdung brachten es dahin, daß er, um dem Schicksal des Juden Lippolt zu entgehen, in aller Stille Berlin und die Mark verlassen mußte. Da schrien

die Widersacher, er habe sich zum päpstischen Haufen begeben das ist aber nicht wahr. Er ging nach Sachsen und trieb sein Goldschmieds-Handwerk, ohne der Wissenschaft zu entsagen." —

Edmund fühlte sich auf wunderbare Weise zu dem alten Goldschmied hingezogen, und dieser lohnte ihm das ehrfurchtsvolle Vertrauen, wie er es gegen ihn äußerte, dadurch, daß er nicht allein in seinem Kunststudium sein strenger, aber tief belehrender Kritiker blieb, sondern ihm auch in Ansehung der Bereitung und Mischung der Farben gewisse Geheimnisse, die den alten Malern zu Gebote standen, entdeckte, welche sich in der Ausführung auf das herrlichste bewährten.

So bildete sich nun zwischen Edmund und dem alten Leonhard das Verhältnis, in dem der hoffnungsvolle geliebte Zögling mit dem väterlichen Lehrer und Freunde steht.

Bald darauf begab es sich, daß an einem schönen Sommerabende bei dem Hofjäger im Tiergarten dem Kommissionsrat Herrn Melchior Voßwinkel kein einziger von den mitgebrachten Zigarren brennen wollte. Sie hatten sämtlich keine Luft. Mit steigendem Unwillen warf der Kommissionsrat einen nach dem andern an die Erde und rief zuletzt: „O Gott, hab' ich darum mit vieler Mühe und nicht unbedeutenden Kosten Zigarren direkte aus Hamburg verschrieben, damit mich die schmählichen Dinger in meiner besten Lust stören sollten? — Kann ich jetzt wohl auf vernünftige Weise die schöne Natur genießen und einen nützlichen Diskurs führen? — Es ist doch entsetzlich!"

Er hatte diese Worte gewissermaßen an Edmund Lehsen gerichtet, der neben ihm stand, und dessen Zigarro ganz fröhlich dampfte.

Edmund, ohne den Kommissionsrat weiter zu kennen, zog sogleich seine gefüllte Zigarrenbüchse hervor und reichte sie freundlich dem Verzweifelnden hin mit der Bitte, zuzulangen, da er für die Güte und Brennbarkeit der Zigarren einstehe, ungeachtet er sie nicht direkte von Hamburg bekommen, sondern aus einem Laden in der Friedrichsstraße erkauft habe.

Der Kommissionsrat, ganz Freude und Fröhlichkeit, langte mit einem: bitt' ganz ergebenst, wirklich zu, und als, nur kaum mit dem brennenden Fidibus berührt, die feinen lichtgrauen Wolken aus dem angenehmen Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Zigarro benannt haben wollen, sich emporkräuselten, rief der Mann ganz entzückt: „O mein wertester Herr, Sie reißen mich wirklich aus arger Verlegenheit! — Tausend Dank dafür, und beinahe möcht' ich unverschämt genug sein, Sie, wenn dieser Zigarro verraucht, um einen zweiten zu bitten."

Edmund versicherte, daß er über seine Zigarrenbüchse gebieten könne, und beide trennten sich dann.

Als nun aber, da es schon ein wenig zu dämmern begann, Edmund, den Entwurf eines Bildes im Kopfe, mithin ziemlich abwesend und die bunte Gesellschaft nicht beachtend, sich durch Tische und Stühle drängte, um ins Freie zu kommen, stand plötzlich der Kommissionsrat wieder vor ihm und fragte sehr freundlich, ob er nicht an seinem Tisch Platz nehmen wolle. Im Begriff, es auszuschlagen, weil er sich hinaussehnte in den Wald, fiel ihm ein Mädchen ins Auge, das, die Jugend, Anmut, der Liebreiz selbst, an dem Tische saß, von dem der Kommissionsrat aufgestanden war.

„Meine Tochter Albertine," sprach der Kommissionsrat zu Edmund, der regungslos das Mädchen anstarrte und beinahe vergaß, sie zu begrüßen. Er erkannte auf den ersten Blick in Albertinen das bildschöne, mit der höchsten Eleganz gekleidete Frauenzimmer wieder, das er in der vorjährigen Kunstausstellung vor einer von seinen Zeichnungen antraf. Sie erklärte mit Scharfsinn der ältern Frau und den beiden jungen Mädchen, die mit ihr gekommen, den Sinn des fantastischen Gebildes, sie ging ein auf Zeichnung, Gruppierung, sie rühmte den Meister, der das Werk geschaffen, und bemerkte, daß es ein sehr junger hoffnungsvoller Künstler sein solle, den sie wohl kennen zu lernen wünsche. Edmund stand dicht hinter ihr und sog begierig das Lob ein,

das von den schönsten Lippen floß. Vor lauter süßer Angst und bangem Herzklopfen vermochte er es nicht über sich, hervorzutreten als Schöpfer des Bildes. — Da läßt Albertine den Handschuh, den sie eben von der Hand gezogen, auf die Erde fallen; schnell bückt sich Edmund, ihn aufzuheben, Albertine ebenfalls, beide fahren mit den Köpfen zusammen, daß es knackt und kracht! — „Herr Gott im Himmel," ruft Albertine, vor Schmerz sich den Kopf haltend.

Entsetzt prallt Edmund zurück, tritt bei dem ersten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquiekt, bei dem zweiten einem podagrischen Professor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrülle erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tausend Teufeln in die flammende Hölle wünscht. Und aus allen Sälen laufen die Menschen herbei, und alle Lorgnetten sind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem trostlosen Wimmern des wunden Mopses, unter dem Fluchen des Professors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kickern und Lachen der Mädchen, über und über glühend vor Scham, ganz verzweifelt herausstürzt, während mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläschchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit starkem Wasser reiben. —

Schon damals, in dem kritischen Augenblick des lächerlichen Auftritts, war Edmund, ohne doch dessen sich selbst deutlich bewußt zu sein, in Liebe gekommen, und nur das schmerzliche Gefühl seiner Tölpelei hielt ihn zurück, das Mädchen an allen Ecken und Enden der Stadt aufzusuchen. Er konnte sich Albertinen nicht anders denken als mit roter wunder Stirn und den bittersten Vorwurf, den entschiedensten Zorn im Gesicht, im ganzen Wesen.

Davon war aber heute nicht die mindeste Spur anzutreffen. Zwar errötete Albertine über und über, als sie den Jüngling erblickte, und schien ebensosehr außer Fassung; als aber der Kommissionsrat ihn um Stand und Namen fragte, fiel sie hold-

lächelnd mit süßer Stimme ein, daß sie sehr irren müßte, wenn sie nicht Herrn Lehsen vor sich sähe, den vortrefflichen Künstler, dessen Zeichnungen, dessen Gemälde ihr tiefstes Gemüt ergriffen.

Man kann denken, daß diese Worte Edmunds Inneres zündend durchfuhren wie ein elektrischer Schlag. Begeistert wollte er ausbrechen in die vortrefflichsten Redensarten, der Kommissionsrat ließ es aber nicht dazu kommen, sondern drückte den Jüngling stürmisch an die Brust und sprach: „Bester! um den versprochenen Zigarro!" — Und dann weiter, während er den Zigarro, den ihm Edmund darbot, geschickt mit dem Brennstoff, der noch in der Asche des eben verrauchten enthalten, anzündete: „Also ein Maler sind Sie, und zwar ein vortrefflicher, wie meine Tochter Albertine behauptet, die sich auf dergleichen Dinge genau versteht. — Nun, das freut mich außerordentlich, ich liebe die Malerei, oder um mit meiner Tochter Albertine zu reden, die Kunst überhaupt ganz ungemein, ich habe einen wahren Narren daran gefressen! — bin auch Kenner — ja wahrhaftig ein tüchtiger Kenner von Gemälden, mir kann ebensowenig als meiner Tochter Albertine jemand ein X vor ein U machen, wir haben Augen — wir haben Augen! — Sagen Sie mir, teurer Maler, sagen Sie mir's ehrlich ohne Scheu, nicht wahr, Sie sind der wackre Künstler, vor dessen Gemälden ich täglich vorbeigehe und jedesmal stehen bleibe wohl einige Minuten lang, weil ich vor lauter Freude über die schönen Farben gar nicht loskommen kann?"

Edmund begriff nicht recht, wie es der Kommissionsrat anstellen sollte, täglich bei seinen Gemälden vorüber zu gehen, da er sich nicht erinnern konnte, jemals Aushängeschilder gemalt zu haben. Nach einigem Hin- und Herfragen kam es aber heraus, daß Melchior Voßwinkel nichts anders meinte als die lackierten Teebretter, Ofenschirme und dergleichen in dem Stobwasserschen Laden unter den Linden, die er in der Tat jeden Morgen um

eilf Uhr, wenn er bei Sala Tarone vier Sardellen gegessen und ein Gläschen Danziger genommen, mit wahrem Entzücken betrachtete. Diese Kunstfabrikate galten ihm für das Höchste, was jemals die Kunst geleistet. – Das verschnupfte den Edmund nicht wenig, er verwünschte den Kommissionsrat, der mit seinem faden Wortschwall ihm jede Annäherung an Albertinen unmöglich machte.

Endlich erschien ein Bekannter des Kommissionsrats, der ihn in ein Gespräch zog. Diesen Moment nutzte Edmund und setzte sich hin dicht neben Albertinen, die das gar gern zu sehen schien.

Jeder, der die Demoiselle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß sie, wie gesagt, die Jugend, Schönheit und Anmut selbst ist, daß sie sich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der besten Mode sehr geschmackvoll zu kleiden weiß, daß sie in der Zelterschen Akademie singt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichsten Sprüngen der ersten Tänzerin nachtanzt, schon eine schön gestickte Tulpe nebst diversen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunstausstellung geliefert hat und, von Natur heitern aufgeweckten Temperaments, doch, zumal beim Tee, genügende Empfindsamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß sie mit niedlicher, sauberer Perlschrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Goethes, Jean Pauls und anderer geistreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohlgefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt und das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechselt.

Wohl war es natürlich, daß Albertine an der Seite des jungen Malers, dem das Entzücken der scheuen Liebe aus dem Herzen strömte, in noch höhere als in die gewöhnliche Tee- und Vorlese-Empfindsamkeit geraten mußte, und daß sie daher von Kindlichkeit, poetischem Gemüt, Lebenstiefe u. d. g. auf die artigste Weise melodisch lispelnd sprach.

Der Abendwind hatte sich erhoben und wehete süße Blütendüfte vor sich her, und im dichten dunkeln Gebüsch duettierten zwei Nachtigallen in den zärtlichsten Liebesklagen.

Da begann Albertine aus Fouqués Gedichten:

Ein Flüstern, Rauschen, Klingen
Geht durch den Frühlingshain,
Fängt wie mit Liebesschlingen
Geist, Sinn und Leben ein!

Kühner geworden in der tiefen Dämmerung, die nun eingebrochen, faßte Edmund Albertinens Hand, drückte sie an seine Brust und sprach weiter:

Säng' ich es nach, was leise
Solch stilles Leben spricht,
So schien' aus meiner Weise
Das ew'ge Liebeslicht. –

Albertine entzog ihm ihre Hand, aber nur, um sie von dem feinen Glacéhandschuh zu befreien und dann dem Glücklichen wieder zu überlassen, der sie eben feurig küssen wollte, als der Kommissionsrat dazwischen fuhr: „Potztausend, das wird kühl! – Ich wollte, ich hätt' einen Mantel oder einen Überrock zu mir gesteckt oder mit mir genommen, will ich vielmehr sagen. Hülle dich in deinen Shawl, Tinchen, – es ist ein türkischer, bester Maler und kostet 50 bare Dukaten. – Hülle dich wohl ein, sag' ich, Tinchen, wir wollen uns auf den Weg machen. Leben Sie wohl, mein Bester." –

Von einem richtigen Takt getrieben, griff in diesem Augenblick Edmund nach der Zigarrenbüchse und bot dem Kommissionsrat den dritten Glimmstengel an.

„O ich bitte ganz gehorsamst," rief Voßwinkel, „Sie sind ja ein überaus artiger gefälliger Mann. Die Polizei will nicht erlauben, daß man im Tiergarten wandelnd rauche, damit man das schöne Gras nicht versenge; aber deshalb schmeckt ein Pfeifchen oder ein Zigarro nur desto schöner."

In dem Augenblick, als der Kommissionsrat sich der Laterne nahte, um den Zigarro anzuzünden, bat Edmund leise und scheu, Albertinen nach Hause begleiten zu dürfen. Sie nahm seinen Arm, beide schritten vor, und der Kommissionsrat schien, als er hinantrat, es vorausgesetzt zu haben, daß Edmund mit ihnen nach der Stadt gehen würde.

Jeder, der jung war und verliebt, oder beides noch ist (manchem passiert das niemals), wird es sich einbilden können, daß es dem Edmund an Albertinens Seite dünkte, er gehe nicht durch den Wald, sondern schwebe hoch über den Bäumen im schimmernden Gewölk mit der Schönsten daher. –

Nach Rosalindens Ausspruch in Shakespeares „Wie es Euch gefällt" sind die Kennzeichen eines Verliebten: Eingefallene Wangen, Augen mit blauen Rändern, ein gleichgültiger Sinn, ein verwilderter Bart, lose hängende Kniegürtel, eine ungebundene Mütze, aufgeknüpfte Ärmel, nicht zugeschnürte Schuhe und eine nachlässige Trostlosigkeit in allem Tun und Lassen. Dies alles traf nun zwar bei Edmund ebensowenig zu als bei dem verliebten Orlando, aber so wie dieser die junge Baumzucht ruinierte, indem er den Namen Rosalinde in alle Rinden grub, Oden an Weißdornen hing und Elegien an die Brombeersträuche; so verdarb Edmund eine Menge Papier, Pergament, Leinwand und Farben, seine Geliebte in hinlänglich schlechten Versen zu besingen und sie zu zeichnen, zu malen, ohne sie jemals zu treffen, da seine Fantasie seine Kunstfertigkeit überflügelte. Kam nun noch der seltsam somnambule Blick des Liebeskranken und ein erkleckliches Seufzen zu jeder Zeit und Stunde hinzu, so konnte es nicht fehlen, daß der alte Goldschmied den Zustand seines jungen Freundes sehr bald erriet. Als er ihn darüber befragte, nahm Edmund gar keinen Anstand, ihm sein ganzes Herz zu erschließen.

„Ei," rief Leonhard, als Edmund geendet, „ei, du denkst wohl nicht daran, daß es ein schlimmes Ding ist, sich in eine

Braut zu verlieben: Albertine Voßwinkel ist so gut wie versprochen an den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann."

Edmund geriet über diese entsetzliche Nachricht sogleich in ganz ungemeine Verzweiflung. Leonhard wartete sehr ruhig den ersten Paroxismus ab und fragte dann, ob er wirklich die Demoiselle Albertine Voßwinkel zu heiraten gedenke? Edmund versicherte, daß die Verbindung mit Albertinen der höchste Wunsch seines Lebens sei, und beschwor den Alten, ihm beizustehen mit aller Kraft, um den Geheimen Kanzlei-Sekretär aus dem Felde zu schlagen und die Schönste für sich zu gewinnen.

Der Goldschmied meinte, verlieben könne ein blutjunger Künstler sich wohl, aber ganz unersprießlich sei es für denselben, wenn er gleich ans Heiraten dächte. Eben deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirat sich durchaus nicht bequemen wollen, und er sei, soviel er wisse, bis dato unverheiratet geblieben.

Der Stich traf; denn Tiecks Sternbald war Edmunds Lieblingsbuch, und er wäre gar zu gern selbst der Held des Romans gewesen. Daher kam es denn, daß er ein gar betrübtes Gesicht schnitt und beinahe ausgebrochen wäre in herbe Tränen.

„Nun", sprach der Goldschmied, „mag es kommen, wie es will, den Geheimen Kanzlei-Sekretär schaff' ich dir vom Halse; in das Haus des Kommissionsrats auf diese oder jene Weise zu dringen und dich Albertinen mehr und mehr anzunähern, das ist deine Sache. Übrigens können meine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär erst in der Äquinoktialnacht beginnen."

Edmund war über des Goldschmieds Zusicherung außer sich vor Freuden, denn er wußte, daß der Alte Wort hielt, wenn er etwas versprach.

Auf welche Weise der Goldschmied seine Operationen gegen den Geheimen Kanzlei-Sekretär begann, hat der geneigte Leser bereits im ersten Kapitel erfahren.

Drittes Kapitel.

Enthält das Signalement des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann, sowie die Ursache, warum derselbe vom Pferde des großen Kurfürsten herabsteigen mußte, nebst andern lesenswerten Dingen.

Eben aus dem allen, was du, mein sehr günstiger Leser! über den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann bereits erfahren, magst du den Mann wohl ganz und gar vor Augen haben nach seinem ganzen Sinn und Wesen. Doch will ich, was sein Äußeres betrifft, noch nachbringen, daß er von kleiner Statur war, kahlköpfig, etwas krummbeinig und ziemlich grotesk im Anzuge. Zu einem altväterisch zugeschnittenen Rock mit unendlich langen Schößen und einem überlangen Gilet trug er lange weite Beinkleider und Schuhe, die aber im Gehen den Klang von Kurierstiefeln von sich gaben, wobei zu bemerken, daß er nie gemessenen Schrittes über die Straße ging, vielmehr in großen unregelmäßigen Sprüngen mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpfte, so daß oben besagte Schöße, vom Winde erfaßt, sich ausbreiteten wie ein Paar Flügel. Ungeachtet in seinem Gesicht etwas unbeschreiblich Drolliges lag, so mußte das sehr gutmütige Lächeln, das um seinen Mund spielte, doch jeden für ihn einnehmen, so daß man ihn lieb gewann, während man über seine Pedanterie, über sein linkisches Benehmen, das ihn der Welt entfremdete, von Herzen lachte. Seine Hauptleidenschaft war — Lesen! — Er ging nie aus, ohne beide Rocktaschen voll Bücher gestopft zu haben. Er las, wo er ging und stand, auf dem Spaziergange, in der Kirche, in dem Kaffeehause, er las ohne Auswahl alles, was ihm vorkam, wiewohl nur aus der ältern Zeit, da ihm das Neue verhaßt war. So studierte er heute auf dem Kaffeehause ein algebraisches Buch, morgen das Kavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des Ersten und dann das merkwürdige Buch: Cicero, als großer Windbeutel und Rabulist dargestellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720.

Dabei war Tusmann mit einem ungeheuren Gedächtnisvermögen begabt. Er pflegte alles, was ihm bei dem Lesen eines Buchs auffiel, zu zeichnen und dann das Gezeichnete wieder zu durchlaufen, welches er nun nie wieder vergaß. Daher kam es, daß Tusmann ein Polyhistor, ein lebendiges Konversationslexikon wurde, das man aufschlug, wenn es auf irgend eine historische oder wissenschaftliche Notiz ankam. Traf es sich ja etwa einmal, daß er eine solche Notiz nicht auf der Stelle zu geben vermochte, so stöberte er so lange unermüdet in allen Bibliotheken umher, bis er das, was man zu wissen verlangte, aufgefunden, und rückte dann mit der verlangten Auskunft ganz fröhlich heran. Merkwürdig war es, daß er, in Gesellschaft lesend und scheinbar ganz in sein Buch vertieft, doch alles vernahm, was man sprach. Oft fuhr er mit einer Bemerkung dazwischen, die ganz an ihrem Orte stand, und wurde irgend etwas Witziges, Humoristisches vorgebracht, gab er, ohne von dem Buche aufzublicken, durch eine kurze Lache im höchsten Tenor seinen Beifall zu erkennen.

Der Kommissionsrat Voßwinkel war mit dem Geheimen Kanzlei-Sekretär zusammen auf der Schule im grauen Kloster gewesen, und von dieser Schulkameradschaft schrieb sich die enge Verbindung her, in welcher sie geblieben. Tusmann sah Albertinen aufwachsen und hatte ihr wirklich an ihrem zwölften Geburtstage, nachdem er ihr ein duftendes Blumenbukett, das der berühmteste Kunstgärtner in Berlin selbst mit Geschmack geordnet, überreicht, zum erstenmal die Hand geküßt mit einem Anstande, mit einer Galanterie, die man ihm gar nicht hätte zutrauen sollen. Von diesem Augenblick an entstand bei dem Kommissionsrat der Gedanke, daß sein Schulfreund wohl Albertinen heiraten könne. Er meinte, so würde Albertinens Verheiratung, die er wünschte, am wenigsten Umstände machen und der genügsame Tusmann sich auch mit einem geringen Heiratsgut abfinden lassen. Der Kommissionsrat war über die Maßen bequem, fürchtete sich vor jeder neuen Bekanntschaft und hielt dabei als Kommissions-

rat das Geld viel mehr zu Rate als nötig. An Albertinens achtzehntem Geburtstage eröffnete er diesen Plan, den er so lange für sich behalten, dem Geheimen Kanzlei-Sekretär. – Der erschrak erst darüber gewaltig. Er vermochte den kühnen Gedanken, zur Ehe zu schreiten, und noch dazu mit einem blutjungen bildschönen Mädchen, gar nicht zu ertragen. Nach und nach gewöhnte er sich daran, und als ihm eines Tages auf des Kommissionsrats Veranlassung Albertine eine kleine Börse, die sie selbst in den anmutigsten Farben gestrickt, überreichte und ihn dabei mit: „Lieber Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär" anredete, entzündete sich sein Inneres ganz und gar in Liebe zu der Holden. Er erklärte sofort insgeheim dem Kommissionsrat, daß er Albertinen zu heiraten gesonnen, und da dieser ihn als seinen Schwiegersohn umarmte, sah er sich als Albertinens Bräutigam an, wiewohl der kleine Umstand vielleicht noch zu berücksichtigen gewesen wäre, daß Albertine von dem ganzen Handel zur Zeit auch nicht ein Sterbenswörtchen wußte, ja wohl nicht gut eine Ahnung davon haben konnte.

Am frühsten Morgen, als in der Nacht vorher sich das seltsame Abenteuer am Rathausturme und in der Weinstube auf dem Alexanderplatz begeben, stürzte der Geheime Kanzlei-Sekretär bleich und entstellt in des Kommissionsrats Zimmer. Der Kommissionsrat erschrak nicht wenig, da Tusmann noch niemals ihn um diese Zeit besucht hatte und sein ganzes Wesen irgend ein unglückliches Ereignis zu verkünden schien.

„Geheimer!" (so pflegte der Kommissionsrat den Geheimen Kanzlei-Sekretär abgekürzt zu benennen) „Geheimer! wo kommst du her? wie siehst du aus? was ist geschehen?"

So rief der Kommissionsrat, aber Tusmann warf sich erschöpft in den Lehnsessel, und erst, nachdem er ein paar Minuten Atem geschöpft, begann er mit fein wimmernder Stimme:

„Kommissionsrat, wie du mich hier siehst in diesen Kleidern, mit der politischen Klugheit in der Tasche, komme ich her aus der Spandauer Straße, wo ich die ganze Nacht auf und ab gerannt seit

gestern punkt zwölf Uhr! – Nicht mit einem Schritt bin ich in mein Haus gekommen, kein Bette habe ich gesehen, kein Auge zugetan!" –

Und nun erzählte Tusmann dem Kommissionsrat genau, wie sich in der abgewichenen Nacht alles begeben von dem ersten Zusammentreffen mit dem fabelhaften Goldschmied an bis zu dem Augenblick, als er, entsetzt über das tolle Treiben der unheimlichen Schwarzkünstler, aus dem Weinhause herausstürzte.

„Geheimer," rief der Kommissionsrat, „du hast deiner Gewohnheit zuwider starkes Getränk zu dir genommen am späten Abend und verfielst nachher in wunderliche Träume."

„Was sprichst du," erwiderte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „was sprichst du, Kommissionsrat? – Geschlafen, geträumt sollt' ich haben? Meinst du, daß ich nicht wohl unterrichtet bin über den Schlaf und den Traum? Ich will dir's aus Nudows Theorie des Schlafes beweisen, was Schlaf heißt, und daß man schlafen kann, ohne zu träumen, weshalb denn auch der Prinz Hamlet sagt: Schlafen, *vielleicht* auch träumen. Und was es mit dem Traume für eine Bewandtnis hat, würdest du ebensogut wissen als ich, wenn du das Somnium Scipionis gelesen hättest und Artemidori berühmtes Werk von Träumen und das Frankfurter Traumbüchlein. Aber du liesest nichts, und daher schießest du fehl überall auf schnöde Weise."

„Nun, nun, Geheimer," nahm der Kommissionsrat das Wort, „ereifre dich nur nicht; ich will dir's schon glauben, daß du gestern dich bereden ließest, etwas über die Schnur zu hauen und unter schadenfrohe Taschenspieler gerietest, die Unfug mit dir trieben, als der Wein dir zu sehr geschmeckt hatte. Aber sage mir, Geheimer, als du nun glücklich zur Türe heraus warest, warum in aller Welt gingst du nicht geradezu nach Hause, warum triebst du dich auf der Straße umher?"

„O Kommissionsrat," lamentierte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „o teurer Kommissionsrat, getreuer Schulkamerad aus dem grauen Kloster! – Insultiere mich nicht mit schnöden Zwei-

feln, sondern vernimm ruhig, daß der tolle unselige Teufelsspuk erst recht losging, da ich mich auf der Straße befand. Als ich nämlich an das Rathaus komme, bricht durch alle Fenster helles blendendes Kerzenlicht, und eine lustige Tanzmusik mit der Janitscharen-, oder richtiger gesprochen, Jenjitscherik-Trommel schallt herab. Ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß, ungeachtet ich mich nicht einer sonderlichen Größe erfreue, ich doch auf den Zehen mich so hoch aufzurichten vermochte, daß ich in die Fenster hineinschauen konnte. Was sehe ich! — O du gerechter Schöpfer im Himmel! — wen erblicke ich! — niemanden anders als deine Tochter, die Demoiselle Albertine Voßwinkel, welche im saubersten Brautschmuck mit einem jungen Menschen unmäßig walzt. Ich klopfe ans Fenster, ich rufe: ‚Werteste Demoiselle Albertine Voßwinkel, was tun Sie, was beginnen Sie hier in später Nacht!' — Aber da kommt eine niederträchtige Menschenseele die Königsstraße herab, reißt mir im Vorbeigehen beide Beine unterm Leibe weg und rennt damit laut lachend spornstreichs fort. Ich armer Geheimer Kanzlei-Sekretär plumpe nieder in den schnöden Gassenkot, ich schreie: ‚Nachtwächter — hochlöbliche Polizei — verehrbare Patrouille — — lauft herbei — lauft herbei — haltet den Dieb, haltet den Dieb! er hat mir meine Beine gestohlen!' Aber oben im Rathause ist alles plötzlich still und finster geworden, und meine Stimme verhallt unvernommen in den Lüften! — Schon will ich verzweifeln, als der Mensch zurückkehrt und, wie rasend vorbeilaufend, mir meine Beine ins Gesicht wirft. Nun raffe ich mich, so schnell es in der totalen Bestürzung gehen will, vom Boden auf, renne in die Spandauer Straße hinein. Aber sowie ich, den herausgezogenen Hausschlüssel in der Hand, an meine Haustür gelange, stehe ich — ja ich selbst — schon vor derselben und schaue mich wild an mit denselben großen schwarzen Augen, wie sie in meinem Kopf befindlich. Entsetzt pralle ich zurück und auf einen Mann zu, der mich mit starken Armen umfaßt. An dem Spieß, den er in der Hand trägt, gewahre

ich, daß es der Nachtwächter ist. Getröstet spreche ich: ‚Teurer Nachtwächter, Herzensmann, treiben Sie mir doch gefälligst den Filu von Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann dort von der Türe weg, damit der ehrliche Kanzlei-Sekretär Tusmann, der ich selbst bin, in seine Wohnung hinein kann.‘ ‚Ich glaube, Ihr seid besessen, Tusmann!‘ So schnarcht mich der Mann an mit hohler Stimme, und ich merke, daß es nicht der Nachtwächter, nein, daß es der furchtbare Goldschmied ist, der mich umfaßt hält. Da übernimmt mich die Angst, die kalten Schweißtropfen stehen mir auf der Stirne, ich spreche: ‚Mein verehrungswürdiger Herr Professor, verübeln Sie es mir doch nur ja nicht, daß ich Sie in der Finsternis für den Nachtwächter gehalten. O Gott! nennen Sie mich, wie Sie wollen, nennen Sie mich auf die schnödeste Weise – Monsieur Tusmann oder gar, mein Lieber, traktieren Sie mich barbarisch per Ihr, wie Sie es soeben zu tun belieben, alles, alles will ich mir gefallen lassen, nur befreien Sie mich von diesem entsetzlichen Spuk, welches ganz in Ihrer Macht steht.‘ ‚Tusmann,‘ beginnt der schnöde Schwarzkünstler mit seiner fatalen hohlen Stimme, ‚Tusmann, Ihr sollt fortan unangetastet bleiben, wenn Ihr hier auf der Stelle schwört, an die Heirat mit der Albertine Voßwinkel gar nicht mehr zu denken.‘ Kommissionsrat, du kannst es dir vorstellen, wie mir zumute wurde bei dieser abscheulichen Proposition. Allerliebster Herr Professor, bitte ich, Sie greifen mir ans Herz, daß es blutet. Das Walzen ist ein häßlicher, unanständiger Tanz, und eben walzte die Demoiselle Albertine Voßwinkel, und noch dazu als meine Braut, mit einem jungen Menschen auf eine Weise, daß mir Hören und Sehen verging; doch kann ich indessen von der Schönsten nicht lassen, nein, ich kann nicht von ihr lassen.‘ Kaum habe ich aber diese Worte ausgesprochen, als mir der verruchte Goldschmied einen Stoß gibt, daß ich mich sofort zu drehen beginne. Und wie von unwiderstehlicher Gewalt gehetzt, walze ich die Spandauer Straße auf und ab und halte in meinen Armen statt der

Dame einen garstigen Besenstiel, der mir das Gesicht zerkratzt, während unsichtbare Hände mir den Rücken zerbläuen, und um mich her wimmelt es von Geheimen Kanzlei-Sekretären Tusmanns, die mit Besenstielen walzen. Endlich sinke ich erschöpft, ohnmächtig nieder. Der Morgen dämmert mir in die Augen, ich schlage sie auf und – Kommissionsrat, entsetze dich mit mir, fall' in Ohnmacht, Schulkamerad! und finde mich wieder sitzend hoch oben auf dem Pferde vor dem großen Kurfürsten, mein Haupt an seine kalte eherne Brust gelehnt. Zum Glück schien die Schildwache eingeschlafen, so daß ich unbemerkt mit Lebensgefahr hinabklettern und mich davonmachen konnte. Ich rannte nach der Spandauer Straße, aber mich überfiel aufs neue unsinnige Angst, die mich dann endlich zu dir trieb."

„Geheimer," nahm nun der Kommissionsrat das Wort, „Geheimer, und du vermeinest, daß ich all das tolle, abgeschmackte Zeug glauben soll, was du da vorbringst? – Hat man jemals von solchen Zauberpossen gehört, die sich hier in unserm guten aufgeklärten Berlin ereignet haben sollten?"

„Siehst du," erwiderte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „siehst du nun wohl, Kommissionsrat, in welche Irrtümer dich der Mangel aller Lektüre stürzt? Hättest du wie ich Haftitii, des Rektors beider Schulen zu Berlin und Cölln an der Spree, Microchronicon marchicum gelesen, so würdest du wissen, daß sich sonst noch ganz andere Dinge begeben haben. – Kommissionsrat, am Ende glaube ich schier, daß der Goldschmied der verruchte Satan selbst ist, der mich foppt und neckt."

„Ich bitte dich," sprach der Kommissionsrat, „ich bitte dich, Geheimer, bleibe mir vom Leibe mit den dummen abergläubischen Possen. Besinne dich! – nicht wahr, du hattest dich berauscht und stiegst im Übermut der Betrunkenheit zum großen Kurfürsten hinauf?" –

Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär traten die Tränen in die Augen über Voßwinkels Verdacht, den er sich bemühte mit aller Kraft zu widerlegen.

Der Kommissionsrat wurde ernster und ernster. Endlich, als der Geheime Kanzlei-Sekretär nicht aufhörte zu beteuern, daß sich wirklich alles so begeben, wie er es erzählt, begann er: „Hör' einmal, Geheimer, je mehr ich darüber nachdenke, wie du mir den Goldschmied und den alten Juden, mit denen du, ganz deiner sonst sittigen und frugalen Lebensart zuwider, in später Nacht zechtest, beschrieben, desto klarer wird es mir, daß der Jude unbezweifelt mein alter Manasse ist, und daß der schwarzkünstlerische Goldschmied niemand anders sein kann als der Goldschmied Leonhard, der sich zuweilen in Berlin sehen läßt. Nun habe ich zwar nicht so viel Bücher gelesen als du, Geheimer, dessen bedarf es aber auch nicht, um zu wissen, daß beide, Manasse und Leonhard, einfache ehrliche Leute sind und nichts weniger als Schwarzkünstler. Es wundert mich ganz ungemein, daß du, Geheimer, der du doch in den Gesetzen erfahren sein solltest, nicht weißt, daß der Aberglaube auf das strengste verboten ist und ein Schwarzkünstler nimmermehr von der Regierung einen Gewerbschein erhalten würde, auf dessen Grund er seine Kunst treiben dürfte. – Höre, Geheimer, ich will nicht hoffen, daß der Verdacht gegründet ist, der in mir aufsteigt! – Ja! – ich will nicht hoffen, daß du die Lust verloren hast zur Heirat mit meiner Tochter? – daß du nun dich hinter allerlei tolles Zeug verbergen, mir seltsame Dinge vorfabeln, daß du sagen willst: ‚Kommissionsrat, wir sind geschiedene Leute, denn heirate ich deine Tochter, so stiehlt mir der Teufel die Beine weg und zerbläut mir den Rücken!' Geheimer, es wäre arg, wenn du so mit Lug und Trug umgehen solltest."

Der Geheime Kanzlei-Sekretär geriet ganz außer sich über des Kommissionsrates schlimmen Verdacht. Er beteuerte einmal übers andere, daß er die Demoiselle Albertine ganz ungemessen liebe, daß er ein zweiter Leander, ein zweiter Troilus in den Tod gehen für sie und sich daher als ein unschuldiger Märtyrer vom leidigen Satan sattsam zerbläuen lassen wolle, ohne seiner Liebe zu entsagen.

Während dieser Beteurungen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs klopfte es stark an die Tür und hinein trat der alte Manasse, von dem der Kommissionsrat vorher gesprochen.

Sowie Tusmann den Alten erblickte, rief er: „O du Herr des Himmels, das ist ja der alte Jude, der gestern aus dem Rettich Goldstücke prägte und dem Goldschmied ins Gesicht warf! – Nun wird auch wohl gleich der alte verruchte Schwarzkünstler hereintreten!“

Er wollte schnell zur Türe hinaus, der Kommissionsrat hielt ihn aber fest, indem er sprach: „Nun werden wir ja gleich hören.“

Dann wandte der Kommissionsrat sich zu dem alten Manasse und erzählte, was Tusmann von ihm behauptet, und was sich zur Nachtzeit in der Weinstube auf dem Alexanderplatz zugetragen haben sollte.

Manasse lächelte den Geheimen Kanzlei-Sekretär von der Seite hämisch an und sprach: „Ich weiß nicht, was der Herr will, der Herr kam gestern ins Weinhaus mit dem Goldschmied Leonhard, eben als ich mich erquickte mit einem Glase Wein nach mühseligem Geschäft, das bis beinahe Mitternacht gedauert. Der Herr trank über den Durst, konnte nicht auf den Füßen stehn und taumelte hinaus auf die Straße.“

„Siehst du wohl,“ rief der Kommissionsrat, „siehst du wohl, Geheimer, ich hab' es gleich gedacht. Das kommt von dem abscheulichen Saufen, das du lassen mußt ganz und gar, wenn du meine Tochter heiratest.“

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, ganz vernichtet von dem unverdienten Vorwurf, sank atemlos in den Lehnsessel, schloß die Augen und quäkte auf unverständliche Weise.

„Da haben wir's,“ sprach der Kommissionsrat, „erst die Nacht durchschwärmt und dann matt und elend.“

Aller Protestationen ungeachtet mußte Tusmann es leiden, daß der Kommissionsrat ein weißes Tuch um sein Haupt band und ihn in eine herbeigerufene Droschke packte, in der er fortrollte nach der Spandauer Straße.

„Was bringen Sie Neues, Manasse," fragte der Kommissionsrat nun den Alten.

Manasse schmunzelte freundlich und meinte, daß der Kommissionsrat wohl nicht ahnen werde, welches Glück er ihm zu verkünden gekommen.

Als der Kommissionsrat eifrig weiter forschte, eröffnete ihm Manasse, daß sein Neffe Benjamin Dümmerl, der schöne junge Mann, der Besitzer von beinahe einer Million, den man seiner unglaublichen Verdienste halber in Wien baronisiert, der nicht längst aus Italien zurückgekehrt — ja! daß dieser Neffe sich plötzlich in die Demoiselle Albertine sterblich verliebt habe und sie zur Frau begehre.

Den jungen Baron Dümmerl sieht man häufig im Theater, wo er sich in einer Loge des ersten Rangs brüstet, noch häufiger in allen nur möglichen Konzerten; jeder weiß daher, daß er lang und mager ist wie eine Bohnenstange, daß er im schwarzgelben Gesicht, von pechschwarzen krausen Haaren und Backenbart beschattet, im ganzen Wesen den ausgesprochensten Charakter des Volks aus dem Orient trägt, daß er nach der letzten bizarrsten Mode der englischen Stutzer gekleidet geht, verschiedene Sprachen in gleichem Dialekt unserer Leute spricht, die Violine kratzt, auch wohl das Piano hämmert, miserable Verse zusammenstoppelt, ohne Kenntnis und Geschmack den ästhetischen Kunstrichter spielt und den literarischen Mäzen gern spielen möchte, ohne Geist witzig und ohne Witz geistreich sein will, dummdreist, vorlaut, zudringlich, kurz, nach dem derben Ausdruck derjenigen verständigen Leute, denen er gar zu gern sich annähern möchte — ein unausstehlicher Bengel ist. Kommt nun noch hinzu, daß trotz seines vielen Geldes aus allem, was er beginnt, Geldsucht und eine schmutzige Kleinlichkeit hervorblickt, so kann es nicht anders geschehen, als daß selbst niedere Seelen, die sonst vor dem Mammon sich beugen, ihn bald einsam stehen lassen.

Dem Kommissionsrat fuhr nun freilich in dem Augenblick,

wo Manasse ihm die Absicht seines liebenswürdigen Neffen kund tat, sehr lebhaft der Gedanke an die halbe Million, die Bensch-chen wirklich besaß, durch den Kopf, aber auch zugleich kam ihm das Hindernis ein, welches seiner Meinung nach die Sache ganz unmöglich machen müßte.

„Lieber Manasse," begann er, „Sie bedenken nicht, daß Ihr werter Herr Neveu von altem Glauben ist und" – „Ei," unterbrach ihn Manasse, „ei, Herr Kommissionsrat, was tut das? – Mein Neffe ist nun einmal verliebt in Ihre Demoiselle Tochter und will sie glücklich machen, auf ein paar Tropfen Wasser wird es ihm daher wohl nicht ankommen, er bleibt ja doch derselbe. Überlegen Sie sich die Sache, Herr Kommissionsrat, in ein paar Tagen komm' ich wieder mit meinem kleinen Baron und hole mir Bescheid."

Damit ging Manasse von dannen.

Der Kommissionsrat fing sofort an zu überlegen. Trotz seiner grenzenlosen Habsucht, seiner Charakter- und Gewissenlosigkeit empörte sich doch sein Inneres, wenn er sich lebhaft Albertinens Verbindung mit dem widerwärtigen Bensch vorstellte. In einem Anfall von Rechtlichkeit beschloß er, dem alten Schulkameraden Wort zu halten.

Viertes Kapitel.

Handelt von Porträts, grünen Gesichtern, springenden Mäusen und jüdischen Flüchen.

Bald, nachdem sie bei dem Hofjäger mit Edmund Lehsen bekannt geworden, fand Albertine, daß des Vaters großes, in Öl gemaltes Bildnis, welches in ihrem Zimmer hing, durchaus unähnlich und auf unausstehliche Weise geklext sei. Sie bewies dem Kommissionsrat, daß, ungeachtet mehrere Jahre darüber vergangen, als er gemalt worden, er doch noch in diesem Augenblicke viel jünger und hübscher aussehe, als ihn der Maler damals auf-

gefaßt, und tadelte vorzüglich den finstern, mürrischen Blick des Bildes, sowie die altfränkische Tracht und das unnatürliche Rosenbukett, welches der Kommissionsrat auf dem Bilde sehr zierlich zwischen zwei Fingern hielt, an denen stattliche Brillantringe prangten.

Albertine sprach so viel und so lange über das Bild, daß der Kommissionsrat zuletzt selbst fand, das Gemälde sei abscheulich, und nicht begreifen konnte, wie der ungeschickte Maler seine liebenswürdige Person in solch ein häßliches Zerrbild habe umwandeln können. Und je länger er das Porträt anblickte, desto mehr ereiferte er sich über die fatale Sudelei; er beschloß, das Bild herunterzunehmen und in die Polterkammer zu werfen.

Da meinte nun Albertine, das schlechte Bild verdiene dies wohl, indessen habe sie sich so daran gewöhnt, Väterchens Bildnis in ihrem Zimmer zu haben, daß die leere Wand sie gänzlich stören würde in all ihrem Tun. Kein anderer Rat sei vorhanden, Väterchen müsse sich noch einmal malen lassen von einem geschickten, im genauen Treffen glücklichen Künstler, und dieser dürfe kein anderer sein als der junge Edmund Lehsen, der schon die schönsten, wohlgetroffensten Bildnisse gemalt.

„Tochter," fuhr der Kommissionsrat auf, „Tochter, was verlangst du! Die jungen Künstler kennen sich nicht vor Stolz und Übermut, wissen gar nicht, was sie für ihre geringen Arbeiten an Geld fordern sollen, sprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, sind mit dem schönsten Courant, sollten es sogar neue Talerstücke sein, nicht zufrieden!"

Albertine versicherte dagegen, daß Lehsen, da er die Malerei mehr aus Neigung als aus Bedürfnis treibe, gewiß sich sehr billig finden lassen würde, und mahnte den Kommissionsrat so lange, bis er sich entschloß, zu Lehsen hinzugehen und mit ihm über das Gemälde zu sprechen.

Man kann denken, mit welcher Freude Edmund sich bereit erklärte, den Kommissionsrat zu malen, und zum hohen Entzücken

stieg diese Freude, als er vernahm, daß Albertine den Kommissionsrat auf den Gedanken gebracht, sich von ihm malen zu lassen. Er ahnte richtig, daß Albertine auf diese Weise ihm die Annäherung an sie verstatten wollen. Ganz natürlich war es auch, daß Edmund, als der Kommissionsrat etwas ängstlich von dem zu bezahlenden Preise des Gemäldes sprach, versicherte, daß er durchaus gar kein Honorar nehmen werde, sondern sich glücklich schätze, durch seine Kunst Eingang zu finden in das Haus eines so vortrefflichen Mannes, als der Kommissionsrat sei.

„Gott!" begann der Kommissionsrat im tiefsten Erstaunen, „was höre ich? – bester Herr Lehsen – gar kein Geld, gar keine Friedrichsd'ore für Ihr Bemühen? – nicht einmal eine Entschädigung für verbrauchte Leinwand und Farben in gutem Courant?"

Edmund meinte lächelnd, diese Auslage sei zu unbedeutend, als daß davon nur im mindesten die Rede sein könne.

„Aber," fiel der Kommissionsrat kleinlaut ein, „aber Sie wissen vielleicht nicht, daß hier von einem Kniestück in Lebensgröße" – Das sei alles gleich, erwiderte Lehsen.

Da drückte ihn der Kommissionsrat stürmisch an die Brust und rief, indem ihm die Tränen vor inniger Rührung in die Augen traten: „O Gott im Himmel! – gibt es denn auf dieser im Argen liegenden Welt noch solche erhabene uneigennützige Menschenseelen! – Erst die Zigarren, dann das Gemälde! – Sie sind ein vortrefflicher Mann oder Jüngling vielmehr, bester Herr Lehsen, in Ihnen wohnt deutsche Tugend und Biederkeit, von der, wie sie zu unserer Zeit aufgeblüht sein soll, in mehreren Schriften viel Angenehmes zu lesen. Doch glauben Sie mir, ungeachtet ich Kommissionsrat bin und mich durchaus französisch kleide, dennoch hege ich gleichen Sinn, weiß Ihren Edelmut zu schätzen und bin uneigennützig und gastfrei wie einer." –

Die schlaue Albertine hatte die Art, wie sich Edmund bei des Kommissionsrates Antrag nehmen würde, vorausgesehen. Ihre

Absicht war erreicht. Der Kommissionsrat strömte über vom Lobe des vortrefflichen Jünglings, der entfernt sei von jeder gehässigen Habsucht, und schloß damit, daß, da junge Leute, vorzüglich Maler, immer etwas Fantastisches, Romanhaftes in sich trügen, viel auf verwelkte Blumen, Bänder, die an ein hübsches Mädchen geheftet gewesen, hielten, über irgend ein von schönen Händen verfertigtes Fabrikat aber ganz außer sich geraten könnten, Albertine dem Edmund ja ein Geldbeutelchen häkeln möchte und, sei es ihr nicht unangenehm, sogar eine Locke von ihrem schönen kastanienbraunen Haar hinein tun, so aber jede etwanige Verpflichtung gegen Lehsen quitt machen könne. Er erlaube das ausdrücklich und wolle es schon bei dem Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann verantworten.

Albertine, noch immer nicht von des Kommissionsrats Absichten und Plänen unterrichtet, verstand nicht, was er mit dem Tusmann wollte, und fragte auch weiter nicht darnach.

Noch denselben Abend ließ Edmund seine Malergerätschaften ins Haus des Kommissionsrates tragen, und am andern Morgen fand er sich ein zur ersten Sitzung.

Er bat den Kommissionsrat, sich im Geist in den heitersten, frohsten Moment seines Lebens zu versetzen, etwa wie ihm seine verstorbene Gattin zum erstenmal ihre Liebe versichert, oder wie ihm Albertine geboren, oder wie er vielleicht einen verloren geglaubten Freund unvermutet wieder gesehen. –

„Halt," rief der Kommissionsrat, „halt, Herr Lehsen, vor ungefähr drei Monaten erhielt ich den Aviso aus Hamburg, daß ich in der dortigen Lotterie einen bedeutenden Gewinst gemacht. – Mit dem offnen Briefe in der Hand lief ich zu meiner Tochter! – Einen froheren Augenblick habe ich in meinem Leben nicht gehabt; w ä h l e n wir also denselben, und damit mir und Ihnen alles besser vor Augen komme, will ich den Brief holen und ihn wie damals offen in der Hand halten."

Edmund mußte den Kommissionsrat wirklich in dieser Stel-

lung malen, auf den offnen Brief aber ganz deutlich und leserlich dessen Inhalt hinschreiben:

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre zu avertieren u. s. w.

Auf einem kleinen Tisch daneben mußte (so wollt' es der Kommissionsrat) das geöffnete Kuvert liegen, so daß man die Aufschrift:

Des Herrn Kommissionsrats, Stadtverordneten und
Feuerherrn Melchior Voßwinkel, Wohlgeboren
zu
Berlin

deutlich lesen konnte, und auch das Postzeichen: Hamburg, durfte Edmund nicht vergessen nach dem Leben zu kopieren. Edmund malte übrigens einen sehr hübschen, freundlichen, stattlich gekleideten Mann, der in der Tat einige entfernte Züge von dem Kommissionsrat im Gesichte trug, so daß jeder, der jenes Briefkuvert las, unmöglich in der Person irren konnte, welche das Bild vorstellen sollte.

Der Kommissionsrat war ganz entzückt über das Bild. Da sehe man, sprach er, wie ein geschickter Maler die anmutigen Züge eines hübschen Mannes, sei er auch schon etwas in die Jahre gekommen, aufzufassen wisse, und nun erst merke er, was der Professor gemeint, den er einmal in der Humanitätsgesellschaft behaupten gehört, daß ein gutes Porträt zugleich ein tüchtiges historisches Bild sein müsse. Blicke er nämlich sein Bildnis an, so falle ihm jedesmal die angenehme Historie von dem gewonnenen Lotterielos ein und er verstehe das liebenswürdige Lächeln seines Ichs, das sich auf seinem eigenen Gesicht dann abspiegle.

Noch ehe Albertine ausführen konnte, was weiter in ihrem Plane lag, kam der Kommissionsrat ihren Wünschen zuvor, indem er Edmund bat, nun auch seine Tochter zu malen.

Edmund begann sogleich das Werk. Indessen schien es mit Albertinens Bildnis gar nicht so leicht, so glücklich vonstatten

gehen zu wollen, als es bei des Kommissionsrats Porträt der Fall gewesen.

Er zeichnete, löschte aus, zeichnete wieder, fing an zu malen, verwarf das Ganze, begann von neuem, veränderte die Stellung, bald war es ihm zu hell im Zimmer, bald zu dunkel ꝛc., bis der Kommissionsrat, der so lange den Sitzungen beigewohnt, die Geduld verlor und davonblieb.

Edmund kam nun vormittags und nachmittags, und rückte auch das Bild auf der Staffelei nicht sonderlich vor, so geschah dies doch mit dem innigen Liebesverständnis, das sich zwischen Edmund und Albertinen immer fester und fester knüpfte.

Du wirst es, vielgeneigter Leser! ganz gewiß selbst erfahren haben, daß, ist man verliebt, es oftmals durchaus nötig wird, um allen Beteurungen, allen süßen, schmachtenden Worten und Redensarten, allen sehnsüchtigen Wünschen die gehörige Kraft zu geben, so daß sie eindringen mit unwiderstehlicher Gewalt ins tiefste Herz, die Hand der Geliebten zu fassen, zu drücken, zu küssen, und daß dann im Liebkosen, wie vermöge eines elektrischen Prinzips, unvermutet Lipp' an Lippe schlägt und dies Prinzip sich entladet im glühenden Feuerstrom des süßesten Kusses. Nicht allein, daß Edmund deshalb oft das Malen ganz lassen mußte, er wurde auch oft sogar gezwungen, von der Staffelei aufzustehen.

So kam es denn, daß er an einem Vormittage mit Albertinen an dem mit weißen Gardinen verzogenen Fenster stand und, um, wie gesagt, seinen Beteurungen mehr Kraft zu geben, Albertinen umfaßt hielt und ihre Hand unaufhörlich an den Mund drückte.

Zu selbiger Stunde und zu selbigem Augenblick ging der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann mit der politischen Klugheit und andern pergamentnen Büchern, worin das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, in der Tasche vor dem Hause des Kommissionsrates vorüber. Ungeachtet er scharf zusprang, da ge-

rade die Uhr auf dem Punkt stand, die Stunde zu schlagen, mit der er in das Bureau einzutreten gewohnt war, hielt er doch einen Augenblick an und warf den schmunzelnden Blick hinauf nach dem Fenster seiner vermeintlichen Braut.

Da gewahrte er wie im Nebel Albertinen mit Edmund, und ungeachtet er durchaus nichts deutlich zu erkennen vermochte, schlug ihm doch das Herz, er wußte selbst nicht warum. Eine seltsame Angst trieb ihn an, das Unerhörte zu beginnen, nämlich zu ganz ungewöhnlicher Stunde hinauf und geradezu nach Albertinens Zimmer zu steigen.

Als er hineintrat, sprach Albertine soeben sehr vernehmlich: „Ja Edmund! ewig, ewig werd' ich dich lieben!" Und damit drückte sie Edmund an seine Brust, und ein ganzes Feuerwerk von elektrischen Schlägen, wie sie oben beschrieben, begann zu rauschen und zu knistern.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär schritt unwillkürlich vor und blieb dann starr, sprachlos, wie von der Katalepsie befallen, in der Mitte des Zimmers stehen.

Im Taumel des höchsten Entzückens hatten die Liebenden den eisenschweren Tritt der Stiefelschuhe des Geheimen Kanzlei-Sekretärs nicht vernommen, nicht gehört, wie er die Tür öffnete, wie er ins Zimmer trat, bis in dessen Mitte vorschritt.

Nun quäkte er plötzlich im höchsten Falsett: „Aber Demoiselle Albertine Voßwinkel!" —

Erschrocken fuhren die Liebenden auseinander, Edmund an die Staffelei, Albertine auf den Stuhl, wo sie behufs des Malens sitzen sollte.

„Aber," begann der Geheime Kanzlei-Sekretär nach einer kleinen Pause, in der er Atem geschöpft, „aber Demoiselle Albertine Voßwinkel, was tun Sie, was beginnen Sie? Erst walzen Sie mit dem jungen Herrn da, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, auf dem Rathause in tiefer Mitternacht, daß mir armen Geheimen Kanzlei-Sekretär und geschlagenen Bräutigam Hören und Sehen

vergeht, und nun am hellen lichten Tage hier am Fenster hinter den Gardinen — o Gerechter! — Ist das ein ziemliches, sittiges Betragen für eine Demoiselle Braut?" „Wer ist Braut," fuhr Albertine auf, „wer ist Braut? — von wem sprechen Sie, Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, reden Sie!"

„O du mein Schöpfer im Himmelsthrone," lamentierte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „Sie fragen noch, werteste Demoiselle, wer Braut ist, von wem ich spreche? — Von wem anders kann ich denn hier jetzt reden als von Ihnen. Sind Sie denn nicht meine verehrte, im stillen angebetete Braut? Hat nicht Ihr wertester Herr Papa mir Ihre liebe, weiße, küssenswürdige Hand zugesagt schon seit langer Zeit?"

„Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär," rief Albertine ganz außer sich, „Herr Geheimer Kanzlei-Sekretär, entweder sind Sie schon am Vormittage in die Weinstube geraten, die Sie, wie mein Vater sagt, jetzt zu häufig besuchen sollen, oder von einem seltsamen Wahnsinn heimgesucht. Mein Vater hat, kann nicht daran gedacht haben, Ihnen meine Hand zuzusagen."

„Allerliebste Demoiselle Voßwinkel," fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär ein, „bedenken Sie doch nur! — Sie kennen mich ja schon seit so vielen Jahren, bin ich denn nicht jederzeit ein mäßiger, besonnener Mann gewesen und soll jetzt auf einmal mich dem schnöden Weintrinken und ungeziemlicher Verrücktheit hingeben? Beste Demoiselle, ein Auge will ich zudrücken, schweigen soll mein Mund darüber, was hier soeben geschehen! — Alles vergeben und vergessen! — Aber besinnen Sie sich doch, angebetete Braut, daß Sie mir ja schon Ihr Jawort gaben aus dem Fenster des Rathausturms zur mitternächtlichen Stunde, und wenn Sie daher auch im Brautschmuck mit diesem jungen Herrn da stark walzten, so —"

„Sehn Sie wohl," unterbrach Albertine den Geheimen Kanzlei-Sekretär, „sehn Sie wohl, merken Sie wohl, daß Sie unsinniges Zeug durcheinander schwatzen wie ein der Charité Ent-

sprungener? – Gehen Sie – es wird mir bange in Ihrer Gegenwart – gehen Sie, sag' ich, verlassen Sie mich!"

Die Tränen stürzten dem armen Tusmann aus den Augen. „O Gerechter," schluchzte er, „solche schnöde Behandlung von der verehrtesten Demoiselle Braut! – Nein, ich gehe nicht, ich bleibe so lange, bis Sie, werteste Demoiselle Voßwinkel, was meine geringe Person betrifft, zu besserer Überzeugung gekommen sind."

„Gehen Sie!" sprach Albertine mit halb erstickter Stimme, indem sie das Schnupftuch vor die Augen gedrückt in eine Ecke des Zimmers flüchtete.

„Nein," erwiderte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „nein, werteste Demoiselle Braut, nach Thomasii politisch klugem Rat muß ich bleiben, ich gehe nun durchaus nicht eher bis –" Er machte Miene, Albertinen zu verfolgen.

Edmund hatte kochend vor Wut indessen an dem dunkelgrünen Hintergrunde des Gemäldes hin und her gestrichen. Nun konnte er sich nicht länger halten. „Verrückter, überlästiger Satan!" – So schrie er ganz außer sich, sprang los auf Tusmann, fuhr ihm mit dem dicken, in jene dunkelgrüne Farbe getunkten Pinsel drei, viermal übers Gesicht, faßte ihn, gab ihm, nachdem er die Tür geöffnet, solch einen derben Stoß, daß er hinausflog wie ein abgeschossener Pfeil.

Entsetzt prallte der Kommissionsrat, der eben aus der Tür gegenüber heraustreten wollte, zurück, als der grüne Schulkamerad in seine Arme stürzte.

„Geheimer," rief er aus, „Geheimer, um des Himmels willen, wie siehst du aus?"

Der Geheime Kanzlei-Sekretär, beinahe von Sinnen über alles, was sich eben zugetragen, erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie Albertine ihn behandelt, was er von Edmund erlitten.

Der Kommissionsrat, ganz Ärger und Zorn, nahm ihn bei der Hand, ging mit ihm zurück in Albertinens Zimmer, fuhr

los auf das Mädchen: „Was muß ich hören, was muß ich vernehmen? Führt man sich so auf, behandelt man so den Bräutigam?"

„Bräutigam?" schrie Albertine auf im jähsten Schreck.

„Nun ja," sprach der Kommissionsrat, „Bräutigam freilich. Ich weiß gar nicht, was du dich alterierst über eine Sache, die ja längst beschlossen. Mein lieber Geheimer ist dein Bräutigam, und in wenigen Wochen feiern wir die vergnügte Hochzeit."

„Nimmermehr," rief Albertine, „nimmermehr heirate ich den Geheimen Kanzlei-Sekretär. Wie sollt' ich ihn denn lieben können den alten Mann – nein –"

„Was lieben, was alter Mann," fiel ihr der Kommissionsrat ins Wort, „von Lieben ist gar nicht die Rede, sondern von Heiraten. Freilich ist mein lieber Geheimer kein leichtsinniger Jüngling mehr, aber so wie ich eben in den Jahren, die man mit Recht die besten nennt, und dabei ein rechtschaffener, gescheuter, belesener, liebenswürdiger Mann und mein Schulkamerad."

„Nein," sprach Albertine in der heftigsten Bewegung, indem ihr die Tränen aus den Augen stürzten, „nein, ich kann ihn nicht leiden, er ist mir unausstehlich, ich hasse, ich verabscheue ihn! – O mein Edmund –"

Und damit fiel das Mädchen ganz außer sich, beinahe ohnmächtig dem Edmund in die Arme, der sie mit Heftigkeit an seine Brust drückte.

Der Kommissionsrat, ganz erstarrt, riß die Augen weit auf, als säh' er Gespenster, dann brach er los: „Was ist das, was gewahre ich –"

„Ja," fiel der Geheime Kanzlei-Sekretär mit kläglicher Stimme ein, „ja, die Demoiselle Albertine scheinen ganz und gar nichts von mir wissen zu wollen, scheinen eine ungemeine Inklination zu dem jungen Herrn Maler zu hegen, da sie ihn ohne Scheu küssen, mir Ärmsten aber kaum die liebe Hand reichen wollen, da ich doch bald den Trauring an dero angenehmen Goldfinger zu stecken gedenke."

„Heda – Heda, auseinander sage ich," schrie der Kommissionsrat und riß Albertinen aus Edmunds Armen. Der rief aber, daß er Albertinen nicht lassen werde und solle es ihm das Leben kosten. – „So?" sprach der Kommissionsrat mit spottendem Ton, „seht doch, eine saubere Liebesgeschichte hinter meinem Rücken! – Schön, herrlich, mein junger Herr Lehsen, darum Ihre Uneigennützigkeit, darum die Zigarren und die Bilder. – Sich in mein Haus einzuschleichen, mit losen Künsten meine Tochter zu verführen. Feiner Gedanke, daß ich meine Tochter an den Hals hängen soll einem dürftigen, armseligen, nichtswürdigen Farbenkleckser! –"

Außer sich vor Wut über des Kommissionsrats Schimpfreden, ergriff Edmund den Malerstock, hob ihn in die Höhe; da rief mit donnernder Stimme der zur Türe hereinbrechende Leonhard: „Halt, Edmund! Keine Übereilung, Voßwinkel ist ein alberner Narr und wird sich besinnen."

Der Kommissionsrat, erschrocken über Leonhards unvermutete Erscheinung, rief aus dem Winkel, in den er zurückgeprallt: „Ich weiß gar nicht, Herr Leonhard, wie Sie sich unterfangen können –"

Aber der Geheime Kanzlei-Sekretär war schnurstracks hinter den Sofa geflüchtet, sowie er den Goldschmied erblickt, hatte sich tief niedergeduckt und quäkte mit ängstlicher, weinerlicher Stimme: „O du Gott im Himmel! – Kommissionsrat, sieh dich vor – schweige – halt das Maul, geliebter Schulkamerad. – O du Gott im Himmel, das sind ja der Herr Professor – der grausame Ball-Entrepreneur aus der Spandauer Straße –"

„Kommt nur hervor," sprach der Goldschmied lachend, „kommt nur hervor, Tusmann, fürchtet Euch nicht, Euch soll nichts mehr angetan werden, Ihr seid ja schon bestraft genug für Eure alberne Heiratslust, da Ihr nun Euer Lebelang ein grünes Gesicht behaltet."

„O Gott," schrie der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer sich, „o Gott, ein grünes Gesicht immerdar! – Was werden die

Leute, was wird Se. Exzellenz der Herr Minister sagen? Werden Se. Exzellenz nicht glauben, ich hätte mir aus purer, schnöder, weltlicher Eitelkeit das Gesicht grün gefärbt? – Ich bin ein geschlagener Mann, ich komme um meinen Dienst, denn nicht dulden kann der Staat Geheime Kanzlei-Sekretärs mit grünen Gesichtern – O ich Ärmster –"

„Nun, nun," unterbrach der Goldschmied Tusmanns Klagen, „nun, nun, Tusmann, lamentiert nur nicht so sehr, es kann doch wohl noch Rat geben für Euch, wenn Ihr gescheut seid und dem tollen Gedanken, Albertinen zu heiraten, entsagt."

„Das kann ich nicht – das soll er nicht," so riefen beide durcheinander, der Kommissionsrat und der Geheime Kanzlei-Sekretär.

Der Goldschmied sah beide an mit funkelndem, durchbohrendem Blick; doch eben, als er losbrechen wollte, öffnete sich die Tür, und hinein trat der alte Manasse mit seinem Neffen, dem Baron Benjamin Dümmerl aus Wien. – Bensch ging gerade los auf Albertinen, die ihn zum erstenmal in ihrem Leben sah, und sprach in schnarrendem Ton, indem er ihre Hand faßte: „Ha, bestes Mädchen, da bin ich nun selbst, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. – Verstehen Sie! das ist nur solch eine Redensart, der Baron Dümmerl wirft sich niemanden zu Füßen, auch nicht Sr. Majestät dem Kaiser. Ich meine, Sie sollen mir einen Kuß geben." – Damit trat er noch näher an Albertinen heran und beugte sich nieder, doch in demselben Moment geschah etwas, worüber sich alle, den Goldschmied ausgenommen, tief entsetzten.

Benschs ansehnliche Nase schoß plötzlich zu einer solchen Länge hervor, daß sie dicht bei Albertinens Gesicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anstieß an die gegenüberstehende Wand. Bensch prallte einige Schritte zurück, sogleich zog sich die Nase wieder ein. Er näherte sich Albertinen, dasselbe Ereignis; kurz hinaus, hinein schob sich die Nase wie eine Baßposaune.

„Verruchter Schwarzkünstler," brüllte Manasse, und indem er einen verschlungenen Strick aus der Tasche zog und ihn dem Kommissionsrat zuwarf, rief er: „Ohne Umstände, werfen Sie dem Kerl die Schlinge über den Hals, dem Goldschmied, mein' ich, dann ziehen wir ihn ohne Widerstand zur Tür hinaus, und alles ist in Ordnung." – Der Kommissionsrat ergriff den Strick, statt aber dem Goldschmied warf er dem alten Juden den Strick über den Hals, und sogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab und so immerfort herauf und herab, während Bensch sein Nasenkonzert fortsetzte und Tusmann wie wahnsinnig lachte und plapperte, bis der Kommissionsrat ohnmächtig, ganz erschöpft in den Lehnsessel niedersank.

„Nun ist's Zeit, nun ist's Zeit," schrie Manasse, schlug an die Tasche, und mit einem Satze sprang eine übergroße abscheuliche Maus hervor und gerade los auf den Goldschmied. Aber noch im Sprunge durchstach sie der Goldschmied mit einer spitzen goldnen Nadel, worauf sie mit einem gellenden Schrei verschwand, man wußte nicht wohin.

Da ballte Manasse die Fäuste gegen den ohnmächtigen Kommissionsrat und rief, indem Zorn und Wut aus seinen feuerroten Augen sprühten: „Ha, Melchior Voßwinkel, du hast dich gegen mich verschworen, du bist im Bunde mit dem verruchten Schwarzkünstler, den du in dein Haus gelockt; aber verflucht, verflucht sollst du sein, du und dein ganzes Geschlecht hinweggenommen wie die hülflose Brut eines Vogels. Gras soll vor deiner Tür wachsen, und alles, was du unternimmst, soll gleichen dem Tun des Hungernden, der sich im Traum ersättigen will an erdichteten Speisen, und der Dales soll sich einlagern in dein Haus und wegzehren deine Habe, und du sollst betteln in zerrissenen Kleidern vor den Türen des verachteten Volks Gottes, das dich verstößt wie einen räudigen Hund. Und du sollst sein wie ein verachteter Zweig, zur Erde geworfen, und statt des Klanges der Harfen Motten deine Gesellschaft! – Verflucht, verflucht, verflucht, du

Kommissionsrat Melchior Voßwinkel!" – Damit faßte der wütende Manasse den Neffen und stürmte mit ihm zur Türe hinaus.

Albertine hatte im Grausen und Entsetzen ihr Gesicht verborgen an Edmunds Brust, der sie umschlungen hielt, mit Mühe Fassung erringend.

Der Goldschmied trat nun hin zu dem Paar und sprach lächelnd mit sanfter Stimme: „Laßt euch nur durch alle diese Narrenstreiche nicht irren. Es wird alles gut werden, ich stehe euch dafür. Aber nun ist es nötig, daß ihr euch trennt, ehe Voßwinkel und Tusmann aus ihrer Schreckenserstarrung erwachen."

Darauf verließ er mit Edmund Voßwinkels Haus.

Fünftes Kapitel.

Worin der geneigte Leser erfährt, wer der Dales ist, auf welche Weise aber der Goldschmied den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann rettet vom schmachvollen Tode und den verzweifelnden Kommissionsrat tröstet.

Der Kommissionsrat war durch und durch erschüttert von Manasses Fluch, mehr als von dem tollen Spuk, den, wie er wohl einsah, der Goldschmied getrieben. Jener Fluch war auch in der Tat gräßlich genug, da er dem Kommissionsrat den Dales über den Hals geschickt.

Ich weiß nicht, ob du, sehr geneigter Leser, die Bewandtnis kennst, die es mit diesem Dales der Juden hat?

Das Weib eines armen Juden (so erzählt ein Talmudist) fand, als sie eines Tages auf den Boden ihres kleinen Hauses stieg, daselbst einen dürren, ganz ausgemergelten nackten Menschen, der sie bat, ihm Obdach zu gönnen, ihn zu nähren mit Speis' und Trank. Erschrocken lief das Weib herab und sprach wehklagend zu ihrem Mann: „Ein nackter ausgehungerter Mensch ist in unser Haus gekommen und verlangt von uns Obdach und Nahrung. Wie sollen wir aber den Fremden nähren, da wir selbst

kaum unser mühseliges Leben von Tag zu Tag durchfristen." „Ich will," erwiderte der Mann, „hinaufsteigen zu dem fremden Menschen und sehen, wie ich ihn hinausschaffe aus unserm Hause." „Warum," sprach er dann zu dem fremden Menschen, „warum bist du geflüchtet in mein Haus, der ich arm bin und nicht vermag dich zu ernähren? Hebe dich fort und gehe in das Haus des Reichtums, wo die Schlachttiere längst gemästet und die Gäste geladen sind zum Gastmahl." „Wie kannst du", erwiderte der Mensch, „mich forttreiben wollen aus dem Obdach, das ich gefunden? Du siehst, daß ich nackt bin und bloß, wie kann ich fortziehen in das Haus des Reichtums? Doch laß mir ein Kleid machen, das mir paßt, und ich will dich verlassen." — „Besser ist es," dachte der Jude, „daß ich mein Letztes daran wende, den Menschen bald fortzuschaffen, als daß er bliebe und verzehre, was ich mit Not zu erwerben vermag." Er schlachtete sein letztes Kalb, wovon er mit seinem Weibe viele Tage hindurch sich zu nähren gedachte, verkaufte das Fleisch und schaffte von dem gelösten Gelde ein gutes Kleid an für den fremden Menschen. Als er aber hinaufging mit dem Kleide, war der Mensch, der erst klein und dürr gewesen, groß geworden und stark, so daß das Kleid ihm überall zu kurz war und zu enge. Darüber entsetzte sich der arme Jude gar sehr, aber der fremde Mensch sprach: „Laß ab von der Torheit, mich fortschaffen zu wollen aus deinem Hause, denn wisse, ich bin der Dales." Da rang der arme Jude die Hände und jammerte und schrie: „Gott meiner Väter, so bin ich gezüchtigt mit der Rute des Zorns und elend immerdar, denn bist du der Dales, so wirst du nicht weichen, sondern, all unser Hab und Gut wegzehrend, immer größer und stärker werden." Der Dales ist aber die Armut, die, wo sie sich einmal einnistet, niemals wieder weicht und immer mehr zunimmt. —

Entsetzte sich nun der Kommissionsrat darüber, daß ihm Manasse in der Wut die Armut auf den Hals geflucht, so fürchtete er dagegen auch den alten Leonhard, der, die seltsamen Zauber-

künste abgerechnet, die ihm zu Gebote standen, auch außerdem in seinem ganzen Wesen etwas hatte, was wohl eine scheue Ehrfurcht erwecken mußte. Gegen beide, das fühlte er, konnte er nichts Sonderliches ausrichten; sein ganzer Zorn fiel daher auf Edmund Lehsen, dem er alles Unheil, was ihm widerfahren, in die Schuhe schob. Kam noch hinzu, daß Albertine ganz unverhohlen und mit entschiedener Festigkeit erklärte, wie sie Edmund über die Maßen liebe und niemals weder den alten pedantischen Geheimen Kanzlei-Sekretär noch den unausstehlichen Baron Bensch heiraten werde, so konnt' es gar nicht fehlen, daß der Kommissionsrat sich über die Gebühr erboste und den Edmund fort wünschte dahin, wo der Pfeffer wächst. Da er aber diesen Wunsch nicht so verwirklichen konnte, wie es unter der vorigen französischen Regierung geschah, welche Leute, die sie los sein wollte, in der Tat fortschickte nach dem Ort, wo der Pfeffer wächst, so begnügte er sich damit, dem Edmund ein angenehmes Billett zu schreiben, worin er all sein Gift, all seine Galle ergoß und damit endete, daß er sich nicht unterfangen solle, jemals die Schwelle seines Hauses zu betreten.

Man kann denken, daß Edmund über diese grausame Trennung von Albertinen sofort in die gehörige Verzweiflung geriet, in welcher ihn denn Leonhard fand, als er ihn seiner Gewohnheit gemäß in der Abenddämmerung besuchte.

„Was habe ich," rief Edmund dem Goldschmied entgegen, „was habe ich nun von Euerm Schutz, von Euerm Mühen, mir die gehässigen Nebenbuhler vom Leibe zu schaffen? Durch Eure unheimlichen Taschenspielerkünste verwirrt und entsetzt Ihr alle, selbst mein holdes Mädchen, und Euer Treiben ist es allein, das mir als ein unübersteigliches Hindernis in den Weg tritt. Ich fliehe, ich fliehe den Dolch im Herzen fort nach Rom!"

„Nun," sprach der Goldschmied, „nun, dann tätest du ja wirklich das, was ich recht von Herzen wünsche. Erinnere dich, daß ich schon damals, als du zum ersten Male von deiner Liebe

zu Albertinen sprachst, dir versicherte, daß meiner Meinung nach ein junger Künstler sich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heiraten denken müsse, da dies ganz unersprießlich sei. Ich rückte dir damals halb im Scherz das Beispiel des jungen Sternbald vor Augen, aber ganz ernsthaft sage ich dir jetzt, daß, gedenkst du ein tüchtiger Künstler zu werden, du durchaus alle Heiratsgedanken dir aus dem Kopf schlagen mußt. Frei und froh ziehe in das Vaterland der Kunst, studiere in voller Begeisterung ihr innerstes Wesen, und dann erst wird dir die technische Fertigkeit, die du vielleicht auch hier erlangen kannst, etwas nützen."

„Ha," rief Edmund, „was für ein Tor war ich, Euch meine Liebe anzuvertrauen! Nun sehe ich es wohl ein, daß gerade Ihr, von dem ich Beistand erwarten durfte mit Rat und Tat, daß gerade Ihr, sage ich, absichtlich mir entgegen handelt und meine schönsten Hoffnungen mit hämischer Schadenfreude zerstört." —

„Hoho," erwiderte der Goldschmied, „hoho, junger Herr! mäßigt Euch in Euren Ausdrücken, seid weniger heftig und bedenkt, daß Ihr viel zu unerfahren seid, um mich zu durchschauen. Aber ich will Euern irren Zorn Eurer wahnsinnigen Verliebtheit zugute halten."

„Und," fuhr Edmund fort, „und was die Kunst betrifft, so sehe ich gar nicht ein, warum ich, da es mir dazu, wie Ihr wißt, gar nicht an Mitteln fehlt, der innigen Verbindung mit Albertinen unbeschadet, nicht nach Rom gehen und dort die Kunst studieren sollte. Ja, ich gedachte gerade dann, wenn ich Albertinens Besitz gewiß sein konnte, nach Italien zu wandern und dort ein ganzes Jahr hindurch zu verweilen, dann aber bereichert mit wahrer Kunstkenntnis zurückzukehren in die Arme meiner Braut."

„Wie," rief der Goldschmied, „wie, Edmund, war das in der Tat dein wirklicher ernsthafter Vorsatz?"

„Allerdings," erwiderte der Jüngling, „so sehr mein Inneres entbrannt ist in Liebe zu der holden Albertine, so sehr erfüllt mich doch die Sehnsucht nach dem Lande, das die Heimat meiner Kunst ist."

„Könnet," fuhr der Goldschmied fort, „könnet Ihr Euer treues Wort mir darauf geben, daß, wird Albertine Euer, Ihr sogleich die Reise nach Italien antreten wollt?"

„Warum sollte ich das nicht," erwiderte der Jüngling, „da es mein fester Entschluß war und es bleiben würde, sollte das geschehen, woran ich verzweifeln muß."

„Nun," rief der Goldschmied lebhaft, „nun Edmund, so sei guten Mutes, diese feste Gesinnung erwirbt dir die Geliebte. Ich gebe dir mein Wort, daß in wenigen Tagen Albertine deine Braut sein soll. Daß ich das zu bewirken verstehen werde, daran magst du nicht zweifeln."

Die Freude, das Entzücken strahlte aus Edmunds Augen. Der rätselhafte Goldschmied überließ, schnell davoneilend, den Jüngling all den süßen Hoffnungen und Träumen, die er in seinem Innern aufgeregt. –

In einem abgelegenen Teil des Tiergartens, unter einem großen Baum lag, um mit Celia in „Wie es euch gefällt" zu reden, wie eine abgefallene Eichel oder wie ein verwundeter Ritter der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und klagte sein tiefes Herzeleid den treulosen Herbstwinden.

„O Gott gerechter!" lamentierte er, „unglücklicher, bedauernswürdiger Geheimer Kanzlei-Sekretär, womit hast du all diese Schmach verdient, die dir über den Hals gekommen. Sagt denn nicht Thomasius, daß der Ehestand an Erlangung der Weisheit keinesweges hindern solle, und doch hast du schon jetzt, da du nur den Ehestand zu intendieren begonnen, beinahe deinen ganzen angenehmen Verstand verloren. Woher der entsetzliche Widerwille der werten Demoiselle Albertine Voßwinkel gegen deine geringe, aber mit löblichen Eigenschaften sattsam ausgestattete Person? Bist du etwa ein Politikus, der keine Frau haben, oder gar ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus seine Frau, sobald sie unartig, was weniges prügeln soll, daß die Schönste deshalb eine Scheu tragen könnte, dich zu ehelichen? O Gerechter,

welchem Jammer gehst du entgegen! — Warum mußt du, o geliebter Geheimer Kanzlei-Sekretär, in offne Fehde geraten mit schnöden Schwarzkünstlern und malerischen Wütrichen, die dein zartes Gesicht für ein aufgespanntes Pergament halten und mit frechem Pinsel einen wilden Salvator Rosa darauf schmeißen ohne Geschick, Haltung und Manier! Ja, das ist das ärgste! Alle meine Hoffnung hatte ich auf meinen intimen Freund gesetzt, auf den Herrn Streccius, der in der Chemie wohlerfahren ist und in jedem Malheur zu helfen weiß, aber es ist alles vergebens. Je mehr ich mich mit dem Wasser wasche, das er mir angeraten, desto grüner werde ich, wiewohl das Grün sich in den verschiedensten Nuancen und Schattierungen ändert, so daß es bereits Frühling, Sommer und Herbst auf meinem Antlitz gewesen! — Ja, dieses Grün ist es, was mich ins Verderben stürzt, und erlange ich nicht den weißen Winter wieder, welcher die schicklichste Jahreszeit für mein Gesicht, so gerate ich in Desperation, stürze mich hier in den schnöden Froschlaich und sterbe einen grünen Tod!" —

Tusmann hatte wohl recht, so bittre Klagen auszustoßen, denn in der Tat war es arg mit der grünen Farbe seines Antlitzes, die gar nicht gewöhnliche Ölfarbe, sondern irgend eine künstlich zusammengesetzte Tinktur zu sein schien, die, in die Haut eingedrungen, durchaus nicht verschwinden wollte. Zur Tageszeit durfte der arme Geheime Kanzlei-Sekretär gar nicht anders ausgehen als mit tief in die Augen gedrücktem Hut und vorgehaltenem Schnupftuch, und selbst wenn die Dämmerung eingebrochen, wagte er es nur in gestrecktem Galopp durch die entlegenen Gassen zu rennen. Teils fürchtete er den Hohn der Straßenbuben, teils mußte er sich ängstigen, irgend jemanden aus dem Bureau, in dem er arbeitete, zu begegnen, da er sich krank melden lassen.

Es geschieht wohl, daß wir das Ungemach, welches uns getroffen, stärker und tötender fühlen in der stillen schwarzen Nacht

als am geräuschvollen Tage. So kam es auch, daß, sowie immer dunkler und dunkler die Wolken heraufzogen, wie schwärzer und schwärzer die Schatten des Waldes sich ausbreiteten, wie recht schauerlich verhöhnend der rauhe Herbstwind durch Bäume und Gebüsche pfiff, Tusmann, sein ganzes Elend bedenkend, in vollkommene Trostlosigkeit geriet.

Der entsetzliche Gedanke, in den grünen Froschlaich zu springen und so ein verstörtes Leben zu enden, trat dem Geheimen Kanzlei-Sekretär so lebendig in die Seele, daß er ihn für einen entscheidenden Wink des Schicksals hielt, dem er folgen müsse.

„Ja," rief er mit gellender Stimme, indem er hastig aufsprang vom Boden, wo er sich hingelagert, „ja, Geheimer Kanzlei-Sekretär, mit dir ist es aus! – Verzweifle, guter Tusmann! – Kein Thomasius kann dich retten, fort mit dir in den grünen Tod! – Leben Sie wohl, grausame Demoiselle Albertine Voßwinkel! – Sie sehen Ihren Bräutigam, den Sie verschmäht auf schnöde Weise, niemals wieder! – Er wird sogleich in den Froschlaich springen!" –

Wie rasend rannte er fort nach dem nahe gelegenen Bassin, das in der tiefen Dämmerung anzusehen war wie ein breiter, schön bewachsener Weg, und blieb dicht am Rande stehen.

Der Gedanke an den nahen Tod mochte wohl seine Sinne zerrütten, denn er sang mit hoher durchdringender Stimme das englische Volkslied, dessen Refrain lautet: „Grün sind die Wiesen, grün sind die Wiesen," warf dann die politische Klugheit, das Handbuch für Hof und Staat, sowie Hufelands Kunst das Leben zu verlängern in das Wasser und war eben im Begriff, mit einem tüchtigen Ansatz nachzuspringen, als er sich von hinten her mit starken Armen umfaßt fühlte.

Zugleich vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des schwarzkünstlerischen Goldschmieds: „Tusmann, was habt Ihr vor? Ich bitte Euch, seid doch kein Esel und macht doch nicht tolle Streiche!"

Der Geheime Kanzlei-Sekretär bot alle Kraft auf, sich aus des Goldschmieds Armen loszuwinden, indem er, kaum der Sprache mehr mächtig, krächzte: „Herr Professor, ich bin in der Desperation, und da hören alle Rücksichten auf, Herr Professor, nehmen Sie es einem desperaten Geheimen Kanzlei-Sekretär, der sonst wohl weiß, was Anstand und Sitte heischt, nicht übel, aber Herr Professor – ich sag' es unverhohlen, ich wünschte, daß Sie der Teufel hole samt Ihren Hexenkünsten, samt Ihrer Grobheit, samt Ihrem verdammten Ihr – Ihr – Ihr und Tusmann!" –

Der Goldschmied ließ den Geheimen Kanzlei-Sekretär los, und alsbald taumelte er erschöpft nieder in das hohe, durch und durch feuchte Gras.

Wähnend, er liege im Bassin, rief er: „O kalter Tod, o grüne Wiese – Adieu! – Mich ganz gehorsamst zu empfehlen, werteste Demoiselle Albertine Voßwinkel – Lebe wohl, wackrer Kommissionsrat – Der unglückliche Bräutigam liegt bei den Fröschen, die den Herrn loben zur Sommerszeit!" –

„Seht Ihr wohl," sprach der Goldschmied mit starker Stimme, „seht Ihr wohl, Tusmann, daß Ihr von Sinnen seid und matt und elend dazu! – Zum Teufel wollt Ihr mich schicken, wie wenn ich nun selbst der Teufel wäre und Euch den Hals umdrehte hier auf der Stelle, wo Ihr wähnt, im Bassin zu liegen?"

Tusmann ächzte, stöhnte, schüttelte sich wie im stärksten Fieberfrost. –

„Aber," fuhr der Goldschmied fort, „aber ich mein' es gut mit Euch, Tusmann, und vergebe Eurer Desperation alles, richtet Euch auf, kommt mit mir."

Der Goldschmied half dem armen Geheimen Kanzlei-Sekretär auf die Beine. Ganz vernichtet lispelte er: „Ich bin in Ihrer Gewalt, verehrtester Herr Professor, machen Sie mit meinem geringen sterblichen Leichnam, was Sie wollen, aber meine unsterbliche Seele bitte ich ganz gehorsamst gütigst verschonen zu wollen."

„Schwatzt nicht solch aberwitziges Zeug, sondern kommt rasch fort,“ rief der Goldschmied, faßte den Geheimen Kanzlei-Sekretär unterm Arm und schritt mit ihm von dannen. Doch mitten in dem Wege, der quer durch den Tiergarten nach den Zelten führt, hielt er inne und sprach: „Halt, Tusmann! Ihr seid ganz naß und seht abscheulich aus, ich will Euch wenigstens das Gesicht abtrocknen.“

Damit holte der Goldschmied ein blendend weißes Tuch aus der Tasche und tat, wie er verheißen.

Als nun schon die hellen Laternen des Weberschen Zeltes durch die Gebüsche funkelten, rief Tusmann plötzlich ganz erschrocken: „Um tausend Gottes willen, verehrtester Herr Professor, wo führen Sie mich denn hin? – Nicht nach der Stadt? Nicht nach meiner Wohnung? — Doch nicht etwa in Gesellschaft? unter Menschen? — Gerechter! Ich kann mich ja gar nicht blicken lassen — Ich errege ja Ärgernis – ein Scandalum“ –

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Goldschmied, „ich weiß nicht, Tusmann, was Ihr wollt mit Euerm menschenscheuen Wesen, seid doch kein Hase! Ihr müßt durchaus etwas Starkes genießen. — Vielleicht ein Glas warmen Punsch, sonst bekommt Ihr das Fieber vor Erkältung. Kommt nur mit!“ –

Der Geheime Kanzlei-Sekretär lamentierte, sprach unaufhörlich von seinem grünen Gesicht, von seinem schnöden Salvator Rosa im Antlitz, der Goldschmied achtete aber nicht im mindesten darauf, sondern zog ihn fort mit unwiderstehlicher Gewalt.

Als sie nun in den erleuchteten Saal traten, bedeckte Tusmann mit dem Schnupftuch sein ganzes Gesicht, da noch ein paar Gäste an der langen Tafel speisten.

„Was habt Ihr denn,“ sprach der Goldschmied dem Geheimen Sekretär ins Ohr, „was habt Ihr denn, Tusmann, daß Ihr Euer rechtschaffenes Antlitz so verhüllen wollt und verbergen?“

„Ach Gott,“ stöhnte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „ach Gott, verehrtester Herr Professor, Sie wissen es ja, mein Gesicht,

das der jähzornige junge Herr Maler mit grüner Farbe überstrichen" –

„Possen," rief der Goldschmied aus, indem er den Geheimen Kanzlei-Sekretär mit gewaltiger Faust packte und hinstellte vor den großen Spiegel am Ende des Saals und hinleuchtete mit der Kerze, die er ergriffen.

Tusmann schaute unwillkürlich hinein und konnte sich eines lauten Ach! nicht erwehren.

Nicht allein, daß die häßliche grüne Farbe gänzlich verschwunden war, Tusmanns Gesicht hatte überdies noch ein lebhafteres Kolorit erhalten als jemals, so daß er in der Tat um einige Jahre jünger aussah als sonst. Im Übermaß des Entzückens sprang der Geheime Kanzlei-Sekretär mit beiden Füßen zugleich in die Höhe und sprach dann mit süßweinerlicher Stimme: „O Gerechter, was sehe, was erblicke ich! – Wertester, ungemein verehrter Herr Professor, das Glück habe ich gewiß Ihnen allein zu verdanken! – Ja! – nun wird die Demoiselle Albertine Voßwinkel, um derentwillen ich beinahe hinabgesprungen in den Abgrund zu den Fröschen, gewiß keinen Anstand nehmen, mich zu ihrem Gemahl zu erkiesen! – Ja, wertester Herr Professor, Sie haben mich geborgen aus tiefem Elend! – Ich fühlte sogleich eine gewisse Behaglichkeit, als Sie über mein geringes Antlitz mit dero schneeweißem Schnupftuch zu fahren beliebten. – O sprechen Sie, gewiß waren Sie mein Wohltäter?" –

„Nicht leugnen," erwiderte der Goldschmied, „nicht leugnen will ich, Tusmann, daß ich es war, der Euch die grüne Farbe wegwusch, und Ihr könnt daraus abnehmen, daß ich gar nicht so feindlich wider Euch gesinnt bin, als Ihr es wohl vermeinen möget. Bloß Eure alberne Faselei, daß Ihr Euch von dem Kommissionsrat überreden lasset, Ihr könntet Euch noch mit einem blutjungen, hübschen Mädchen, welche aufsprudelt vor Lebenslust, verheiraten, bloß diese Faselei, sage ich, kann ich an Euch gar nicht leiden und möchte Euch, da Ihr selbst jetzt, kaum den

Schabernack los, den man Euch antat, wiederum gleich ans Heiraten denkt, den Appetit dazu auf nachdrückliche Weise vertreiben, welches ganz und gar in meiner Macht steht. Doch will ich das nicht tun, sondern Euch raten, ruhig zu sein bis zum künftigen Sonntag in der Mittagsstunde, da werdet Ihr denn das Weitere hören. Wagt Ihr es, früher Albertinen zu sehen, so laß ich Euch vor ihren Augen erst tanzen, daß Euch Sinn und Atem vergeht, verwandle Euch dann in den grünsten Frosch und schmeiße Euch hier im Tiergarten in das Bassin oder gar in die Spree, wo Ihr quaken könnet bis an Euer Lebensende! — Gehabt Euch wohl! Ich habe heute noch etwas vor, das mich nach der Stadt eilen heißt. Ihr würdet meinen Schritten nicht folgen können. Gehabt Euch wohl!"

Der Goldschmied hatte recht, daß wohl keiner so leicht ihm hätte folgen können, denn als hätte er Schlemihls berühmte Siebenmeilenstiefel an den Füßen, war er mit einem einzigen Schritt, den er zur Saaltür hinaus machte, dem bestürzten Geheimen Kanzlei-Sekretär aus den Augen verschwunden. —

So mochte es denn auch geschehen, daß er schon in der nächsten Minute wie ein Gespenst plötzlich in dem Zimmer des Kommissionsrates stand und ihm mit ziemlich rauher Stimme einen guten Abend bot.

Der Kommissionsrat erschrak heftig, faßte sich jedoch bald zusammen und fragte den Goldschmied ungestüm, was er so spät in der Nacht noch wolle, er möge sich fortscheren und ihn in Ruhe lassen mit den albernen Taschenspielerstückchen, die ihm vorzugaukeln er vielleicht im Sinne habe.

„So sind," erwiderte der Goldschmied sehr gelassen, „so sind nun die Menschen und vorzüglich die Kommissionsräte. Gerade diejenigen Personen, die sich Ihnen wohlwollend nähern, denen Sie sich zutrauensvoll in die Arme werfen sollten, gerade diese Personen stoßen Sie von sich! — Sie sind, bester Kommissionsrat, ein armer, unglücklicher, bedauernswürdiger Mann, ich komme —

renne her noch in tiefer Nacht, um mich mit Ihnen zu beraten, wie vielleicht noch der tötende Schlag abzuwenden ist, der Sie eben treffen will und Sie" –

„O Gott," schrie der Kommissionsrat ganz außer sich, „o Gott, gewiß schon wieder ein Falliment in Hamburg, Bremen oder London, das mich vollends zu ruinieren droht, o ich geschlagener Kommissionsrat – das fehlte noch" –

„Nein," unterbrach der Goldschmied Voßwinkels Klagen, „nein, es ist hier noch von etwas anderm die Rede. Sie wollen also Albertinens Hand durchaus nicht dem jungen Edmund Lehsen geben?"

„Wie kommen Sie", rief der Kommissionsrat, „auf diesen albernen, ärgerlichen Schnack? Ich! meine Tochter dem armseligen Pinsler!"

„Nun," sprach der Goldschmied, „er hat doch Sie und Albertinen recht wacker gemalt."

„Hoho!" erwiderte der Kommissionsrat, „das wäre ein schöner Kauf, meine Tochter für ein paar bunte Bilder! – Ich habe ihm die Dinger ins Haus zurückgeschickt."

„Edmund," fuhr der Goldschmied fort, „Edmund wird, versagen Sie ihm Albertinen, sich rächen."

„Nun," rief der Kommissionsrat, „nun, das möcht' ich doch wissen, welche Rache der Schlucker, der Kiek in die Welt an dem Kommissionsrat Melchior Voßwinkel zu nehmen vermöchte!"

„Das will," erwiderte der Goldschmied, „das will ich Ihnen gleich sagen, mein sehr wackrer Herr Kommissionsrat. Edmund ist eben im Begriff, Ihr liebes Bild auf würdige Weise zu retuschieren. Das fröhliche, lächelnde Antlitz verkehrt er in ein bittergrämliches, mit heraufgezogenen Brauen, trüben Augen, herunterhängenden Lippen. Stärker markiert er die Runzeln auf Stirn und Wangen, vergißt nicht die vielen grauen Haare, die der Puder verbergen soll, hinlänglich anzudeuten durch gehörige

Färbung. Statt der freudigen Botschaft von dem Lotteriegewinst schreibt er die höchst betrübte Nachricht in den Brief, die Sie vorgestern erhielten, nämlich: daß das Haus Campbell et Compagnie in London falliert, und auf dem Kuvert steht: ‚An den verfehlten Stadt- und Kommissionsrat‘ u. s. f., denn er weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vergebens darnach trachteten, Stadtrat zu werden. Aus den zerrissenen Westentaschen fallen Dukaten, Taler und Tresorscheine heraus, den Verlust andeutend, den Sie erlitten. So wird das Bild dann ausgehängt bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerstraße.“ –

„Der Satan,“ schrie der Kommissionsrat, „der Halunke, nein, das soll er nicht unternehmen! – Polizei, Justiz rufe ich zu Hülfe.“ –

„Haben,“ fuhr der Goldschmied gelassen fort, „haben nur funfzig Menschen eine Viertelstunde hindurch das Bild gesehen, dann dringt die Kunde davon mit tausend stärkeren Nuancen, die dieser, jener Witzbold hinzufügt, durch die ganze Stadt. Alles Lächerliche, alles Alberne, das man von Ihnen erzählt hat und noch erzählt, wird aufgefrischt mit neuen, glänzenden Farben, jeder, dem Sie begegnen, lacht Ihnen ins Gesicht, und was das Schlimmste ist, man spricht dabei unaufhörlich von dem Verlust, den Sie durch Campbells Fall erlitten, und Ihr Kredit ist hin.“

„O Gott,“ rief der Kommissionsrat, „o Gott! – Aber er muß mir das Bild herausgeben, der Bösewicht, ja, das muß er morgen mit dem frühsten Tage.“

„Und,“ sprach der Goldschmied weiter, „und täte er das wirklich, woran ich sehr zweifle, was würd' es Ihnen helfen? Er radiert Ihre werte Person, wie ich es erst beschrieben, auf eine Kupferplatte, besorgt viele hundert Abdrücke, illuminiert sie selbst recht con amore und schickt sie in die ganze Welt, nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, ja nach London“ –

„Halten Sie ein,“ unterbrach der Kommissionsrat den Goldschmied, „halten Sie ein! – Gehen Sie hin zu dem entsetzlichen

Menschen, bieten Sie ihm funfzig — ja — bieten Sie ihm hundert Taler, wenn er die Sache mit meinem Bilde ganz unterläßt." —

„Ha ha ha!" lachte der Goldschmied, „Sie vergessen, daß sich Lehsen ganz und gar nichts macht aus dem Gelde, daß seine Eltern wohlhabend sind, daß seine Großtante, die Demoiselle Lehsen, die in der Breiten Straße wohnt, ihm längst ihr ganzes Vermögen vermacht hat, das nicht weniger als bare achtzigtausend Taler beträgt!" —

„Was," rief der Kommissionsrat erbleicht vor plötzlichem Erstaunen, „was sagen Sie — achtzig — Hören Sie, Herr Leonhard, ich glaube, Albertinchen ist ganz vernarrt in den jungen Lehsen — Ich bin nun einmal ein guter Kerl — ein weichmütiger Vater — kann keinen Tränen, keinen Bitten widerstehen — Zudem gefällt mir der junge Mensch. Er ist ein tüchtiger Künstler. — Sie wissen, was die Kunst betrifft, da bin ich ein rechter Narr mit meiner Vorliebe — Er hat hübsche Eigenschaften, der liebe, gute Lehsen — Achtzig — Nun, wissen Sie was, Leonhard, aus purer Herzensgüte geb' ich ihm meine Tochter, dem artigen Jungen!" —

„Hm," sprach der Goldschmied, „ich muß Ihnen doch etwas Spaßhaftes erzählen. Soeben komme ich aus dem Tiergarten. Dicht an dem großen Bassin fand ich Ihren alten Freund und Schulkameraden, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann, der darüber, daß ihn Albertine verschmäht, in wilde Verzweiflung geraten sich ins Wasser stürzen wollte. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn von der Ausführung seines schrecklichen Entschlusses abzuhalten, indem ich ihm vorstellte, daß Sie, mein wackrer Kommissionsrat, gewiß Ihr treugegebenes Wort halten und durch väterliche Ermahnungen Albertinen dahin bringen würden, ihm unverweigerlich die Hand zu reichen. Geschieht dies nun nicht, geben sie Albertinens Hand dem jungen Lehsen, so springt Ihr Geheimer in das Bassin, das ist so gut wie gewiß. Denken Sie, was dieser entsetzliche Selbstmord des soliden Mannes für Aufsehn erregen würde? — Jeder klagt Sie — Sie allein als Tus-

manns Mörder an und begegnet Ihnen mit tiefer Verachtung. Sie werden nirgends mehr zur Tafel geladen, und finden Sie sich auf irgend einem Kaffeehause ein, um Neues zu erwischen, so wirft man Sie zur Tür hinaus – die Treppe hinunter. Aber noch mehr! – Der Geheime Kanzlei-Sekretär ist hochgeachtet von allen seinen Vorgesetzten, sein Ruf als tüchtiger Geschäftsmann hat alle Bureaus durchdrungen. Haben Sie nun durch Ihren Wankelmut, durch Ihre Falschheit den Ärmsten zum Selbstmorde gebracht, so ist gar nicht daran zu denken, daß Sie jemals in Ihrem ganzen Leben noch einen Geheimen Legations-, einen Geheimen Ober-Finanz-Rat zu Hause finden sollten, die Wirklichen am allerwenigsten. Keine Behörde, deren Geneigtheit ihr Geschäft bedarf, nimmt sich hinfort Ihrer mehr im mindesten an. Von simplen Kommerzienräten werden Sie verhöhnt, Expedienten verfolgen Sie mit Mordwaffen, und Kanzleiboten drücken, Ihnen begegnend, die Hüte fester auf den Kopf. Man nimmt Ihnen den Titel als Kommissionsrat, Stoß erfolgt auf Stoß, Ihr Kredit ist hin, Ihr Vermögen gerät in Verfall, schlechter und schlechter geht's, bis Sie zuletzt in Verachtung, Armut und Elend" –

„Hören Sie auf," schrie der Kommissionsrat, „Sie martern mich! – Wer hätte denken sollen, daß der Geheime noch in seinen Jahren solch ein verliebter Affe sein würde! – Aber Sie haben recht. – Mag es nun gehen, wie es in der Welt will, ich muß dem Geheimen Wort halten, sonst bin ich ein ruinierter Mann. – Ja, es ist beschlossen, der Geheime erhält Albertinens Hand." –

„Sie vergessen", sprach der Goldschmied, „die Bewerbung des Barons Dümmerl. Sie vergessen den fürchterlichen Fluch des alten Manasse! – An diesem haben Sie, wird Bensch verschmäht, den fürchterlichsten Feind. In allen Ihren Spekulationen tritt Ihnen Manasse entgegen. Er scheut kein Mittel, Ihren Kredit zu schmälern, er benutzt jede Gelegenheit, Ihnen zu schaden, er ruht nicht, bis er Sie in Schimpf und Schande heruntergebracht hat, bis der Dales, den er Ihnen auf den Hals geflucht hat, wirklich

eingekehrt ist in Ihr Haus. – Genug, Sie mögen nun Albertinens Hand diesem oder jenem der drei Freier geben, immer geraten Sie in Not, und eben deshalb nannte ich Sie vorhin einen armen, bedauernswürdigen Mann."

Der Kommissionsrat rannte wie unsinnig im Zimmer auf und ab, rief einmal über das andere: „Ich bin verloren – ein unglücklicher Mensch, ein ruinierter Kommissionsrat – Hätt' ich nur das Mädchen gar nicht auf dem Halse. Möge sie alle der Satan davonführen, den Lehsen, den Bensch und – meinen Geheimen dazu." –

„Nun, nun," begann der Goldschmied, „noch gibt es wohl ein Mittel, Sie aus aller Verlegenheit zu reißen."

„Welches," sprach der Kommissionsrat, indem er plötzlich still stand und den Goldschmied starr anblickte, „welches? Ich gehe alles ein."

„Haben Sie," fragte der Goldschmied, „haben Sie in dem Theater den Kaufmann von Venedig gesehen?"

„Das ist," erwiderte der Kommissionsrat, „das ist das Stück, in welchem Herr Devrient einen mordsüchtigen Juden spielt, Namens Shylock, dem es gelüstet nach frischem Negoziantenfleisch. – Allerdings habe ich dies Stück gesehen, aber was sollen jetzt die Possen?"

„Kennen Sie", fuhr der Goldschmied fort, „den Kaufmann von Venedig, so werden Sie sich erinnern, daß darin ein gewisses reiches Fräulein Porzia vorkommt, deren Vater vermöge testamentarischer Verfügung die Hand seiner Tochter zum Gewinst in einer Art von Lotterie gemacht hatte. Drei Kästchen werden hingestellt, unter denen die Bewerber eins wählen und öffnen müssen. Derjenige von den Bewerbern erhält Porzias Hand, der in dem Kästchen, das er gewählt, ihr Porträt eingeschlossen findet. Machen Sie es, Kommissionsrat, als lebendiger Vater wie Porzias verstorbener. Sagen Sie den drei Freiern, daß, da Ihnen einer so lieb wäre als der andere, Sie die Entscheidung dem Zu-

fall überlassen wollten. Drei verschlossene Kästchen werden hingestellt, den Freiern zur Wahl, und der, der Albertinens Bildnis gefunden, erhält ihre Hand."

„Welch ein abenteuerlicher Vorschlag," rief der Kommissionsrat. „Und ginge ich wirklich darauf ein, glauben Sie denn, werter Herr Leonhard, daß mir das im mindesten etwas helfen, daß ich mir nicht, hat auch der Zufall entschieden, den Zorn und Haß derjenigen auf den Hals laden würde, die das Porträt nicht getroffen, hinfolglich abziehen müssen?" –

„Halt," sprach der Goldschmied, „das ist eben der wichtigste Punkt! – Sehn Sie, Kommissionsrat, ich verspreche Ihnen hiermit feierlichst, die Sache mit den Kästchen so einzurichten, daß sich alles glücklich und friedlich enden soll. Die beiden, welche fehlgegriffen, werden in ihren Kästchen keinesweges, wie die Prinzen von Marokko und Aragon, eine schnöde Abfertigung finden, vielmehr etwas erhalten, welches sie dermaßen befriedigt, daß sie an die Heirat mit Albertinen gar nicht mehr denken und noch dazu Sie, Kommissionsrat, für den Schöpfer eines gar nicht geahnten Glücks halten."

„Wäre das möglich!" rief der Kommissionsrat.

„Nicht allein möglich," erwiderte der Goldschmied, „es wird, es muß so kommen, wie ich es Ihnen sage, mein festes Wort darauf."

Nun nahm der Kommissionsrat keinen Anstand mehr, einzugehen in des Goldschmieds Plan, und beide kamen darin überein, daß in der Mittagsstunde des nächsten Sonntags die Wahl vor sich gehen solle.

Die drei Kästchen versprach der Goldschmied herbeizuschaffen.

Sechstes Kapitel.

Worin von der Art, wie die Brautwahl vor sich ging, gehandelt, dann aber die Geschichte geschlossen wird.

Man kann denken, daß Albertine ganz und gar in Verzweiflung geriet, als der Kommissionsrat sie mit der unglückseligen

Lotterie, in der ihre Hand gewonnen werden sollte, bekannt machte, als alles Bitten, alles Flehen, alles trostlose Weinen nicht vermochte, ihn von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen. Dazu kam, daß Lehsen ihr so gleichgültig, so indolent schien, wie es keiner sein kann, der wirklich liebt, da er nicht das mindeste versuchte, sie heimlich zu sehen oder ihr wenigstens eine Liebesbotschaft zuzustecken. Am Sonnabend vor dem verhängnisvollen Sonntage, der ihr Schicksal entscheiden sollte, saß, als schon tiefe Abenddämmerung eingebrochen, Albertine einsam in ihrem Zimmer. Ganz erfüllt von dem Gedanken an das Unglück, von dem sie bedroht, kam es ihr ein, ob es nicht besser sei, einen raschen Entschluß zu fassen, schnell aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, als das Fürchterlichste abzuwarten, zur Heirat gezwungen zu werden mit dem alten pedantischen Geheimen Kanzlei-Sekretär oder gar mit dem ekelhaften Baron Bensch. Da kam ihr aber auch plötzlich der rätselhafte Goldschmied in den Sinn und die seltsame zauberische Art, wie er den zudringlichen Bensch ihr vom Leibe gehalten. Es war ihr nur zu gewiß, daß er dem Lehsen beigestanden, und so dämmerte in ihr die Hoffnung auf, daß es eben der Goldschmied sein müsse, von dem Hülfe zu hoffen in dem kritischen Moment. Sie empfand den lebhaften Wunsch, den Goldschmied zu sprechen, und war im Innern überzeugt, daß sie sich nicht im mindesten entsetzen würde, sollte der Goldschmied sich ihr auch im Augenblick offenbaren auf gespenstige Weise.

Es geschah auch wirklich, daß Albertine nicht im mindesten erschrak, als sie gewahrte, daß das, was sie für den Ofen gehalten, eigentlich der Goldschmied Leonhard war, der sich ihr näherte und mit sanfter, sonorer Stimme folgendermaßen begann:

„Laß, mein liebes Kind! all deine Traurigkeit, all dein Herzeleid fahren. Wisse, daß Edmund Lehsen, den du wenigstens jetzt zu lieben vermeinst, wisse, daß er mein Schützling ist, dem ich mit aller Macht beistehe. Wisse ferner, daß ich es bin, der deinen Vater auf den Gedanken der Lotterie gebracht, daß ich es bin,

der die verhängnisvollen Kästchen besorgt hat, und nun kannst du es dir doch wohl denken, daß niemand anders dein Bild finden wird als eben Edmund." – Albertine wollte aufjauchzen vor Entzücken; der Goldschmied fuhr fort:

„Edmund deine Hand zu verschaffen, wäre mir auch auf andere Weise gelungen; es war mir aber daran gelegen, zu gleicher Zeit die Mitbewerber, den Geheimen Kanzlei-Sekretär Tusmann und den Baron Bensch, ganz und gar zufrieden zu stellen. Auch das wird geschehen, und ihr beide, du und dein Vater, werdet vor jeder Anfechtung der verschmähten Freier sicher sein."

Albertine strömte über in heißen Dank. Sie wäre dem alten Goldschmied beinahe zu Füßen gesunken, sie drückte seine Hand an ihre Brust, sie versicherte, daß sie trotz aller Zauberkünste, die er treibe, ja selbst bei der gespenstigen Art, wie er auch heute abend plötzlich in ihrem Zimmer erschienen, durchaus nichts Unheimliches in seiner Nähe fühle, und schloß mit der naiven Frage, was es denn eigentlich für eine Bewandtnis mit ihm habe, wer er denn eigentlich sei?

„Ei, mein liebes Kind," begann der Goldschmied lächelnd, „sehr schwer wird es mir zu sagen, wer ich eigentlich bin. Mir geht es so wie vielen, die weit besser wissen, wofür sie die Leute halten, als was sie eigentlich sind! – Erfahre also, mein liebes Kind, daß manche mich für niemand anders halten als für jenen Goldschmied Leonhard Turnhäuser, der in den funfzehnhundertundachtziger Jahren am Hofe des Kurfürsten Johann George in solch großem Ansehen stand, und der, als Neid und Bosheit ihn zu verderben trachteten, verschwunden war, man wußte nicht wie und wohin. Geben mich nun solche Leute, die man Romantiker oder Fantasten zu nennen pflegt, für jenen Turnhäuser, mithin für einen gespenstischen Mann aus, so kannst du dir denken, welchen Verdruß ich von den soliden, aufgeklärten Leuten, die als tüchtige Bürger und Geschäftsmänner den Teufel was nach Romantik und Poesie fragen, auszustehen habe. Ja selbst handfeste

Ästhetiker wollen mir zu Leibe, verfolgen mich wie die Doktoren und Schriftgelehrten zu Johann Georgs Zeiten und suchen mir das bißchen Existenz, das ich mir anmaße, zu verbittern und zu verkümmern, wie sie nur können."

„Ach, mein liebes Kind, ich merk' es schon, ungeachtet ich mich des jungen Edmund Lehsen und deiner so sorglich annehme und überall wie ein echter Deus ex machina erscheine; so werden doch viele, die mit jenen Ästhetikern gleichen Sinnes sind, mich in der Geschichte gar nicht leiden wollen, da sie an meine wirkliche Existenz nun einmal durchaus nicht glauben können! — Um mich nur einigermaßen sicher zu stellen, habe ich niemals geradehin zugestehen mögen, daß ich der schweizerische Goldschmied Leonhard Turnhäuser aus dem sechzehnten Jahrhundert bin. Jenen Leuten bleibt es daher vergönnt, anzunehmen, ich sei ein geschickter Taschenspieler, und die Erklärung aller Spukereien, wie sie vorgekommen, in Wieglebs natürlicher Magie oder sonst aufzusuchen. Freilich habe ich in diesem Augenblick noch ein Kunststück vor, das mir kein Philidor, kein Philadelphia, kein Cagliostro nachmacht, und das als durchaus unerklärlich jenen Leuten ein ewiger Anstoß bleiben wird; indessen kann ich davon deshalb keineswegs abstehen, da es zur Vollendung der Berlinischen Geschichte, welche von der Brautwahl dreier bekannten Personen, die sich um die Hand der hübschen Demoiselle Albertine Voßwinkel bewerben, handelt, unumgänglich nötig ist. — Nun also Mut gefaßt, mein liebes Kind, stehe morgen fein früh auf, ziehe das Kleid an, das du am liebsten trägst, weil es dir am besten steht, flechte dein Haar auf in den zierlichsten Zöpfen und erwarte das übrige, wie es sich dann begeben mag, ruhig und in bescheidener Geduld." —

Hierauf verschwand der Goldschmied, wie er gekommen.

Sonntags um die bestimmte Stunde, d. h. punkt eilf Uhr, fanden sich ein der alte Manasse mit seinem hoffnungsvollen Neffen, der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann und Edmund

Lehsen mit dem Goldschmied. Die Freier, den Baron Bensch nicht ausgenommen, erschraken beinahe, als sie Albertinen erblickten, denn noch niemals war sie ihnen so überaus schön und anmutig vorgekommen. Jedem Mädchen, jeder Dame, die etwas hält auf geschmackvollen Anzug und zierlichen Schmuck (und wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht täte), kann ich aber auch versichern, daß die Garnitur des Kleides, welches Albertine trug, von ausnehmender Eleganz, das Kleid aber gerade kurz genug war, um den niedlichen, weiß beschuhten Fuß zu zeigen, daß die kurzen Ärmel sowie der Busenstreif aus den kostbarsten Spitzen bestanden, daß die weißen französischen Glacéhandschuhe, nur was weniges über die Ellbogen heraufgestreift, den schönsten Oberarm sehen ließen, daß der Kopfputz in nichts weiter als in einem zierlichen goldenen, mit Steinen besetzten Kamm bestand, kurz, daß zu dem bräutlichen Schmuck nichts weiter fehlte als die Myrtenkrone in den dunkeln Flechten. Warum aber Albertine eigentlich viel reizender aussah als sonst, kam wohl daher, daß Liebe und Hoffnung in den Augen strahlten, auf den Wangen blühten.

In einem Anfall von Gastlichkeit hatte der Kommissionsrat ein Gabelfrühstück bereiten lassen. Mit hämischen, scheelen Blicken betrachtete der alte Manasse den gedeckten Tisch, und da der Kommissionsrat ihn einlud, zuzulangen, las man auf seinem Antlitz jene Antwort Shylocks: „Ja, um Schinken zu riechen, von der Behausung zu essen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeschwor. Ich will mit euch handeln und wandeln, mit euch stehen und gehen, und was dergleichen mehr ist; aber ich will nicht mit euch essen, mit euch trinken, noch mit euch beten!" –

Baron Bensch war weniger gewissenhaft, denn er aß viel mehr Beefsteaks als ziemlich und schwatzte dabei sehr läppisches Zeug, wie es in seiner Art lag.

Der Kommissionsrat verleugnete in der verhängnisvollen

Stunde ganz und gar seine Natur; denn außerdem, daß er rücksichtslos Madera und Portwein einschenkte, ja sogar verriet, daß er hundertjährigen Malaga im Keller habe, machte er auch, nachdem das Frühstück beendet, den Freiern die Art, wie über die Hand seiner Tochter entschieden werden sollte, in einer solchen wohlgesetzten Rede bekannt, wie man es ihm gar nicht hätte zutrauen sollen. Die Freier mußten es sich einprägen, daß nur der Albertinens Besitz errungen, der das Kästchen, worin ihr Bild befindlich, gewählt.

Mit dem Glockenschlage zwölf ging die Türe des Saals auf, und man erblickte in der Mitte desselben einen mit einem reichen Teppich behängten Tisch, auf welchem drei kleine Kästchen standen.

Das eine von gleißendem Gold hatte auf dem Deckel einen Kranz von funkelnden Dukaten, in dessen Mitte die Worte standen:

Wer mich erwählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art!

Das zweite Kästchen war sehr zierlich in Silber gearbeitet. Auf dem Deckel standen zwischen mancherlei Schriftzügen fremder Sprachen die Worte:

Wer mich erwählt, bekömmt viel mehr, als er gehofft!

Das dritte Kästchen, sauber aus Elfenbein geschnitzt, trug die Aufschrift:

Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit!

Albertine nahm Platz auf einem Lehnsessel hinter dem Tisch, ihr zur Seite stellte sich der Kommissionsrat; Manasse und der Goldschmied zogen sich zurück in den Hintergrund des Zimmers.

Als das Los entschieden, daß der Geheime Kanzlei-Sekretär Tusmann zuerst wählen sollte, mußten Bensch und Lehsen abtreten ins Nebenzimmer.

Der Geheime Kanzlei-Sekretär trat bedächtig an den Tisch, betrachtete mit Sorgfalt die Kästchen, las einmal über das andere die Inschriften. Bald fühlte er sich aber durch die schönen ver-

schlungenen Schriftzüge, die auf dem silbernen Kästchen befindlich, unwiderstehlich angezogen. „Gerechter,“ rief er begeistert aus, „welch schöne Schrift, wie angenehm paart sich hier das Arabische mit römischer Fraktur! Und ‚wer mich erwählt, bekömmt viel mehr, als er gehofft‘. – Habe ich denn noch gehofft, daß Demoiselle Albertine Voßwinkel mich mit ihrer werten Hand jemals beglücken werde? Bin ich nicht vielmehr in totale Verzweiflung geraten? – Habe ich mich nicht – im Bassin – Nun! hier ist Trost, hier ist mein Glück! – Kommissionsrat! – Demoiselle Albertine – ich wähle das silberne Kästchen!“ –

Albertine stand auf und reichte dem Geheimen Kanzlei-Sekretär einen kleinen Schlüssel, mit dem er sofort das Kästchen öffnete. Doch wie erschrak er, als er keinesweges Albertinens Bild, wohl aber ein kleines, in Pergament gebundenes Buch vorfand, das, als er es aufschlug, nur leere weiße Blätter enthielt.

Dabei lag ein Zettel mit den Worten:

War dein Treiben auch verkehrt,
Großes Heil dir widerfährt.
Was du findest, ist bewährt,
Ignorantiam macht's gelehrt,
Sapientiam dir's beschert!

„Gerechter,“ stammelte der Geheime Kanzlei-Sekretär, „ein Buch – nein, kein Buch – gebundenes Papier statt des Bildes – alle Hoffnung zerstört. – O geschlagener Geheimer Kanzlei-Sekretär! mit dir ist es aus, rein aus! – fort in den Froschteich!“ –

Tusmann wollte davon, da vertrat ihm aber der Goldschmied den Weg und sprach: „Tusmann, Ihr seid nicht gescheut, kein Schatz kann Euch ersprießlicher sein als der, den Ihr gefunden! Die Verse hätten Euch schon darauf aufmerksam machen sollen. Tut mir den Gefallen und steckt das Buch, das Ihr aus dem Kästchen nahmt, in die Tasche“. – Tusmann tat es.

„Nun,“ fuhr der Goldschmied fort, „nun denkt Euch ein

Buch, das Ihr gern in diesem Augenblick bei Euch tragen möchtet."

„O Gott," sprach der Geheime Kanzlei-Sekretär verdutzt, „o Gott, unbesonnener, unchristlicher Weise warf ich Thomasii kurzen Entwurf der politischen Klugheit in den Froschteich!" –

„Faßt in die Tasche, zieht das Buch hervor," rief der Goldschmied.

Tusmann tat, wie ihm geheißen, und siehe – das Buch war eben kein anderes als Thomasii Entwurf.

„Ha, was ist das," rief der Geheime Kanzlei-Sekretär ganz außer sich, „o Gott, mein lieber Thomasius gerettet vor den feindlichen Rachen schnöder Frösche, die doch nimmermehr daraus Conduite gelernt!"

„Still," unterbrach ihn der Goldschmied, „steckt das Buch wieder in die Tasche." – Tusmann tat es.

„Denkt," fuhr der Goldschmied fort, „denkt Euch jetzt irgend ein seltnes Werk, dem Ihr vielleicht lange vergebens nachgegetrachtet, das Ihr aus keiner Bibliothek erhalten konntet."

„O Gott," sprach der Geheime Kanzlei-Sekretär beinahe wehmütig, „o Gott, da ich nun auch zu meiner Erheiterung bisweilen die Oper zu besuchen gesonnen, wollte ich mich vorher etwas in der edlen Musica feststellen und trachtete bis jetzt vergebens, ein kleines Büchlein zu erhalten, das allegorischerweise die ganze Kunst des Komponisten und Virtuosen darlegt. Ich meine nichts anders als Johannes Beers musikalischen Krieg oder die Beschreibung des Haupttreffens zwischen beiden Heroinen, als der Komposition und Harmonie, wie diese gegeneinander zu Felde gezogen, gescharmutzieret und endlich nach blutigem Treffen wieder verglichen worden." –

„Faßt in die Tasche," rief der Goldschmied, und vor Freude jauchzte der Geheime Kanzlei-Sekretär laut auf, als er das Buch aufschlug, das nun eben wieder Johannes Beers musikalischen Krieg enthielt.

„Seht Ihr wohl," sprach nun der Goldschmied, „mittelst des Buchs, das Ihr in dem Kästchen gefunden, habt Ihr die reichste, vollständigste Bibliothek erlangt, die jemals einer besessen, und die Ihr noch dazu beständig bei Euch tragen könnt. Denn habt Ihr dieses merkwürdige Buch in der Tasche, so wird es, zieht Ihr es hervor, jedesmal das Werk sein, das Ihr eben zu lesen wünscht."

Ohne auf Albertine, ohne auf den Kommissionsrat zu achten, sprang der Geheime Kanzlei-Sekretär schnell in die Ecke des Zimmers, warf sich in einen Lehnsessel, steckte das Buch in die Tasche, zog es wieder hervor, und man sah an dem Entzücken, das in seinen Augen strahlte, wie herrlich eintraf, was der Goldschmied verheißen.

Nun kam die Reihe der Wahl an den Baron Bensch. Er trat hinein, schritt nach seiner läppischen, tölpelhaften Manier geradezu los auf den Tisch, beschaute mit der Lorgnette die Kästchen und murmelte die Inschriften her. Aber bald fesselte ihn ein natürlicher unwiderstehlicher Instinkt an das goldene Kästchen mit den blinkenden Dukaten auf dem Deckel. „Wer mich erwählt, Glück ihm nach seines Sinnes Art — Nun ja, Dukaten, die sind nach meinem Sinn, und Albertine, die ist auch nach meinem Sinn, was ist da lange zu wählen und zu überlegen!" So sprach Bensch, griff nach dem goldenen Kästchen, empfing von Albertinen den Schlüssel, öffnete und fand — eine kleine saubere englische Feile! Dabei lag ein Zettel mit den Versen:

Hast gewonnen, was dein Herz
Wünschen konnt' mit wehem Schmerz.
Alles andre ist nur Scherz,
Immer vor, niemals rückwärts
Geht ein blühendes Kommerz.

„He," rief er erbost, „was tu' ich mit der Feile? — ist die Feile ein Porträt, ist die Feile Albertinens Porträt? Ich nehm' das Kästchen und schenk' es Albertinen als Brautgabe — Kommen Sie, mein Mädchen." —

Damit wollt' er los auf Albertinen, aber der Goldschmied hielt ihn bei den Schultern zurück, indem er sprach: „Halt, mein Herr, das ist wider die Abrede. Sie müssen mit der Feile zufrieden sein und werden es unbezweifelt sein, sobald Sie den Wert, den unschätzbaren Wert des köstlichen Kleinods, das Sie erhalten, erkannt haben, den schon die Verse andeuten. – Haben Sie einen schönen rändigen Dukaten in der Tasche?" –

„Nun ja," erwiderte Bensch verdrießlich, „nun ja, was soll's?"

„Nehmen Sie," fuhr der Goldschmied fort, „einen solchen Dukaten aus der Tasche und feilen Sie den Rand ab." –

Bensch tat es mit einer Geschicklichkeit, die von langer Übung zeugte. Und siehe – noch schöner kam der Rand des Dukatens zum Vorschein, und so ging es mit dem zweiten, dritten Dukaten, je mehr Bensch feilte, desto rändiger wurden sie.

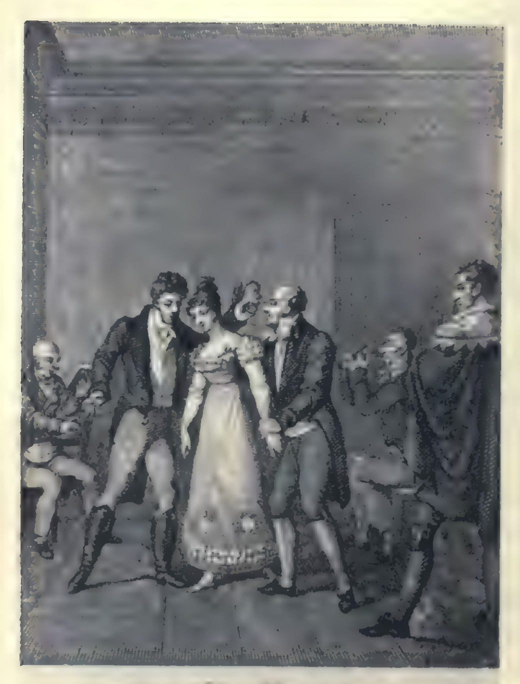
Manasse hatte bis jetzt ruhig alles, was sich begeben, mitangesehen, doch jetzt sprang er mit wildfunkelnden Augen los auf den Neffen und schrie mit hohler entsetzlicher Stimme: „Gott meiner Väter – was ist das – mir her die Feile – mir her die Feile – es ist das Zauberstück, für das ich meine Seele verkauft vor mehr als dreihundert Jahren. – Gott meiner Väter – her mit der Feile."

Damit wollte er die Feile dem Bensch entreißen, der stieß ihn aber zurück und schrie: „Weg von mir, alter Narr, ich habe die Feile gefunden, nicht du" –

Darauf Manasse in voller Wut: „Natter – wurmstichige Frucht meines Stammes, her mit der Feile! – Alle Teufel über dich, verfluchter Dieb!" –

Unter einem Strom hebräischer Schimpfwörter krallte sich Manasse nun fest an den Baron und strengte knirschend und schäumend alle seine Kraft an, ihm die Feile zu entwinden. Bensch verteidigte aber das Kleinod wie die Löwin ihr Junges, bis zuletzt Manasse schwach ward. Da packte der Neffe den lieben





Die Brautwahl.

Onkel mit derben Fäusten, warf ihn zur Türe hinaus, daß ihm die Glieder knackten, kehrte pfeilschnell zurück, schob einen kleinen Tisch in die Ecke des Zimmers dem Geheimen Kanzlei-Sekretär gegenüber, schüttete eine ganze Handvoll Dukaten aus und fing mit Eifer an zu feilen.

„Nun," sprach der Goldschmied, „nun sind wir den entsetzlichen Menschen, den alten Manasse, auf immer los. Man will behaupten, er sei ein zweiter Ahasverus und spuke seit dem Jahre Eintausend fünfhundert und zweiundsiebzig umher. Damals wurde er unter dem Namen des Münzjuden Lippolt wegen teuflischer Zauberei hingerichtet. – Aber der Teufel rettete ihn vom Tode um den Preis seiner unsterblichen Seele. Viele Leute, die sich auf so etwas verstehen, haben ihn hier in Berlin unter verschiedenen Gestalten bemerkt, woher denn die Sage entsteht, daß es noch zur Zeit nicht einen, sondern viele, viele Lippolts gäbe. – Nun! – ich habe ihm, da ich auch einige Erfahrung in geheimnisvollen Dingen besitze, den Garaus gemacht!" –

Es würde dich, sehr geliebter Leser, ungemein langweilen müssen, wenn ich nun noch weitläuftig erzählen wollte, was du, da es sich von selbst versteht, schon längst weißt. Ich meine, daß Edmund Lehsen das elfenbeinerne Kästchen mit der Aufschrift:

„Wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit,"

wählte und darin Albertinens wohlgetroffenes Miniaturbild mit den Versen fand:

Ja du trafst es, lies dein Glück
In der Schönsten Liebesblick.
Was da war, kommt nie zurück,
So will's irdisches Geschick.
Was dein Traum dir schaffen muß,
Lehrt dich der Geliebten Kuß.

Daß ferner Edmund dem Bassanio gleich der Anweisung der letzten Worte folgte und die in glühendem Purpur errötende Geliebte an sein Herz drückte – küßte, und daß der Kommissionsrat ganz vergnügt war und glücklich über den fröhlichen Ausgang der verwickeltsten aller Heirats-Angelegenheiten.

Der Baron Bensch hatte ebenso emsig fortgefeilt als der Geheime Kanzlei-Sekretär fortgelesen. Beide nahmen von dem, was sich eben begeben, nicht eher Notiz, als bis der Kommissionsrat laut verkündete, daß Edmund Lehsen das Kästchen, worin Albertinens Porträt befindlich, gewählt, folglich ihre Hand erhalte. Der Geheime Kanzlei-Sekretär schien darüber außer sich vor Freuden, indem er nach der Art, wie er sein Vergnügen zu äußern pflegte, sich die Hände rieb, zwei, dreimal etwas weniges in die Höhe sprang und eine feine Lache aufschlug. Den Baron Bensch schien die Heirat gar nicht weiter zu interessieren; dafür umarmte er aber den Kommissionsrat, nannte ihn einen vortrefflichen Gentleman, der ihn durch das solide Geschenk der Feile ganz und gar glücklich gemacht habe, und versicherte, daß er in jedem Geschäft auf ihn rechnen könne. Dann entfernte er sich schnell.

Ebenso dankte der Geheime Kanzlei-Sekretär dem Kommissionsrat unter vielen Tränen der innigsten Rührung, daß er ihn durch das seltenste aller Bücher, welches er ihm aus seiner Bibliothek verehrt habe, zum glücklichsten aller Menschen gemacht, und folgte, nachdem er sich noch in galanter Höflichkeit gegen Albertine, Edmund und den alten Goldschmied erschöpft, dem Baron eiligst nach.

Bensch quälte von nun an nicht mehr die literarische Welt mit ästhetischen Mißgeburten, wie er sonst getan, sondern verwandte lieber die Zeit, Dukaten abzufeilen. Tusmann fiel dagegen nicht mehr den Bibliothekaren zur Last, die ihm sonst tagelang alte, längst vergessene Bücher herbeischaffen mußten.

Nach einigen Wochen des Entzückens und der Freude ging in des Kommissionsrats Hause aber schreckliches Herzeleid los. Der Goldschmied hatte nämlich den jungen Edmund dringend ermahnt, seiner Kunst, sich selbst zur Ehre sein gegebenes Wort zu halten und nach Italien zu gehen.

Edmund, so schmerzlich ihm die Trennung von der Geliebten werden mußte, fühlte doch den dringenden Trieb, zu wall-

fahrten nach dem Lande der Kunst, und auch Albertine dachte, während sie die bittersten Tränen vergoß, daran, wie interessant es sein würde, in diesem, jenem Tee Briefe, die sie aus Rom erhalten, aus dem Strickkörbchen hervorzuziehen.

Edmund ist nun schon länger als ein Jahr in Rom, und man will behaupten, daß der Briefwechsel mit Albertinen immer seltener und kälter werde. Wer weiß, ob am Ende einmal gar aus der Heirat der beiden jungen Leute etwas wird. Ledig bleibt Albertine auf keinen Fall, dazu ist sie viel zu hübsch, viel zu reich. Überdies bemerkt man auch, daß der Referendarius Glorin, ein hübscher junger Mann mit schmaler, engeingeschnürter Taille, zwei Westen und auf englische Art geknüpftem Halstuch, die Demoiselle Albertine Voßwinkel, mit der er den Winter hindurch auf den Bällen die angenehmsten Françoisen getanzt, häufig nach dem Tiergarten führt, und daß der Kommissionsrat dem Pärchen nachtrippelt mit der Miene des zufriedenen Vaters. Zudem hat der Referendarius Glorin schon das zweite Examen bei dem Kammergericht gemacht und ist nach der Aussage der Examinatoren, die ihn in der frühsten Morgenstunde sattsam gequält, oder wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn gefühlt haben, welches weh tut, vorzüglich wenn der Zahn hohl, vortrefflich bestanden. Eben aus diesem Examen soll sich denn auch ergeben haben, daß der Referendarius offenbar Heiratsgedanken im Kopfe hat, da er in der Lehre von gewagten Geschäften ganz vorzüglich bewandert.

Vielleicht heiratet Albertine gar den artigen Referendarius, wenn er einen guten Posten erschwungen. – Nun! man muß abwarten, was geschieht! –

„Das ist,“ sprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, „das ist ein wunderlich tolles Ding, was du da aufgeschrieben hast. Mir will deine sogenannte Geschichte mit den unwahrscheinlichen Abenteuern vorkommen wie eine aus allerlei bunten Steinen willkürlich zusammengefügte Mosaik, die das Auge verwirrt, so daß

es keine bestimmte Figur zu erfassen vermag." „Was mich betrifft," nahm Theodor das Wort, „so leugne ich nicht, daß ich manches in Lothars Erzählung ergötzlich genug finde, und es ist sogar möglich, daß das Ganze hätte ziemlich gut geraten können, wenn Lothar nicht unvorsichtigerweise den Hafftitz las. Die beiden spukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldschmied und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die ‚Brautwahl', es half nichts, und nun erscheinen die beiden unglückseligen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weise einwirken in die Handlung. Es ist gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, sonst würdest du schlecht wegkommen vor dem strengen Richterstuhl der Kritik."

„Könnte," sprach Lothar nach seiner skurrilen Art lächelnd, „könnte meine angenehme Geschichte von den seltsamen Drangsalen des Geheimen Kanzlei-Sekretärs Tusmann nicht wenigstens einen Berliner Almanach zieren? Ich würde nicht unterlassen, die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen und mir so den Beifall wenigstens des literarisch-ästhetischen Theaterpublikums erwerben.*) Doch nun im Ernste gesprochen, Leute! Habt ihr nicht, während ich las, manchmal recht herzlich gelacht, und sollte das nicht die Strenge eurer Kritik beugen? — Vergleichst du, Ottmar, meine Geschichte mit einer bunten willkürlich zusammengefügten Mosaik, so sei wenigstens nachgiebig genug, dem Dinge, das du wunderlich toll nennst, eine kaleidoskopische Natur einzuräumen, nach welcher die heterogensten Stoffe, willkürlich durcheinander geschüttelt, doch zuletzt artige Fi-

---

*) Diese Äußerung Lothars zeigt, was er schon damals im Sinne trug. Seine Erzählung, die Brautwahl, erschien nämlich in der Tat abgedruckt in dem Berliner Taschenbuch für das Jahr 1820, und es sind wirklich celebre Namen aus der Berliner Kunstwelt genannt und manche Lokalitäten hinzugefügt. Wie gerecht aber der Tadel der Freunde, beweiset der Umstand, daß die Redaktion jenes Taschenbuchs den Verfasser dringend bat, sich künftig doch im Gebiet der Möglichkeit zu halten. D. H. [Hoffmann.]

guren bilden. Wenigstens für artig sollt ihr nämlich manche Figur in meiner ‚Brautwahl' erkennen, und an die Spitze dieser artigen Personen stelle ich den liebenswürdigen Baron Bensch, der durchaus der Familie des Münzjuden Lippolt entsprossen sein muß. – Doch schon viel zu viel von meinem Machwerk, das euch nur als ein bizarrer Scherz für den Augenblick aufregen sollte. Übrigens gewahrt ihr, daß ich meinem Hange, das Märchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen, wiederum treulich gefolgt bin."

„Und diesen Hang", begann Theodor, „nehme ich gar sehr in Schutz. Sonst war es üblich, ja Regel, alles, was nur Märchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Märchen der Dschehezerade zum Muster zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, schuf man sich eine Welt, die haltlos in den Lüften schwebte und vor unsern Augen verschwamm. Deshalb gerieten aber jene Märchen meistens frostig, gleichgültig und vermochten nicht den innern Geist zu entzünden und die Fantasie aufzuregen. Ich meine, daß die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt sein müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag. Befindet er sich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein und sei eigentlich der wunderbar herrlichste Teil desselben. Es ist ihm der schöne prächtige Blumengarten vor dem Tore, in dem er zu seinem hohen Ergötzen lustwandeln kann, hat er sich nur entschlossen, die düstern Mauern der Stadt zu verlassen."

„Vergiß," sprach Ottmar, „vergiß aber nicht, Freund Theodor! daß mancher gar nicht die Leiter besteigen mag, weil das Klettern einem verständigen gesetzten Manne nicht ziemt, mancher schon auf der dritten Sprosse schwindlicht wird, mancher aber auch wohl die auf der breiten Straße des Lebens befestigte Leiter, bei der er täglich, ja stündlich vorübergeht, gar nicht bemerkt! – Was

aber die Märchen der Tausendundeinen Nacht betrifft, so ist es seltsam genug, daß die mehrsten Nachahmer gerade das übersehen, was ihnen Leben und Wahrheit gibt, und was eben auf Lothars Prinzip hinausläuft. All die Schuster, Schneider, Lastträger, Derwische, Kaufleute rc., wie sie in jenen Märchen vorkommen, sind Gestalten, wie man sie täglich auf den Straßen sah, und da nun das eigentliche Leben nicht von Zeit und Sitte abhängt, sondern in der tieferen Bedingung ewig dasselbe bleibt und bleiben muß, so kommt es, daß wir glauben, jene Leute, denen sich mitten in der Alltäglichkeit der wunderbarste Zauber erschloß, wandelten noch unter uns. So groß ist die Macht der Darstellung in jenem ewigen Buch." –

Der Abend wurde kühler und kühler. Des kaum genesenen Theodors halber fanden es daher die Freunde geraten, in den Gartensaal zu treten und statt jedes starken nervenreizenden Getränks in aller Demut und Milde Tee zu genießen.

Als die Teemaschine auf dem Tische stand und wie gewöhnlich ihr Liedchen zischte und summte, sprach Ottmar: „Wahrhaftig, keinen bessern Anlaß hätte ich finden können, euch eine Erzählung vorzulesen, die ich schon vor langer Zeit aufschrieb, und die gerade mit einem Tee beginnt. Zum voraus bemerke ich, daß sie in Cyprians Manier abgefaßt ist."

Ottmar las:

Der unheimliche Gast

Der Sturm brauste durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die schwarzen Wolken vor sich her, die zischende, prasselnde Ströme von Regen und Hagel hinabschleuderten.

„Wir werden," sprach, als die Wanduhr sieben schlug, die Obristin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, „wir wer-

den heute allein bleiben, das böse Wetter verscheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte." In dem Augenblick trat der Rittmeister Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch seinen geistreichen unerschöpflichen Humor den Zirkel belebte, der sich jeden Donnerstag im Hause des Obristen zu versammeln pflegte, und so war, wie Angelika bemerkte, ein einheimischer Kreis beisammen, der die größere Gesellschaft gern vermissen ließ. – Es war kalt im Saal, die Obristin ließ Feuer im Kamin anschüren und den Teetisch hinanrücken: „Euch beiden Männern," sprach sie nun, „euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuten, daß ihr vorlieb nehmen sollt mit unserm nüchternen, weichlichen Tee, darum soll euch Mademoiselle Marguerite das gute nordische Getränk bereiten, das allem bösen Wetter widersteht."

Marguerite, Französin, der Sprache, anderer weiblicher Kunstfertigkeiten halber Gesellschafterin des Fräuleins Angelika, dem sie an Jahren kaum überlegen, erschien und tat, wie ihr geheißen.

Der Punsch dampfte, das Feuer knisterte im Kamin, man setzte sich enge beisammen an den kleinen Tisch. Da fröstelten und schauerten alle, und so munter und laut man erst im Saal auf und nieder gehend gesprochen, entstand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgestört hatte, recht vernehmbar pfiffen und heulten.

„Es ist," fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, „es ist nun einmal ausgemacht, daß Herbst, Sturmwind, Kaminfeuer und Punsch ganz eigentlich zusammengehören, um die heimlichsten Schauer in unserm Innern aufzuregen." „Die aber gar angenehm sind," fiel ihm Angelika in die Rede. „Ich meinesteils kenne keine hübschere Empfindung als das leise Frösteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der

Himmel weiß wie, mit offnen Augen einen jähen Blick in die seltsamste Traumwelt hineinwirft." „Ganz recht," fuhr Dagobert fort, „ganz recht. Dieses angenehme Frösteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig stille. Wohl uns, daß das vorüber ist, und daß wir so bald aus der Traumwelt zurückgekehrt sind in die schöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet!" Damit stand er auf und leerte, sich anmutig gegen die Obristin verneigend, das vor ihm stehende Glas. „Ei," sprach nun Moritz, „ei, wenn du, so wie das Fräulein, so wie ich selbst, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumerischen Zustandes empfindest, warum nicht gerne darin verweilen?" — „Erlaube," nahm Dagobert das Wort, „erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener Träumerei, in welcher der Geist sich in wunderlichem, wirrem Spiel selbst erlustigt, gar nicht die Rede ist. Die echten Sturmwind-, Kamin- und Punschschauer sind nichts anders als der erste Anfall jenes unbegreiflichen geheimnisvollen Zustandes, der tief in der menschlichen Natur begründet ist, gegen den der Geist sich vergebens auflehnt, und vor dem man sich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Gespensterfurcht. Wir wissen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeister nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei bösem Unwetter der dunklen Heimat entsteigt und seine irre Wanderung beginnt; billig ist's daher, daß wir zu solcher Zeit irgend eines grauenhaften Besuchs gewärtig sind." „Sie scherzen," sprach die Obristin, „Sie scherzen, Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das kindische Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unserer Natur begründet sein sollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmärchen und tollen Spukgeschichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unsere Wärterinnen überschütteten."

„Nein," rief Dagobert lebhaft, „nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geschichten, die uns als Kinder doch die allerliebsten

waren, so tief und ewig in unserer Seele widerhallen, wenn nicht die widertönenden Saiten in unserm eignen Innern lägen. Nicht wegzuleugnen ist die geheimnisvolle Geisterwelt, die uns umgibt, und die oft in seltsamen Klängen, ja in wunderbaren Visionen sich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entsetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdischen Organismus. Es ist das Weh des eingekerkerten Geistes, das sich darin ausspricht." „Sie sind", sprach die Obristin, „ein Geisterseher wie alle Menschen von reger Fantasie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geisterwelt erlaubt sei, in vernehmbaren Tönen, ja in Visionen sich uns zu offenbaren, so sehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vasallen jenes geheimnisvollen Reichs so feindselig uns gegenüber gestellt haben sollte, daß sie nur Grauen, zerstörendes Entsetzen über uns zu bringen vermögen." „Vielleicht," fuhr Dagobert fort, „vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einklange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entsetzen uns verstörte, eben weil es in dem tiefsten Frieden, in der seligsten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich sprach von seltsamen Geisterstimmen, aber wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Ursprung wir genau anzugeben wissen, uns wie der schneidendste Jammer tönen und unsere Brust mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen? — Der merkwürdigste jener Naturtöne ist die Luftmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in seinen ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft' gedenkt. Diese Naturstimme läßt sich in stillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menschenstimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherschwebend, bald ganz in der Nähe schallend, vernehmen. Sie äußert eine solche tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüt, daß die ruhigsten, verstän-

digsten Beobachter sich eben des tiefsten Entsetzens nicht erwehren können." „So ist es," unterbrach hier Moritz den Freund, „so ist es in der Tat. Nie war ich auf Ceylon noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entsetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung, wie sie Dagobert beschrieben." „So wirst du", erwiderte Dagobert, „mich recht erfreuen und am besten die Frau Obristin überzeugen, wenn du erzählst, wie sich alles begeben."

„Sie wissen," begann Moritz, „daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen focht. Mit einer Abteilung spanischer und englischer Kavallerie biwakierte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war, von dem Marsch am gestrigen Tage bis zum Tode ermüdet, fest eingeschlafen, da weckte mich ein schneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß sich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, dessen Todesseufzer ich vernommen, doch schnarchten die Kameraden um mich her, und nichts ließ sich weiter hören. Die ersten Strahlen des Frührots brachen durch die dicke Finsternis, ich stand auf und schritt über die Schläfer wegsteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine stille Nacht, nur leise, leise fing sich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu schütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als schwängen sich die Geister der Erschlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entsetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Brust erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloses Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menschlicher Kehle ertönen gehört, gegen diesen herzzerschneidenden Laut! Die Kameraden rappelten sich nun auf aus dem Schlafe. Zum drittenmal erfüllte stärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erstarrten im tiefsten Entsetzen, selbst die Pferde wurden unruhig und schnaubten und stampften. Mehrere von den Spaniern sanken

auf die Knie nieder und beteten laut. Ein englischer Offizier versicherte, daß er dies Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge und elektrischen Ursprungs sei, schon öfters in südlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrscheinlich die Witterung sich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geisterstimmen überirdischer Wesen, die das Ungeheure verkündeten, das sich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben bestätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all ihren Schrecken daherdonnerte."

„Dürfen wir," sprach Dagobert, „dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klagetöne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwinds, das Geprassel des herabstürzenden Hagels, das Achzen und Krächzen der Windfahnen nicht ebensogut wie jener Ton mit tiefem Grausen erfüllen? – Ei! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Musik, die hundert abscheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur was weniges auf das gespenstische Liedlein, das eben jetzt die Teemaschine zu singen beginnt!"

„O herrlich!" rief die Obristin, „o überaus herrlich! – Sogar in die Teemaschine bannt unser Dagobert Gespenster, die sich uns in grausigen Klagelauten offenbaren sollen!" „Ganz unrecht," nahm Angelika das Wort, „ganz unrecht, liebe Mutter, hat unser Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Zischen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Teemaschine so tiefklagend absingt, ist mir so unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöschen will, damit es schnell ende."

Angelika stand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte sich schnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den seelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen.

In demselben Augenblicke zitterte Marguerite, wie berührt

von einem elektrischen Schlag, heftig zusammen und ließ das Glas Punsch, das sie soeben eingeschenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tausend Stücke zerklirrte. Laut schluchzend warf sie sich der Obristin zu Füßen, nannte sich ein dummes ungeschicktes Ding und bat sie, zu vergönnen, daß sie sich in ihr Zimmer entferne. Alles, was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet sie es keinesweges ganz verstanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angst hier am Kamin sei unbeschreiblich, sie fühle sich krank, sie wolle sich ins Bett legen. — Und dabei küßte sie der Obristin die Hände und benetzte sie mit den heißen Tränen, die ihr aus den Augen stürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Notwendigkeit, der Sache einen andern Schwung zu geben. Auch er stürzte plötzlich der Obristin zu Füßen und flehte mit der weinerlichsten Stimme, die ihm nur zu Gebote stand, um Gnade für die Verbrecherin, die sich unterfangen, das köstlichste Getränk zu verschütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genetzt und sein frostiges Herz erwärmt. Was den Punschfleck auf dem gebohnten Fußboden betreffe, so schwöre er, morgenden Tages sich Wachsbürsten unter die Füße zu schrauben und in den göttlichsten Touren, die jemals in eines Hoftanzmeisters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutschen.

Die Obristin, die erst sehr finster Marguerite angeblickt, erheiterte sich bei Dagoberts klugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und sprach: „Steht auf und trocknet eure Tränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem strengen Richterstuhl! — Du, Marguerite, hast es allein deinem geschickten Anwalt und seiner heroischen Aufopferung rücksichts des Punschflecks zu verdanken, daß ich dein ungeheures Verbrechen nicht schwer ahnde. Aber ganz erlassen kann ich dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß du, ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibest, unsern Gästen fleißiger als bisher Punsch einschenkest,

vor allen Dingen aber deinem Retter zum Zeichen der innigsten Dankbarkeit einen Kuß gibst!"

„So bleibt die Tugend nicht unbelohnt," rief Dagobert mit komischem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. „Glauben Sie," sprach er dann, „glauben Sie nur, Holde! daß es noch auf der Erde heroische Juriskonsulten gibt, die sich rücksichtslos aufopfern für Unschuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unserer strengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urteil, von dem keine Appellation möglich." Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen und führte sie sehr feierlich auf den Platz zurück, den sie vorher eingenommen. Marguerite, über und über rot, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Tränen in den Augen standen. „Alberne Törin," rief sie auf französisch, „alberne Törin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles tun, was die Frau Obristin befiehlt? Ich werde ruhig sein, ich werde Punsch einschenken und von Gespenstern sprechen hören, ohne mich zu fürchten." „Bravo," nahm Dagobert das Wort, „bravo, englisches Kind, mein Heroismus hat dich begeistert und mich die Süßigkeit deiner holden Lippen! — Meine Fantasie ist neu beschwingt, und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichste aus dem regno di pianto aufzutischen zu unserer Ergötzlichkeit." „Ich dächte," sprach die Obristin, „ich dächte, wir schwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge." „Bitte," fiel ihr Angelika ins Wort, „bitte, liebe Mutter, lassen Sie unsern Freund Dagobert gewähren. Gestehen will ich's nur, daß ich recht kindisch bin, daß ich nichts lieber hören mag als hübsche Spukgeschichten, die so recht durch alle Glieder frösteln." „O wie mich das freut," rief Dagobert, „o wie mich das freut! Nichts ist liebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn sie recht graulich sind, und ich möchte um alles in der Welt keine Frau heiraten, die sich nicht vor Gespenstern recht tüchtig ängstigt." „Du behauptetest," sprach Moritz, „du behauptetest, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man sich vor jedem träumerischen Schauer als dem ersten Anfall der

8*

Gespensterfurcht wohl hüten müsse, und bist uns die nähere Erklärung weshalb? noch schuldig." „Es bleibt," erwiderte Dagobert, „sind nur die Umstände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumerischen Schauern, die der erste Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangst, haarsträubendes Entsetzen, und so scheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu sein, mit der uns die unheimliche Geisterwelt bestrickt. Wir sprachen erst von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unsere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber seltsamere Laute, deren Ursache uns durchaus unerforschlich ist, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beschwichtigende Gedanken, daß irgend ein verstecktes Tier, die Zugluft oder sonst etwas jenen Ton auf ganz natürliche Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das kleinste Geräusch, was in abgemessenen Pausen wiederkehrt, allen Schlaf verjagt und die innerliche Angst steigert und steigert bis zur Verstörtheit aller Sinne. – Vor einiger Zeit stieg ich auf der Reise in einem Gasthof ab, dessen Wirt mir ein hohes freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenster, so daß ich alle Möbeln, auch den kleinsten Gegenstand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiele in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! – In abgemessenen Pausen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der sich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und schnupperte winselnd und ächzend im Zimmer umher und kratzte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisströme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erst laut, sprang dann aus dem Bette und schritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfe dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Übermannt von dem

tiefsten Entsetzen taumelte ich nach dem Bett und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemessenen Pausen zurückkehrende Ton, leiser und immer leiser hallend, in den Lüften verschwebe. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erst am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte sich dicht an mich geschmiegt und sprang erst, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette, lustig blaffend, als sei auch ihm jetzt erst alle Angst entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Ursache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben sein könne, und ich erzählte dem Wirt mein nächtiges Abenteuer, dessen Grausen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, schloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe unrecht getan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirt erblaßte und bat mich um des Himmels willen, doch niemanden mitzuteilen, was sich in jenem Zimmer begeben, da er sonst Gefahr laufe, seine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reisende, erzählte er, hätten schon vormals über jenen Ton, den sie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das genaueste untersucht, ja selbst die Dielen in diesem Zimmer und den anstoßenden Zimmern aufreißen lassen, sowie in der Nachbarschaft emsig nachgeforscht, ohne auch im mindesten der Ursache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon seit beinahe Jahresfrist sei es still geblieben, und er habe geglaubt, von dem bösen Spuk befreit zu sein, der nun, wie er zu seinem großen Schrecken vernehmen müsse, sein unheimliches Wesen aufs neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgend einen Gast in jenem verrufenen Zimmer beherbergen." –

„Ach," sprach Angelika, indem sie sich wie im Fieberfrost schüttelte, „das ist schauerlich, das ist sehr schauerlich, nein, ich wäre gestorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft ist es mir aber schon geschehen, daß ich, aus dem Schlaf plötzlich erwachend, eine unbeschreibliche innere Angst empfand, als habe ich irgend etwas Entsetzliches erfahren. Und doch hatte ich auch nicht die leiseste

Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung irgend eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtlosen todähnlichen Zustande."

„Diese Erscheinung kenne ich wohl," fuhr Dagobert fort. „Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder psychischer Einflüsse, denen wir uns willkürlos hingeben müssen. So wie die Somnambule sich durchaus nicht ihres somnambulen Zustandes erinnert und dessen, was sich in demselben mit ihr begeben, so kann vielleicht jene grauenhafte Angst, deren Ursache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgend eines gewaltigen Zaubers sein, der uns uns selbst entrückte."

„Ich erinnere mich", sprach Angelika, „noch sehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her sein, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem solchen Zustande erwachte, dessen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu besinnen, der mich so entsetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen schrecklichen Traum diesem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf seinen Inhalt besinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich." „Dieses wunderbare psychische Phänomen", erwiderte Dagobert, „hängt genau mit dem magnetischen Prinzip zusammen." „Immer ärger," rief die Obristin, „immer ärger wird es mit unserm Gespräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich ist. Ich fordere Sie auf, Moritz, sogleich etwas recht Lustiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spukgeschichten einmal ende."

„Wie gern," sprach Moritz, „wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obristin, fügen, wenn es mir erlaubt ist, nur noch einer einzigen schauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir schon lange auf den Lippen schwebt. Sie erfüllt in diesem Augenblick mein Inneres so ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen sein würde, von andern heitern Dingen zu sprechen."

„So entladen Sie sich denn", erwiderte die Obristin, „alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der Tat recht gern irgend ein Gefecht noch einmal mit euch durchkämpfen oder mit verliebtem Enthusiasmus von schönen Pferden sprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das spukhafte Zeug versetzt, wie ich nicht leugnen mag."

„In dem letzten Feldzuge", begann Moritz, „machte ich die Bekanntschaft eines russischen Obristleutnants, Liefländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenüberstanden, sehr bald zur engsten Freundschaft wurde. Bogislav, so war der Obristleutnant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenschaften, um sich überall die höchste Achtung, die innigste Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Gestalt, geistreichem, männlich schönem Antlitz, seltner Ausbildung, die Gutmütigkeit selbst und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flasche sehr heiter sein, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entsetzliches, das ihm begegnet sein mußte und das die Spuren des tiefsten Grams auf seinem Gesicht zurückgelassen hatte. Er wurde dann still, verließ die Gesellschaft und streifte einsam umher. Im Felde pflegte er nachts rastlos von Vorposten zu Vorposten zu reiten, nur nach der erschöpfendsten Anstrengung überließ er sich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Not sich der drohendsten Gefahr aussetzte und den Tod in der Schlacht zu suchen schien, der ihn floh, da im härtsten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwertstreich traf, so war es wohl gewiß, daß irgend ein unersetzlicher Verlust, ja wohl gar eine rasche Tat sein Leben verstört hatte.

Wir nahmen auf französischem Gebiet ein befestigtes Schloß mit Sturm und harrten dort ein paar Tage, um den erschöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen sich Bo-

gislav einquartiert hatte, lagen nur ein paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leises Pochen an meine Stubentüre. Ich forschte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, stand auf und öffnete. Da stand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entstellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern — keines Wortes mächtig! — ‚Um des Himmels willen — was ist geschehen — was ist dir, mein teuerster Bogislav!‘ So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnstuhl, schenkte ihm zwei — drei — Gläser von dem starken Wein ein, der gerade auf dem Tische stand, hielt seine Hand in der meinigen fest, sprach tröstende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Ursache seines entsetzlichen Zustandes zu wissen.

Bogislav erholte sich nach und nach, seufzte tief auf und begann mit leiser, hohler Stimme: ‚Nein! — Nein! — Ich werde wahnsinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich sehnend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Moritz, vertraue ich mein entsetzliches Geheimnis. — Ich sagte dir schon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort sah ich die Tochter eines der angesehensten Häuser und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab sich mir ganz hin, und von den Eltern begünstigt, wurde der Bund geschlossen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeitstag bestimmt, da erschien ein sizilianischer Graf und drängte sich zwischen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich stellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir schlugen uns, ich stieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand sie in Tränen gebadet, sie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, stieß mich von sich mit allen Zeichen des Abscheus, schrie auf in trostlosem Jammer, sank ohnmächtig nieder, wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte! — Wer schildert mein Entsetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte sie den Bewerbungen des Grafen Gehör ge-

geben. Der Vater versteckte mich in seinem Palast und sorgte mit großmütigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlassen konnte. Von allen Furien gepeitscht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furchtbares Geheimnis ist es, das mein Leben verstört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entsetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es ist die Stimme des getöteten Grafen, die mein Innerstes mit dem tiefsten Grausen durchbebt. Durch den stärksten Kanonendonner, durch das prasselnde Musketenfeuer der Bataillone vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wut, alle Verzweiflung des Wahnsinns erwacht in meinem Busen! — Eben in dieser Nacht' — Bogislav hielt inne, und mich wie ihn faßte das Entsetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzerschneidender Jammerton ließ sich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe sich jemand ächzend und stöhnend mühsam vom Boden empor und nahe sich schweren, unsichern Trittes. Da erhob sich Bogislav, plötzlich von aller Kraft beseelt, vom Lehnstuhl und rief, wilde Glut in den Augen, mit donnernder Stimme: ‚Erscheine mir, Verruchter! wenn du es vermagst — ich nehm' es auf mit dir und mit allen Geistern der Hölle, die dir zu Gebote stehn.' — Nun geschah ein gewaltiger Schlag." —

In dem Augenblick sprang die Türe des Saals auf mit dröhnendem Gerassel.

— Sowie Ottmar diese Worte las, sprang auch die Türe des Gartensaals wirklich dröhnend auf, und die Freunde erblickten eine dunkle verhüllte Gestalt, die sich langsam mit unhörbaren Geisterschritten nahte. Alle starrten etwas entsetzt hin, jedem stockte der Atem.

„Ist es recht," schrie endlich Lothar, als der volle Schein der Lichter der Gestalt ins Gesicht fiel und den Freund Cyprianus

erkennen ließ, „ist es recht, ehrbare Leute foppen zu wollen mit schnöder Geisterspielerei? – Doch ich weiß es, Cyprian, du begnügst dich nicht, mit Geistern und allerlei seltsamen Visionen und tollem Spuk zu hantieren, du möchtest selbst gern manchmal ein Spuk, ein Gespenst sein. Aber sage, wo kamst du so plötzlich her, wie hast du uns hier auffinden können?" „Ja! das sage, das sage!" wiederholten Ottmar und Lothar.

„Ich komme", begann Cyprian, „heute von meiner Reise zurück, ich laufe zu Theodor, zu Lothar, zu Ottmar, keinen treffe ich an! In vollem Unmut renne ich heraus ins Freie, und der Zufall will, daß ich, nach der Stadt zurückkehrend, den Weg einschlage, der bei dem Gartenhause dicht vorbeiführt. Es ist mir, als höre ich eine wohlbekannte Stimme, ich gucke durchs Fenster und erblicke meine würdigen Serapions-Brüder und höre meinen Ottmar den ‚unheimlichen Gast' vorlesen."

„Wie," unterbrach Ottmar den Freund, „wie, du kennst schon meine Geschichte?"

„Du vergissest," fuhr Cyprian fort, „daß du die Ingredienzien zu dieser Erzählung von mir selbst empfingest. Ich bin es, der dich mit der Teufelsstimme, mit der Luftmusik bekannt machte, der dir sogar die Idee der Erscheinung des unheimlichen Gastes gab, und ich bin begierig, wie du mein Thema ausgeführt hast. Übrigens werdet ihr finden, daß, als Ottmar die Türe des Saals aufspringen ließ, ich notwendig ein Gleiches tun und euch erscheinen mußte."

„Doch," nahm Theodor das Wort, „doch gewiß nicht als unheimlicher Gast sondern als treuer Serapions-Bruder, der, unerachtet er mich, wie ich gern gestehen will, nicht wenig erschreckt hat, mir tausendmal willkommen sein soll."

„Und wenn", sprach Lothar, „er durchaus heute ein Geist sein will, so soll er wenigstens nicht zu den unruhigen Geistern gehören, sondern sich niederlassen, Tee trinkend, ohne zu sehr mit der Tasse zu klappern, dem Freunde Ottmar zuhorchen, auf dessen

Geschichte ich um so begieriger bin, da er diesmal ein ihm gegebenes fremdes Thema bearbeitet hat."

Auf Theodor, der von seiner Krankheit her noch sehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der Tat mehr gewirkt als dienlich. Er war totenbleich, und man gewahrte, daß er sich einige Gewalt antun mußte, um heiter zu scheinen.

Cyprian bemerkte dies und war nun über das, was er begonnen, nicht wenig betreten. „In der Tat," sprach er, „ich dachte nicht daran, daß mein teurer Freund kaum von einer bösen Krankheit erstanden. Ich handelte gegen meinen eignen Grundsatz, welcher total verbietet, dergleichen Scherz zu treiben, da es sich oft schon begeben, daß der fürchterliche Ernst der Geisterwelt eingriff in diesen Scherz und das Entsetzliche gebar. Ich erinnere mich zum Beispiel" –

„Halt, halt," rief Lothar, „ich leide durchaus keine längere Unterbrechung. Cyprian steht im Begriff, uns nach seiner gewöhnlichen Weise zu entführen in seinen einheimischen schwarzen Zauberwald. Ich bitte dich, Ottmar, fahre fort."

Ottmar las weiter:

Hinein trat ein Mann von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernsten, festen Blickes. Er nahte sich mit dem edelsten Anstande der vornehmen Welt der Obristin und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er, früher geladen, so spät komme, ein Besuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu seinem Verdruß aufgehalten. – Die Obristin, nicht fähig, sich von dem jähen Schreck zu erholen, stammelte einige unvernehmliche Worte, die ungefähr andeuten sollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben der Obristin, Angelika gegenüber, hin, setzte sich, ließ seinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müsse er sich entschuldigen, einmal, daß er in so später Stunde, und dann, daß er mit

so vielem Ungestüm eingetreten sei. Nicht seine Schuld sei aber auch das letzte, da nicht er sondern der Diener, den er auf dem Vorsaal getroffen, die Türe so heftig aufgestoßen. Die Obristin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem sie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen sie bei sich zu sehen das Vergnügen habe. Der Fremde schien die Frage zu überhören, auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Wesen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte und immerfort kichernd auf französisch erzählte, daß man sich eben in den schönsten Spukgeschichten erlustigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeisters eben ein böses Gespenst erscheinen sollen, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obristin, das Unschickliche fühlend, den Fremden, der sich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von seiner Gegenwart beängstigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anstand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geschwätz ein Ende, indem er sich zur Obristin, dann zu den übrigen wendend, von irgend einer gleichgültigen Begebenheit zu sprechen begann, die sich gerade am Orte zugetragen. Die Obristin antwortete, Dagobert versuchte sich ins Gespräch zu mischen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühsam fortschlich. Und dazwischen trillerte Marguerite einzelne Couplets französischer Chansons und figurierte, als besönne sie sich auf die neuesten Touren einer Gavotte, während die andern sich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte seine Brust beengt, jeden drückte wie eine Gewitterschwüle die Gegenwart des Fremden, jedem erstarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todbleiche Antlitz des unheimlichen Gastes schaute. Und doch hatte dieser in Ton und Gebärde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte sein ganzes Betragen den vielerfahrnen, gebildeten Weltmann. Der fremde scharfe Akzent, mit dem er Deutsch und Französisch sprach, ließ mit Recht schließen, daß er weder ein Deutscher noch ein Franzose sein konnte.

Aufatmete die Obristin, als endlich Reuter vor dem Hause hielten und die Stimme des Obristen sich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obrist in den Saal. Sowie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: „Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Graf! – Auf das Herzlichste willkommen.“ Dann sich zur Obristin wendend: „Graf S–i, ein teurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb und im Süden wiederfand.“

Die Obristin, der nun erst alle Bangigkeit entnommen, versicherte dem Grafen mit anmutigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlassen, sie auf seinen Besuch vorzubereiten, habe er es beizumessen, wenn er vielleicht etwas seltsam und gar nicht auf die Weise, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden. Dann erzählte sie dem Obristen, wie den ganzen Abend über von nichts anderm als von Spukereien und unheimlichem Wesen die Rede gewesen sei, wie Moritz eine schauerliche Geschichte erzählt, die ihm und einem seiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moritz gesprochen: ‚Nun geschah ein entsetzlicher Schlag‘, die Türe des Saals aufgesprungen und der Graf eingetreten sei.

„Allerliebst!“ rief der Obrist laut lachend, „allerliebst, man hat Sie, lieber Graf, für ein Gespenst gehalten! In der Tat, mir scheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Gesicht trüge, als wenn der Rittmeister sich noch nicht ganz von den Schauern seiner Geschichte erholen könnte, ja, als wenn sogar Dagobert seine Munterkeit verloren. Sagen Sie, Graf! ist es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen schnöden Revenant zu nehmen?“

„Sollte ich,“ erwiderte der Graf mit seltsamem Blick, „sollte ich vielleicht etwas Gespenstisches an mir tragen? – Man spricht ja jetzt viel von Menschen, die auf andere vermöge eines besondern psychischen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zumute werden soll. Vielleicht bin ich gar solchen Zaubers mächtig.“

„Sie scherzen, lieber Graf," nahm die Obristin das Wort, „aber wahr ist es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderlichsten Geheimnisse."

„So wie," erwiderte der Graf, „so wie man überhaupt wieder an Ammenmärchen und wunderlichen Einbildungen kränkelt. Ein jeder hüte sich vor dieser sonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeister bei dem spannendsten Punkt seiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von seinen Zuhörern den Schluß — die Auflösung gern missen würde, fortzufahren."

Dem Rittmeister war der fremde Graf nicht nur unheimlich, sondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in seinen Worten, zumal da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiderte mit flammendem Blick und scharfem Ton, daß er befürchten müsse, durch sein Ammenmärchen die Heiterkeit, die der Graf in den düster gestimmten Zirkel gebracht, zu verstören, er wolle daher lieber schweigen.

Der Graf schien nicht sonderlich des Rittmeisters Worte zu beachten. Mit der goldenen Dose, die er zur Hand genommen, spielend, wandte er sich an den Obristen mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborne Französin sei?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obrist trat an sie heran und fragte halblaut, ob sie wahnsinnig geworden? Marguerite schlich erschrocken an den Teetisch und setzte sich still hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weise von diesem, jenem, was sich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz stand da, über und über rot, mit blitzenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika schien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die sie begonnen, sie schlug kein Auge auf! — Man schied in vollem Mißmut auseinander.

„Du bist ein glücklicher Mensch," rief Dagobert, als er sich mit Moritz allein befand, „zweifle nicht länger, daß Angelika

dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erschaut, daß sie ganz und gar in Liebe ist zu dir. Aber der Teufel ist immer geschäftig und säet sein giftiges Unkraut unter den schön blühenden Weizen. Marguerite ist entbrannt in toller Leidenschaft. Sie liebt dich mit allem wütenden Schmerz, wie er nur ein brünstiges Gemüt zerreißen kann. Ihr heutiges wahnsinniges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der rasendsten Eifersucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als du es ihr reichtest, als du ihre Hand küßtest, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran bist du schuld. Du bemühtest dich sonst mit aller möglichen Galanterie um die bildhübsche Französin. Ich weiß, daß du immer nur Angelika meintest, daß alle Huldigungen, die du an Margueriten verschwendetest, nur ihr galten, aber die falsch gerichteten Blitze trafen und zündeten. – Nun ist das Unheil da, und ich weiß in der Tat nicht, wie das Ding enden soll ohne schrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr!" –

„Geh doch nur," erwiderte der Rittmeister, „geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich – ach! woran ich wohl noch zweifle – so bin ich glücklich und selig und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mitsamt ihrer Tollheit! Aber eine andere Furcht ist in mein Gemüt gekommen! Dieser fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düstres Geheimnis eintrat, der uns alle verstörte, scheint er nicht sich recht feindlich zwischen uns zu stellen? – Es ist mir, als träte aus dem tiefsten Hintergrunde eine Erinnerung – fast möcht' ich sagen – ein Traum hervor, der mir diesen Grafen darstellt unter grauenvollen Umständen! Es ist mir, als müsse da, wo er sich hinwendet, irgend ein entsetzliches Unheil, von ihm beschworen aus dunkler Nacht, vernichtend hervorblitzen. – Hast du wohl bemerkt, wie oft sein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Rot seine bleichen Wangen färbte und schnell wieder verschwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgesehen, darum klangen die Worte,

die er an mich richtete, so höhnend, aber ich stelle mich ihm entgegen auf den Tod!" –

Dagobert nannte den Grafen einen gespenstischen Patron, dem man aber keck unter die Augen treten müsse, doch vielleicht sei auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube, und alles unheimliche Gefühl nur der besondern Spannung zuzuschreiben, in der man sich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns", so schloß Dagobert, „allem verstörenden Wesen mit festem Gemüt, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finstere Macht wird das Haupt beugen, was sich kräftig und mit heiterm Mut emporhebt!" –

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte sich, immer öfter und öfter das Haus des Obristen besuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Wesens auf die zurückfalle, die ihm diesen Vorwurf gemacht. „Konnte," sprach die Obristin, „konnte der Graf nicht mit Recht uns selbst mit unsern blassen Gesichtern, mit unserm seltsamen Betragen unheimliche Leute nennen?" – Der Graf entwickelte in jedem Gespräch einen Schatz der reichhaltigsten Kenntnisse, und sprach er, Italiener von Geburt, zwar im fremden Akzent, so war er doch des geübtesten Vortrags vollkommen mächtig. Seine Erzählungen rissen in lebendigem Feuer unwiderstehlich hin, so daß selbst Moritz und Dagobert, so feindlich sie gegen den Fremden gesinnt, wenn er sprach und über sein blasses, aber schön geformtes ausdrucksvolles Gesicht ein anmutiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen und wie Angelika, wie alle übrige an seinen Lippen hingen.

Des Obristen Freundschaft mit dem Grafen war auf eine Weise entstanden, die diesen als den edelmütigsten Mann darstellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zusammen, und hier half der Graf dem Obristen auf die uneigennützigste Weise aus einer Verlegenheit, die, was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrüßlichsten Folgen

hätte haben können. Der Obrist, tief fühlend, was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

„Es ist," sprach der Obrist eines Tages zu der Obristin, als sie sich eben allein befanden, „es ist nun an der Zeit, daß ich dir sage, was es mit dem Hiersein des Grafen für eine tiefere Bewandtnis hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf, in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger aneinander geschlossen, so daß wir zuletzt zusammen in aneinander stoßenden Zimmern wohnten. Da geschah es, daß der Graf mich einst an einem frühen Morgen besuchte und auf meinem Schreibtisch das kleine Miniaturbild Angelikas gewahrte, das ich mitgenommen. Sowie er es schärfer anblickte, geriet er auf seltsame Weise außer aller Fassung. Nicht vermögend, mir zu antworten, starrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeistert aus: Nie habe er ein schöneres, herrlicheres Weib gesehen, nie habe er gefühlt, was Liebe sei, die erst jetzt tief in seinem Herzen in lichten Flammen aufgelodert. Ich scherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den Grafen einen neuen Kalaf und wünschte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigstens keine Turandot sei. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß in seinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich diese romantische Art, sich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun schwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenschaftlichen Wahnsinns, wie er seiner Nation eigen, daß er Angelika unaussprechlich liebe, und daß ich, solle er nicht in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung stürzen, ihm erlauben müsse, sich um Angelikas Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb ist nun der Graf hieher und in unser Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelikas gewiß zu sein und hat gestern seine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältst du von der Sache?"

Die Obristin wußte selbst nicht, warum des Obristen letzte

Worte sie wie ein jäher Schreck durchbebten. „Um des Himmels willen,“ rief sie, „der fremde Graf unsere Angelika?“

„Fremd,“ erwiderte der Obriste mit verdüsterter Stirn, „der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben selbst verdanke? – Ich gestehe ein, daß er, im hohen Mannesalter, vielleicht rücksichts der Jahre nicht ganz für unser blutjunges Täubchen paßt, aber er ist ein edler Mensch, und dabei reich — sehr reich –“

„Und ohne Angelika zu fragen?“ fiel ihm die Obristin ins Wort, „und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht solche Neigung zu ihm hegt, als er sich in verliebter Torheit einbildet.“

„Habe ich,“ rief der Obrist, indem er vom Stuhle aufsprang und sich mit glühenden Augen vor die Obristin hinstellte, „habe ich dir jemals Anlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyrannischer Vater, mein liebes Kind auf schnöde Weise verkuppeln könnte? – Aber mit euren romanhaften Empfindeleien und euren Zartheiten bleibt mir vom Halse. Es ist gar nichts Überschwengliches, das tausend fantastische Dinge voraussetzt, wenn sich ein Paar heiratet! – Angelika ist ganz Ohr, wenn der Graf spricht, sie blickt ihn an mit der freundlichsten Güte, sie errötet, wenn er die Hand, die sie gern in der seinigen läßt, an die Lippen drückt. So spricht sich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesken Liebe, die manchmal auf recht verstörende Weise in euren Köpfen spukt!“

„Ich glaube,“ nahm die Obristin das Wort, „ich glaube, daß Angelikas Herz nicht mehr so frei ist, als sie vielleicht noch selbst wähnen mag.“

„Was?“ – rief der Obrist erzürnt und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Türe auf und Angelika trat ein mit dem holdseligsten Himmelslächeln der unbefangensten Unschuld.

Der Obrist, plötzlich von allem Unmut, von allem Zorn verlassen, ging auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte sie in den Sessel, setzte sich traulich hin dicht neben das liebe süße Kind. Nun sprach er von dem Grafen, rühmte seine edle Gestalt, seinen Verstand, seine Sinnesart und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiderte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erschienen sei, daß sie dies Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern sähe! –

„Nun," rief der Obrist voller Freude, „nun, dem Himmel sei es gedankt, so mußt' es kommen zu meinem Trost, zu meinem Heil! – Graf S—i, der edle Mann, liebt dich, mein holdes Kind, aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, er bewirbt sich um deine Hand, du wirst sie ihm nicht verweigern" – kaum sprach aber der Obrist diese Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurücksank. Die Obristin faßte sie in ihre Arme, indem sie einen bedeutenden Blick auf den Obristen warf, der verstummt das arme todbleiche Kind anstarrte. – Angelika erholte sich, ein Tränenstrom stürzte ihr aus den Augen, sie rief mit herzzerschneidender Stimme: „Der Graf – der schreckliche Graf! – Nein, nein – nimmermehr!" –

Mit aller Sanftmut fragte der Obrist einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr so schrecklich sei? Da gestand Angelika, in dem Augenblick, als der Obrist es ausgesprochen, daß der Graf sie liebe, sei ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den sie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt, und aus dem sie in entsetzlicher Todesangst erwacht, ohne sich auf seine Bilder auch nur im mindesten besinnen zu können. „Es war mir," sprach Angelika, „als durchwandle ich einen sehr anmutigen Garten, in dem fremdartige Büsche und Blumen standen. Plötzlich stand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, seltsam duftenden Blüten, beinahe dem

Holunder ähnlich. Der rauschte mit seinen Zweigen so lieblich und winkte mir zu, wie mich einladend in seine Schatten. Von unsichtbarer Kraft unwiderstehlich hingezogen, sank ich hin auf die Rasen unter dem Baume. Da war es, als gingen seltsame Klagelaute durch die Lüfte und berührten wie Windeshauch den Baum, der in bangen Seufzern aufstöhnte. Mich befing ein unbeschreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte sich in meiner Brust, selbst wußte ich nicht weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerspaltend! – Der Schrei, den ich ausstoßen wollte, konnte sich nicht der mit namenloser Angst belasteten Brust entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menschlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüsch anstarrte. In dem Augenblick standen die Augen dicht vor mir, und eine schneeweiße Hand wurde sichtbar, die Kreise um mich her beschrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreise und umspannen mich mit Feuerfaden, daß ich zuletzt in dem dichten Gespinst mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfasse nun der furchtbare Blick der entsetzlichen Augen mein innerstes Wesen und bemächtige sich meines ganzen Seins; der Gedanke, an dem es nur noch wie an einer schwachen Faser hing, war mir marternde Todesangst. Der Baum neigte seine Blüten tief zu mir herab, und aus ihnen sprach die liebliche Stimme eines Jünglings: ‚Angelika, ich rette dich – ich rette dich!' – Aber –"

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeister von R., der den Obristen in Geschäften sprechen wollte. Sowie Angelika des Rittmeisters Namen nennen hörte, rief sie, indem ihr aufs neue die Tränen aus den Augen strömten, mit dem Ausdruck des schneidendsten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefsten Liebesschmerz wunden Brust stöhnt: „Moritz – ach, Moritz!" –

Der Rittmeister hatte eintretend diese Worte gehört. Er er-

blickte Angelika, in Tränen gebadet, die Arme nach ihm ausstreckend. Wie außer sich stieß er das Kaskett vom Haupte, daß es klirrend zu Boden fiel, stürzte Angelika zu Füßen, faßte sie, als sie von Wonne und Schmerz übermannt niedersank, in seine Arme, drückte sie mit Inbrunst an seine Brust. – Der Obrist betrachtete sprachlos vor Erstaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet," lispelte die Obristin leise, „ich habe es geahnet, daß sie sich lieben, aber ich wußte kein Wort davon."

„Rittmeister von R.," fuhr nun der Obrist zornig heraus, „was haben Sie mit meiner Tochter?"

Moritz, schnell zu sich selbst kommend, ließ die halbtote Angelika sanft in den Lehnstuhl nieder, dann raffte er das Kaskett vom Boden auf, trat glutrot im Antlitz mit niedergesenktem Blick vor den Obristen hin und versicherte auf Ehre, daß er Angelika unaussprechlich, aus der Tiefe seines Herzens liebe, daß aber auch bis zu diesem Augenblick nicht das leiseste Wort, das einem Geständnisse seines Gefühls gleiche, über seine Lippen gekommen sei. Nur zu sehr habe er gezweifelt, daß Angelika sein Gefühl erwidern könne. Erst dieser Moment, dessen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erschlossen, und er hoffe nicht von dem edelmütigsten Mann, von dem zärtlichsten Vater zurückgestoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu segnen, den die reinste, innigste Liebe geschlossen.

Der Obrist maß den Rittmeister, maß Angelika mit finstern Blicken, dann schritt er, die Arme übereinander geschlagen, im Zimmer schweigend auf und ab wie einer, der ringt, irgend einen Entschluß zu fassen. Er blieb stehen vor der Obristin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröstend zuredete: „Was für einen Bezug," sprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, „was für einen Bezug hat dein alberner Traum auf den Grafen?"

Da warf sich Angelika ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benetzte sie mit Tränen, sprach mit halb erstickter Stimme: „Ach, mein Vater! – mein geliebtester Vater, jene entsetzlichen Augen,

die mein Innerstes erfaßten, es waren die Augen des Grafen, seine gespenstische Hand umwob mich mit dem Feuergespinst! — Aber die tröstende Jünglingsstimme, die mir zurief aus den duftenden Blüten des wunderbaren Baums — das war Moritz — mein Moritz!"

„Dein Moritz?" rief der Obrist, indem er sich rasch umwandte, so daß Angelika beinahe zu Boden gestürzt. Dann sprach er dumpf vor sich hin: „Also kindischen Einbildungen, verstohlner Liebe wird der weise Beschluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert!" — Wie zuvor schritt er nun schweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: „Rittmeister von R., Sie wissen, wie hoch ich Sie achte, keinen liebern Eidam als eben Sie hätte ich mir gewünscht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S—i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Mensch sein kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigensinnigen tyrannischen Vater spielen werde. Ich eile hin zum Grafen, ich entdecke ihm alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Fehde, vielleicht das Leben kosten, doch es sei nun einmal so — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft!" —

Der Rittmeister versicherte mit Begeisterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen als dulden werde, daß der Obrist sich auch nur der mindesten Gefahr aussetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obrist von dannen.

Kaum hatte der Obrist das Zimmer verlassen, als die Liebenden im Übermaß des Entzückens sich in die Arme fielen und sich ewige unwandelbare Treue schworen. Dann versicherte Angelika, erst in dem Augenblick, als der Obrist sie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe sie es in der tiefsten Seele gefühlt, wie unaussprechlich sie Moritz liebe, und daß sie lieber sterben, als eines andern Gattin werden könne. Es sei ihr gewesen, als wisse sie ja längst, daß auch Moritz sie ebensosehr liebe. Nun erinnerten sich beide jedes Augenblicks, in dem sie ihre Liebe verraten, und waren entzückt, alles Widerspruchs, alles Zorns des

Obristen vergessend, und jauchzten wie frohe selige Kinder. Die Obristin, die die aufkeimende Liebe längst bemerkt und mit vollem Herzen Angelikas Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrerseits alles aufzubieten, daß der Obrist abstehe von einer Verbindung, die sie, selbst wisse sie nicht warum, verabscheue.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als die Türe aufging und zum Erstaunen aller der Graf S—i eintrat. Ihm folgte der Obrist mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte sich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte sie mit bitterm, schmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zusammen und murmelte kaum hörbar, einer Ohnmacht nahe: „Ach — diese Augen!" —

„Sie verblassen," begann nun der Graf, „Sie verblassen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erstenmal in diesen Kreis trat. — Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Gespenst? — Nein! — entsetzen Sie sich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmlosen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunst des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verschenkt, der töricht genug war, sich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — selbst das Wort des Vaters gibt mir nicht das kleinste Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu spenden vermögen. Sie sind frei, mein Fräulein! — Selbst mein Anblick soll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen schon, kehre ich zurück in mein Vaterland!" — „Moritz — mein Moritz," rief Angelika im Jubel der höchsten Wonne und warf sich dem Geliebten an die Brust. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, seine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, seine Lippen bebten, er stieß einen leisen unartikulierten Laut aus. Sich schnell zur Obristin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, sein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obrist rief einmal über das andere: „Welch ein Edelmut! — welch hoher Sinn! wer gleicht diesem herrlichen Mann! — meinem Herzensfreunde immerdar!" — Dann drückte er den

Rittmeister, Angelika, die Obristin an sein Herz und versicherte lachend, er wolle nun von dem garstigen Komplott, das sie im Augenblick gegen ihn geschmiedet, nichts weiter wissen und hoffe übrigens, daß Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von gespenstischen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obrist lud den Rittmeister, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen. Man schickte hin nach Dagobert, der sich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einstellte.

Als man sich zu Tische setzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und erklärt habe, sie fühle sich krank und sei unfähig, in der Gesellschaft zu erscheinen. „Ich weiß nicht,“ sprach die Obristin, „was sich mit Margueriten seit einiger Zeit begibt, sie ist voll der eigensinnigsten Launen, sie weint und lacht ohne Ursache, ja voller seltsamer Einbildung kann sie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ „Dein Glück,“ lispelte Dagobert dem Rittmeister leise ins Ohr, „dein Glück ist Margueritens Tod!“ „Geisterseher,“ erwiderte der Rittmeister ebenso leise, „Geisterseher, störe mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obrist froher gewesen, nie hatte auch die Obristin, manchmal wohl um ihr liebes Kind besorgt und nun dieser Sorge entnommen, sich so in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit schwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geschlagenen Wunde vergessend, das vollste Leben seines vielgewandten Geistes herausstrahlen ließ, so konnt' es nicht fehlen, daß alle sich um das selige Paar schlossen wie ein heitrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelste Wein perlte in den Gläsern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaars. Da ging die Türe des Vorsaals leise auf, und hinein schwankte Marguerite im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entstellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche,“ rief der Obrist, doch ohne auf ihn zu achten,

schritt Marguerite langsam gerade los auf den Rittmeister, legte ihre eiskalte Hand auf seine Brust, drückte einen leisen Kuß auf seine Stirne, murmelte dumpf und hohl: „Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam!“ und sank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil,“ sprach Dagobert leise zu dem Grafen, „die Törin ist verliebt in den Rittmeister.“ „Ich weiß es,“ erwiderte der Graf, „wahrscheinlich hat sie die Narrheit so weit getrieben, Gift zu nehmen.“ „Um Gottes willen!“ schrie Dagobert entsetzt, sprang auf und eilte hin zu dem Lehnsessel, in den man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obristin waren um sie beschäftigt, sie besprengend, ihr die Stirn reibend mit geistigen Wassern. Als Dagobert hinzutrat, schlug sie gerade die Augen auf. Die Obristin sprach: „Ruhig, mein liebes Kind, du bist krank, es wird vorübergehen!“ Da erwiderte Marguerite mit dumpfer hohler Stimme: „Ja! bald ist es vorüber – ich habe Gift!“ – Angelika, die Obristin schrien laut auf, der Obrist rief wild: „Tausend Teufel, die Wahnsinnige! – Man renne nach dem Arzt – fort! den ersten besten, der aufzutreiben ist, hergebracht zur Stelle!“ – Die Bedienten, Dagobert selbst wollten forteilen. – „Halt!“ – rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war und mit Behaglichkeit den mit seinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuser, gefüllten Pokal geleert hatte, „halt! – Hat Marguerite Gift genommen, so bedarf es keines Arztes, denn ich bin in diesem Fall der beste, den es geben kann. Man lasse mich gewähren.“ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte sich über sie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Tasche zog, etwas heraus und zwischen die Finger nahm und leise hinstrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann sprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch ist sie zu retten durch besondere Mittel, die mir zu Gebote stehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß

in ihr Zimmer heraufgebracht, er blieb allein bei ihr. – Die Kammerfrau der Obristin hatte indessen in Margueritens Gemach das Fläschchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obristin vor einiger Zeit verschrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

„Der Graf," sprach Dagobert mit etwas ironischem Ton, „der Graf ist wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles erraten. Wie er Margueriten nur erschaute, wußte er gleich, daß sie Gift genommen, und dann erkannte er gar von welcher Sorte und Farbe."

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und versicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber sei. Mit einem Seitenblick auf Moritz setzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Übels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünsche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er selbst werde die Nacht über in dem anstoßenden Zimmer bleiben, um so bei jedem Zufall, der sich noch etwa ereignen sollte, gleich bei der Hand sein zu können. Zu dieser ärztlichen Hülfe wünschte er sich aber noch durch ein paar Gläser edlen Weins zu stärken.

Damit setzte er sich zu den Männern an den Tisch, während Angelika und die Obristin, im Innersten ergriffen von dem Vorgang, sich entfernten.

Der Obrist ärgerte sich über den verfluchten Narrenstreich, wie er Margueritens Beginnen nannte; Moritz, Dagobert fühlten sich auf unheimliche Weise verstört. Je verstimmter aber diese waren, desto mehr ließ der Graf eine Lustigkeit ausströmen, die man sonst gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der Tat etwas Grauenhaftes in sich trug.

„Dieser Graf", sprach Dagobert zu seinem Freunde, als sie nach Hause gingen, „bleibt mir unheimlich auf seltsame Weise. Es ist, als wenn es irgend eine geheimnisvolle Bewandtnis mit ihm habe."

„Ach!" erwiderte Moritz, „zentnerschwer liegt es mir auf

der Brust – die finstre Ahnung irgend eines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Innres!" –

Noch in derselben Nacht wurde der Obrist durch einen Kurier aus der Residenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obristin: „Wir werden," sprach er mit erzwungener Ruhe, „wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! – Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von neuem. In der Nacht erhielt ich die Ordre. Sobald als es nur möglich ist, vielleicht schon in künftiger Nacht, breche ich auf mit dem Regiment." Die Obristin erschrak heftig, sie brach in Tränen aus. Der Obrist sprach tröstend, daß er überzeugt sei, wie dieser Feldzug ebenso glorreich enden werde als der frühere, daß der frohe Mut im Herzen ihn an kein Unheil denken lasse, das ihm widerfahren könne. „Du magst," setzte er dann hinzu, „du magst indessen, bis wir den Feind aufs neue gedemütigt und der Friede geschlossen, mit Angelika auf unsere Güter gehen. Ich gebe euch einen Begleiter mit, der euch alle Einsamkeit, alle Abgeschiedenheit eures Aufenthalts vergessen lassen wird. Der Graf S–i geht mit euch!" – „Wie," rief die Obristin, „um des Himmels willen! Der Graf soll mit uns gehen? Der verschmähte Bräutigam? – der ränkesüchtige Italiener, der tief im Innersten seinen Groll zu verschließen weiß, um ihn bei der besten Gelegenheit mit aller Macht ausströmen zu lassen? Dieser Graf, der mir in seinem ganzen Wesen, selbst weiß ich nicht warum, seit gestern wieder aufs neue widerwärtiger geworden ist als jemals!" – „Nein," fiel der Obrist ihr ins Wort, „nein, es ist nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! – Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von festem Sinn! – Der Graf ist die ganze Nacht, so wie er sich vorgesetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erste, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland ist nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler

Weigerung entschloß er sich dazu und gab mir sein Ehrenwort, alles aufzubieten, euch zu beschirmen, euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in seiner Macht stehe. Du weißt, was ich dem Grafen schuldig, meine Güter sind ihm jetzt eine Freistatt, darf ich die versagen?" – Die Obristin konnte – durfte hierauf nichts mehr erwidern. – Der Obrist hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblasen, und aller namenlose Schmerz und herzzerschneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig genesen, reiste die Obristin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerschaft.

Mit der schonendsten Zartheit ließ sich der Graf in der ersten Zeit nur bei den Frauen sehen, wenn sie es ausdrücklich wünschten, sonst blieb er in seinem Zimmer oder machte einsame Spaziergänge.

Der Feldzug schien erst dem Feinde günstig zu sein, bald wurden aber glorreiche Siege erfochten. Da war nun der Graf immer der erste, der die Siegesbotschaften erhielt, ja der die genauesten Nachrichten über die Schicksale des Regiments hatte, das der Obrist führte. In den blutigsten Kämpfen hatte weder den Obristen noch den Rittmeister eine Kugel, ein Schwertstreich getroffen; die sichersten Briefe aus dem Hauptquartier bestätigten das.

So erschien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß sein ganzes Betragen die innigste, reinste Zuneigung aussprach, die er für Angelika hegte, daß er sich wie der zärtlichste, um ihr Glück besorgteste Vater zeigte. Beide, die Obristin und Angelika, mußten sich gestehen, daß der Obrist wohl den bewährten Freund richtig beurteilt hatte, und daß jenes Vorurteil gegen ihn die lächerlichste Einbildung gewesen. Auch Marguerite schien von ihrer törichten Leidenschaft geheilt, sie war wieder ganz die muntere gesprächige Französin.

Ein Brief des Obristen an die Obristin, dem ein Brief vom Rittmeister an Angelika beilag, verscheuchte den letzten Rest der Besorgnis. Die Hauptstadt des Feindes war genommen, der Waffenstillstand geschlossen.

Angelika schwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffentaten des braven Moritz, von dem Glück sprach, das der holden Braut entgegenblühe. Dann ergriff er Angelikas Hand und drückte sie an seine Brust und fragte, ob er ihr denn noch so verhaßt sei als ehemals? Vor Scham hoch errötend, Tränen im Auge versicherte Angelika, sie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu sehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um sich nicht vor jeder andern Bewerbung zu entsetzen. Sehr ernst und feierlich sprach dann der Graf: „Sieh mich an, Angelika, für deinen treuen väterlichen Freund," und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne, welches sie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als sei es ihr Vater selbst, der sie auf diese Weise zu küssen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obrist werde wenigstens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichste enthielt. Der Rittmeister war, als er mit seinem Reitknecht ein Dorf passierte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reuters, dem es gelang sich durchzuschlagen, niederschossen und fortschleppten. – So wurde die Freude, die das ganze Haus beseelte, plötzlich in Entsetzen, in tiefes Leid, in trostlosen Jammer verkehrt.

Das ganze Haus des Obristen war in geräuschvoller Bewegung. Trepp auf Trepp ab liefen die in reicher Staats-Liverei geputzten Diener, rasselnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gästen, die der Obrist, die neuen Ehrenzeichen auf der Brust, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einsamen Zimmer saß Angelika, bräutlich geschmückt in der vollendetsten Schönheit üppiger Jugendblüte prangend, neben ihr die Obristin.

„Du hast,“ sprach die Obristin, „du hast, mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu deinem Gatten gewählt. So sehr ehemals dein Vater diese Verbindung wünschte, so wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf bestanden. Ja, es ist mir jetzt, als teile er mit mir dasselbe schmerzliche Gefühl, das ich dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß du so bald deinen Moritz vergessen konntest. — Die entscheidendste Stunde naht — du gibst deine Hand dem Grafen — prüfe wohl dein Herz — noch ist es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergessenen wie ein finstrer Schatten dein heitres Leben vertrüben!“

„Niemals!“ rief Angelika, indem Tränen wie Tautropfen in ihren Augen perlten, „niemals werde ich meinen Moritz vergessen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes sein! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigste Zuneigung so ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es ist mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geisterstimme sagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anschließen muß, daß sonst es kein Leben mehr hienieden für mich gibt. — Ich folge dieser Stimme, die ich für die geheimnisvolle Sprache der Vorsehung halte.“ —

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die seit dem frühen Morgen vermißt worden, noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner soeben ein kleines Briefschen an die Obristin gebracht, das er von Margueriten ererhalten mit der Anweisung, es abzugeben, wenn er seine Geschäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schlosse getragen.

In dem Billett, das die Obristin öffnete, stand:

Sie werden mich nie wiedersehen. — Ein düstres Verhängnis treibt mich fort aus Ihrem Hause. Ich flehe Sie an, Sie, die mir sonst eine teure Mutter waren, lassen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Versuch, mir den Tod zu geben, würde besser gelingen als der erste. — Möge Angelika das Glück genießen in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergessen Sie die unglückliche Marguerite.

„Was ist das," rief die Obristin heftig, „was ist das? Hat es die Wahnsinnige darauf abgesehen, unsere Ruhe zu verstören? — Tritt sie immer feindselig dazwischen, wenn du die Hand reichen willst dem geliebten Gatten? — Möge sie hinziehen, die undankbare Törin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge sie hinziehen, nie werd' ich mich um sie kümmern."

Angelika brach in laute Klagen aus um die verlorne Schwester, die Obristin bat sie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnsinnige in diesen wichtigen entscheidenden Stunden. — Die Gesellschaft war im Saal versammelt, um, da eben die bestimmte Stunde schlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholischer Geistlicher das Paar trauen sollte. Der Obrist führte die Braut herein, alles erstaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete den Grafen. Eine Viertelstunde verging nach der andern, er ließ sich nicht blicken. Der Obrist begab sich nach seinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe sich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um sich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbst wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen so schwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entsetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein sagen, der Graf würde in weniger Zeit erscheinen, und den berühmten Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, insgeheim herausrufen. Mit diesem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzusuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen sie nach einem von dichtem Gebüsch umgebenen Platz, der, wie sich der Obrist erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da saß der Graf, ganz schwarz gekleidet, den funkelnden Ordensstern auf der Brust, mit gefalteten Händen auf einer Rasenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Holunderbaums gelehnt, und starrte sie regungslos an. Sie erbebten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düster funkelnde Augen schienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was ist geschehen!" rief der Obrist, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiser Atemzug! — Da sprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weste auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne. — Er wandte sich zum Obristen mit den dumpfen Worten: „Hier ist menschliche Hülfe nutzlos — er ist tot — der Nervenschlag hat ihn getroffen in diesem Augenblick" — der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obrist, mit aller Manneskraft sein tiefes Entsetzen niederkämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir töten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorsicht handeln." So sprach der Obrist, packte die Leiche an, trug sie auf einsamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, dessen Schlüssel er bei sich hatte, ließ sie dort unter Acht des Kammerdieners, begab sich mit dem Arzt nach dem Schlosse zurück. Von Entschluß zu Entschluß wankend, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entsetzliche, was geschehen, verschweigen, ob er es wagen sollte, ihr alles mit ruhiger Fassung zu sagen.

Als er in den Saal trat, fand er alles in größter Angst und Bestürzung. Mitten im heitern Gespräch hatte Angelika plötzlich die Augen geschlossen und war in tiefer Ohnmacht niedergesunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sofa. —

Nicht bleich — nicht entstellt, nein höher, frischer als je blühten die Rosen ihrer Wangen, eine unbeschreibliche Anmut, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Gesicht verbreitet. Sie schien von der höchsten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er sie lange mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, versicherte, es sei hier nicht die mindeste Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde sich, freilich auf eine unbegreifliche Weise, in einem magnetischen Zustande. Sie gewaltsam zu erwecken, getraue er sich nicht, sie werde bald von selbst erwachen.

Indessen entstand unter den Gästen ein geheimnisvolles Flüstern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgend eine Weise bekannt geworden sein. Alle entfernten sich nach und nach still und düster, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obristin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Atemzüge auf. Es war, als lispele sie leise Worte, die niemanden verständlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man sie auch nur von den Handschuhen befreie, jede Berührung könne ihr schädlich sein.

Plötzlich schlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, sprang mit dem gellenden Ruf: „Er ist da — er ist da!" — vom Sofa, rannte in voller Furie zur Türe heraus — durch den Vorsaal — die Stiegen herab. — „Sie ist wahnsinnig," schrie die Obristin entsetzt, „o Herr des Himmels, sie ist wahnsinnig!" — „Nein, nein," tröstete der Arzt, „das ist nicht Wahnsinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag sich begeben!" Und damit stürzte er dem Fräulein nach! —

Er sah, wie Angelika durch das Tor des Schlosses auf dem breiten Landweg mit hoch emporgestreckten Armen pfeilschnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar sich losnestelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reuter sprengte ihr entgegen, warf sich herab vom Pferde, als er sie erreicht, schloß sie in seine Arme. Zwei andere Reuter folgten, hielten und stiegen ab.

Der Obrist, der in voller Hast dem Arzte gefolgt, stand in sprachlosem Erstaunen vor der Gruppe, rieb sich die Stirne, als mühe er sich, die Gedanken festzuhalten!

Moritz war es, der Angelika fest gedrückt hielt an seiner Brust; bei ihm standen Dagobert und ein junger schöner Mann in reicher russischer Generalsuniform.

„Nein," rief Angelika einmal über das andere, indem sie den Geliebten umklammerte, „nein! niemals war ich dir untreu, mein geliebter, teurer Moritz!" Und Moritz: „Ach, ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat dich verlockt durch satanische Künste!" —

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schlosse, während die andern schweigend folgten. Erst im Tor des Schlosses seufzte der Obrist tief auf, als gewänne er nun erst seine Besinnung wieder, und rief, sich mit fragenden Blicken umschauend: „Was für Erscheinungen, was für Wunder!" —

„Alles wird sich aufklären," sprach Dagobert und stellte dem Obristen den Fremden vor als den russischen General Bogislav von S—en, des Rittmeisters vertrautesten, innigsten Freund.

In den Zimmern des Schlosses angekommen, fragte Moritz, ohne der Obristin schreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: „Wo ist der Graf S—i?" „Bei den Toten!" erwiderte der Obrist dumpf, „vor einer Stunde traf ihn der Nervenschlag!" — Angelika bebte zusammen. „Ja," sprach sie, „ich weiß es, in demselben Augenblick, als er starb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Kristall klingend zusammen — ich fiel in einen sonderbaren Zustand — ich mag wohl jenen entsetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder besann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergespinst zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelsseligkeit umfing mich — ich sah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!" — Und damit umklammerte sie den Geliebten, als fürchte sie, ihn aufs neue zu verlieren.

„Gelobt sei Gott," sprach die Obristin mit zum Himmel gerichtetem Blick, „nun ist mir die Last vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte, ich bin frei von der unaussprechlichen Angst, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unseligen Grafen reichen sollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht."

Der General von S—en verlangte die Leiche zu sehen, man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog und der General das zum Tode erstarrte Antlitz des Grafen schaute, bebte er zurück, indem er laut ausrief: „Er ist es! – Bei Gott im Himmel, er ist es!" – In des Rittmeisters Arme war Angelika in sanften Schlaf gesunken. Man brachte sie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohltätiger über sie kommen könne als dieser Schlaf, der die bis zur Überspannung gereizten Lebensgeister wieder beruhige. So entgehe sie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gästen war mehr im Schlosse. „Nun ist es," rief der Obrist, „nun ist es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimnisse zu lösen. Sage, Moritz, welch ein Engel des Himmels rief dich wieder ins Leben."

„Sie wissen," begann Moritz, „auf welche meuchelmörderische Weise ich, als schon der Waffenstillstand geschlossen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, sank ich entseelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im ersten Erwachen des dunklen Bewußtseins hatte ich die Empfindung des Fahrens. Es war finstre Nacht. Mehrere Stimmen flüsterten leise um mich her. Es war Französisch, was sie sprachen. Also schwer verwundet und in der Gewalt des Feindes! – Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich versank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zustand, der mir nur einzelne Momente des heftigsten Kopfschmerzes als Erinnerung zurückgelassen hat. Eines

Morgens erwachte ich zum hellsten Bewußtsein. Ich befand mich in einem saubern, beinahe prächtigen Bette mit seidenen Gardinen und großen Quasten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit seidenen Tapeten und schwer vergoldeten Tischen und Stühlen auf altfränkische Weise ausstaffiert. Ein fremder Mensch schaute mir, ganz hingebeugt, ins Gesicht und sprang dann an eine Klingelschnur, die er stark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Türe aufging und zwei Männer hineintraten, von denen der bejahrtere ein altmodisch gesticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und sprach zu dem ältern auf Französisch: ‚Alle Gefahr ist vorüber — er ist gerettet!‘

Nun kündigte sich mir der Ältere als den Chevalier von T. an, in dessen Schloß ich mich befände. Auf einer Reise begriffen, so erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderischen Bauern mich niedergestreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff standen. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach seinem Schloß, das weit entfernt aus aller Kommunikation mit den Militärstraßen lag, bringen. Hier unterzog sich sein geschickter Haus-Chirurgus mit Erfolg der schwierigen Kur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beschloß er, meine Nation, die ihm einst in der verworrenen, bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeigt, und freue sich, daß er mir nützlich sein könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Trost gereichen könne, stehe mir in seinem Schloß zu Diensten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlasse, als bis alle Gefahr, die meine Wunde sowohl als die fortdauernde Unsicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber sei. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zurzeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Witwer, seine Söhne abwesend, so daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerschaft

das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläuftig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeschickten Chirurgus immer mehr und mehr gesundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einsiedlerische Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geistreicher und sein Blick tiefer, als man es sonst bei seiner Nation findet. Er sprach über Kunst und Wissenschaft, vermied aber, so wie es nur möglich war, sich über die neuen Ereignisse auszulassen. Darf ich's denn versichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, sie in Schmerz versunken zu wissen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu besorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Besorgung nicht einstehen könne, zumal der neue Feldzug so gut als gewiß sei. Er vertröstete mich, daß er, sowie ich nur ganz genesen, dafür sorgen werde, mich, geschehe auch was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus seinen Äußerungen mußt' ich beinahe schließen, daß der Krieg wirklich aufs neue begonnen, und zwar zum Nachteil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verschwiege.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die seltsamen Vermutungen zu rechtfertigen, die Dagobert in sich trägt.

Beinahe fieberfrei war ich schon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumerischen Zustand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich sah Angelika, aber es war, als verginge die Gestalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach, sie festzuhalten. Ein anderes Wesen drängte sich dazwischen und legte sich an meine Brust und erfaßte in meinem Innersten mein Herz, und in der glühendsten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl. — Andern Morgens fiel mein erster Blick auf ein Bild, das dem

Bette gegenüber hing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erschrak bis in tiefster Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren schwarzen lebendigen Augen anstrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme und wen es vorstelle? Er versicherte, es sei des Chevaliers Nichte, die Marquise von T., und das Bild habe immer da gehangen, nur sei es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erst gestern vom Staube gereinigt. Der Chevalier bestätigte dies. So wie ich nun Angelika wachend, träumend erschauen wollte, stand Marguerite vor mir. Mein eignes Ich schien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Sein, und in dem tiefen Entsetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht lassen. Nie vergesse ich die Qual dieses grauenhaften Zustandes.

Eines Morgens liege ich im Fenster, mich erlabend in den süßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erschallen in der Ferne Trompetenklänge. – Ich erkenne den fröhlichen Marsch russischer Reuterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Lust, es ist, als wenn auf den Tönen freundliche Geister zu mir wallen und zu mir sprechen mit lieblichen tröstenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reicht, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verschlossen! – Mit Blitzesschnelle sprengen einzelne Reuter daher – auf den Schloßhof! – Ich schaue herab – ‚Bogislav! – mein Bogislav‘ schrie ich auf im Übermaß des höchsten Entzückens! – Der Chevalier tritt ein, bleich – verstört – von unverhoffter Einquartierung – ganz fataler Unruhe stammelnd! – Ohne auf ihn zu achten, stürze ich herab und liege meinem Bogislav in den Armen! –

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nun, daß der Friede schon längst geschlossen und der größte Teil der Truppen in vollem Rückmarsch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verschwiegen und mich auf dem Schlosse wie seinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav, konnten irgend ein

Motiv dieser Handlungsweise ahnen, aber jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel sein müsse. Der Chevalier war von Stund' an nicht mehr derselbe, bis zur Unart mürrisch, langweilte er uns mit Eigensinn und Kleinigkeitskrämerei, ja, als ich im reinsten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthusiasmus davon sprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämisch dazwischen und gebärdete sich wie ein launischer Grillenfänger.

Nach achtundvierzigstündiger Rast brach Bogislav auf, ich schloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altväterische Burg, die mir nun vorkam wie ein düstres unheimliches Gefängnis, im Rücken hatten. – Aber nun fahre du fort, Dagobert, denn recht eigentlich ist nun an dir die Reihe, die seltsamen Ereignisse, die uns betroffen, fortzuspinnen."

„Wie mag," begann Dagobert, „wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menschlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geist, der in Träumen verständlich aus dem Innern zu uns spricht, sagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnisvollsten Bande ihn irgendwo umstrickt hielten. Angelikas Verbindung mit dem Grafen zerschnitt mir das Herz. – Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich gestehe es, ein inneres Entsetzen erregte, weil ich wie in einem magischen Spiegel ein fürchterliches Geheimnis zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entschluß, das fremde Land so lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. – Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich schon in A. auf deutschem Grund und Boden meinen Moritz wiederfand und mit ihm den General von S–en.

Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Brust, als er Angelikas Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünschungen, alle herzzerschneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, schwiegen, als ich ihm gewisse Vermutungen mitteilte, als ich ihm versicherte, daß es in seiner Macht stehe,

alles Unwesen auf einmal zu zerstören. Der General S—en bebte zusammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf sein Geheiß, sein Antlitz, seine Figur beschrieben, rief er aus: ‚Ja, kein Zweifel mehr, er ist es, er ist es selbst.'" —

„Vernehmen Sie," unterbrach hier der General den Redner, „vernehmen Sie mit Erstaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine teure Geliebte raubte durch satanische Künste, die ihm zu Gebote standen. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib stieß, erfaßte sie und mich ein Höllenblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längst wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich gewesen, daß er sich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! — daß sie an demselben Tage, als sie getraut werden sollte, vom Nervenschlag getroffen niedersank!" —

„Gerechter Gott," rief die Obristin, „drohte denn nicht wohl gleiches Schicksal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?"

„Es ist," sprach Dagobert, „es ist die Stimme des ahnenden Geistes, Frau Obristin, die wahrhaft zu Ihnen spricht."

„Und die gräßliche Erscheinung," fuhr die Obristin fort, „von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf so unheimlich bei uns eintrat?"

„Es fiel," nahm Moritz das Wort, „es fiel, so erzählte ich damals, ein entsetzlicher Schlag, ein eiskalter Todeshauch wehte mich an, und es war, als rausche eine bleiche Gestalt in zitternden, kaum kenntlichen Umrissen durch das Zimmer. Mit aller Kraft des Geistes bezwang ich mein Entsetzen. Ich behielt die Besinnung, mein Bogislav war erstarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu sich selbst gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmütig die Hand und sprach: ‚Bald — morgen schon enden meine Leiden!' — Es geschah, wie er vorausgesetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beschlossen, auf ganz andere Weise, als er es wohl gemeint. Im dicksten

wütendsten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätschenkugel auf die Brust und warf ihn vom Pferde. Die wohltätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Brust trug, in tausend Stücken zersplittert. Leicht war die Kontusion geheilt, und seit der Zeit hat mein Bogislav niemals etwas Unheimliches verspürt, das verstörend in sein Leben getreten sein sollte."

„So ist es," sprach der General, „und selbst das Andenken an die verlorne Geliebte erfüllt mich nur mit dem milden Schmerz, der dem innern Geist so wohl tut. – Doch mag unser Freund Dagobert nur erzählen, wie es sich weiter mit uns begab."

„Wir eilten," nahm Dagobert das Wort, „wir eilten fort von A. Heute in der frühesten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städtchen P., das sechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten einige Stunden zu rasten und dann weiter zu reisen geradesweges hieher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gasthofes uns Marguerite entgegenstürzte, den Wahnsinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeister zu Füßen, umschlang heulend seine Knie, nannte sich die schwärzeste Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, sie auf der Stelle zu ermorden. Moritz stieß sie mit dem tiefsten Abscheu von sich und rannte fort." – „Ja," fiel der Rittmeister dem Freunde ins Wort, „ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entsetzlichen Zustandes, den ich im Schlosse des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wut in mir. Ich war im Begriff, Margueriten den Degen durch die Brust zu stoßen, als ich, mich mit Gewalt bezähmend, davonrannte."

„Ich hob," fuhr Dagobert fort, „ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug sie in das Zimmer, es gelang mir, sie zu beruhigen und in abgerissenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnet. Sie gab mir einen Brief, den sie von dem Grafen gestern um Mitternacht erhalten. Hier ist er!"

Dagobert zog einen Brief hervor, schlug ihn auseinander und las:

Fliehen Sie, Marguerite! – Alles ist verloren! – Er naht, der Verhaßte. Alle meine Wissenschaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängnis, das mich erfaßt am höchsten Ziel meines Seins. – Marguerite! ich habe Sie in Geheimnisse eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das darnach strebte, vernichtet haben würden. Aber mit besonderer geistiger Kraft, mit festem, starkem Willen ausgerüstet, waren Sie eine würdige Schülerin des tieferfahrnen Meisters. Sie haben mir beigestanden. Durch Sie herrschte ich über Angelikas Gemüt, über ihr ganzes inneres Wesen. Dafür wollt' ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnisvollsten, gefährlichsten Kreise, begann Operationen, vor denen ich oft mich selbst entsetzte. Umsonst! – fliehen Sie, sonst ist Ihr Untergang gewiß. – Bis zum höchsten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieser Moment gibt mir den jähen Tod! – Ich werde einsam sterben. Sowie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter dessen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimnissen zu Ihnen sprach, die mir zu Gebote stehen. Marguerite! – entsagen Sie für immer diesen Geheimnissen. Die Natur, die grausame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit kecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das sie verlockt und seine verderbliche Kraft gegen sie selbst richtet. – Ich erschlug einst ein Weib in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchsten Inbrunst aller Liebe zu umfangen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnsinniger Tor noch auf irdisches Glück! – Leben Sie wohl, Marguerite! – Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. – Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück sorgen. – Leben Sie wohl! –

Als Dagobert den Brief gelesen, fühlten sich alle von innerm Schauer durchbebt.

„So muß ich," begann endlich die Obristin leise, „so muß ich an Dinge glauben, gegen die sich mein innerstes Gemüt sträubt. Aber gewiß ist es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika sobald ihren Moritz vergessen und sich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen ist mir indessen, daß sie sich fast beständig in einem exaltierten Zustande befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendsten Besorgnissen. Ich erinnere mich, daß sich Angelikas Neigung zum Grafen zuerst äußerte auf besondere Weise. Sie vertraute mir nämlich, wie sie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen sehr lebhaft und angenehm träume."

„Ganz recht," nahm Dagobert das Wort, „Marguerite gestand mir ein, daß sie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelikà zugebracht und leise, leise mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf selbst sei manchmal um Mitternacht in die Türe getreten, habe minutenlang den starren Blick auf die schlafende Angelika gerichtet und sich dann wieder entfernt. – Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgelesen, wohl noch eines Kommentars? – Gewiß ist es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künste auf das innere Gemüt psychisch zu wirken, und daß ihm dies vermöge besonderer Naturkraft gelang. Er stand mit dem Chevalier von T. in Verbindung und gehörte zu jener unsichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt und aus der alten P—schen Schule entstanden sein soll. – Auf seinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeister fest in seinem Schlosse und übte an ihm allerlei bösen Liebeszauber. – Ich könnte weiter eingehen in die geheimnisvollen Mittel, vermöge der der Graf wußte, sich des fremden psychischen Prinzips zu bemeistern, wie sie Marguerite mir entdeckte, ich könnte manches erklären aus einer Wissenschaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag aus Furcht mißverstanden zu

werden — doch man erlasse mir dieses wenigstens für heute." — „O für immer," rief die Obristin mit Begeisterung, „nichts mehr von dem finstern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entsetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gast, der so verstörend in unser Haus trat. — Man beschloß, andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obrist und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu besorgen.

Längst war Angelika des Rittmeisters glückliche Gattin. Da geschah es, daß an einem stürmischen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demselben Saal am lodernden Kaminfeuer saß wie damals, als Graf S—i so gespenstisch durch die Türe hineinschritt. Wie damals heulten und pfiffen wunderliche Stimmen durcheinander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgestört. „Wißt ihr wohl noch," fragte die Obristin mit leuchtenden Blicken — „erinnert ihr euch noch?" — „Nur keine Gespenstergeschichten!" rief der Obrist, aber Angelika und Moritz sprachen davon, was sie an jenem Abende empfunden, und wie sie schon damals sich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des kleinsten Umstandes zu erwähnen, der sich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe sich abgespiegelt, und wie selbst die süßen Schauer des Grauens sich nur aus liebender sehnsüchtiger Brust erhoben, und wie nur der unheimliche Gast, von den gespenstischen Unkenstimmen verkündigt, alles Entsetzen über sie gebracht. „Ist es," sprach Angelika, „ist es, mein Herzens-Moritz, denn nicht so, als wenn die seltsamen Töne des Sturmwindes, die sich eben jetzt hören lassen, gar freundlich zu uns von unserer Liebe sprächen?" „Ganz recht," nahm Dagobert das Wort, „ganz recht, und selbst das Pfeifen und Zirpen und Zischen der Teemaschine klingt gar nicht im mindesten mehr graulich sondern, wie mich dünkt, ungefähr so, als besänne sich das darin verschlossene artige Hausgeistlein auf ein hübsches Wiegenlied."

Da barg Angelika das in hellen Rosenflammen aufglühende Antlitz im Busen des überglücklichen Moritz. Der schlang aber den Arm um die holde Gattin und lispelte leise: „Gibt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als diese?"

„Ich merk' es wohl," sprach Ottmar, als er die Erzählung geendet hatte und die Freunde in mürrischem Stillschweigen verharrten, „ich merk' es wohl, ihr seid von meinem Geschichtlein eben nicht sonderlich erbaut. Wir wollen daher nicht weiter viel darüber reden, sondern es der Vergessenheit hingeben."

„Das beste, was wir tun können," erwiderte Lothar.

„Und doch," nahm Cyprian das Wort, „und doch muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. Zwar könntet ihr sagen, daß ich in gewisser Art Partei bin, da Ottmar zu seinem Gericht manches Gewürz von mir empfing und diesmal ganz eigentlich in meiner Küche kochte, mir also gar kein Urteil anmaßen darf, indessen werdet ihr doch selbst, wollt ihr nicht, echte Radamanthen, alles schonungslos verdammen, zugestehen müssen, daß manches in Ottmars Erzählung für serapiontisch gelten kann, wie zum Beispiel gleich der Anfang" –

„Ganz recht," unterbrach Theodor den Freund, „die Gesellschaft bei der Teemaschine mag für lebendig gelten, sowie manches andere im Verlauf der Geschichte, aber aufrichtig gestanden, mit dergleichen gespenstischen unheimlichen Gestalten wie der fremde Graf sind wir schon ein wenig stark geschoren worden, und es möchte schwer fallen, ihnen noch fürder Neuheit und Originalität zu geben. Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiseur (ihr kennt die Geschichte), so wie überhaupt diese Erzählung mit Ottmars seiner eigentlich dieselbe Basis hat. Ich möchte daher sowohl unsern Ottmar als dich, mein Cyprianus, bitten, dergleichen Unholde künftig ganz aus dem Spiel zu lassen. Ottmarn wird das möglich sein, dir, Cyprian, aber, glaub' ich, niemals. Dir werden wir daher wohl erlauben müssen, dann und wann

solch einen Spuk aufzustellen, und nur die Bedingung machen können, daß er wahrhaft serapiontisch, das heißt, recht aus der Tiefe deiner Fantasie hervorgegangen sei. Außerdem aber scheint der Magnetiseur rhapsodisch, der unheimliche Gast ist es aber in der Tat."

„Auch hier", sprach Cyprian, „muß ich meinen Freund in Schutz nehmen. – Wißt, daß unlängst hier ganz in der Nähe sich wirklich eine Begebenheit zutrug, die Ähnliches hat mit dem Inhalt des unheimlichen Gastes. In einen stillen gemütlichen Familienkreis trat, als eben allerlei Gespenstergeschichten aufgetischt wurden, plötzlich ein Fremder, der allen unheimlich und grauenhaft erschien, seiner scheinbaren Flachheit und Alltäglichkeit unerachtet. Dieser Fremde verstörte aber durch sein Erscheinen nicht nur den frohen Abend, sondern dann das Glück, die Ruhe der ganzen Familie auf lange Zeit. Ein glückliches Weib ergreifen noch heute Todesschauer, wenn sie an die Arglist und Bosheit denkt, mit der jener Fremde sie in sein Netz verlocken wollte. Diese Begebenheit erzählte ich nun damals Ottmarn, und nichts wirkte auf ihn mehr als der Moment, wie der Fremde plötzlich gespenstisch hineintritt und mit dem jähen Schreck, zu dem das aufgeregte Gemüt geneigt, die Ahnung des feindlichen Prinzips alle ergreift. Dieser Moment ging lebendig auf in Ottmars Innern und schuf die ganze Erzählung."

„Da aber", unterbrach Ottmar lächelnd den Freund, „ein einzelner Moment, eine Situation noch lange keine Erzählung ist, vielmehr diese in ihrem ganzen Umfange mit allen Einzelheiten, Beziehungen u. s. w. fix und fertig hervorspringen muß wie Minerva aus Jupiters Haupt, so konnte das Ganze nicht besonders geraten, und es half mir wenig, daß ich einzelne Züge aus der Wirklichkeit nutzte und doch vielleicht nicht ohne alles Geschick in das Fantastische hineinschob."

„Ja," sprach Lothar, „du hast recht, mein Freund! Ein einzelner frappanter Moment ist noch lange keine Erzählung, so wie eine einzelne glücklich erfundene dramatische Situation noch

lange kein Theaterstück. Mir fällt dabei die Art ein, wie ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt, und dessen Schauer und Entsetzen erregender Tod wohl seine ärgsten Widersacher versöhnt, sein Schuldbuch vertilgt haben mag, wie der seine Theaterstücke zu fabrizieren pflegte. In einer Gesellschaft, der ich selbst beiwohnte, gestand er ohne Hehl, daß er irgend eine gute dramatische Situation, die ihm aufgegangen, erfasse und dann dieser allein zu Gefallen irgend einen Cannevas zusammenleime, gleichsam so drum herum hinge. – Seine eigenen Worte! – Diese Erklärung gab mir den vollständigsten Aufschluß über das innerste Wesen, den eigentümlichsten Charakter der Stücke jenes Dichters, vorzüglich aus der letzten Zeit. Keinem derselben fehlt es an irgend einer sehr glücklich, ja oft genial erfundenen Situation. Um diese herum sind aber die Szenen, welche einen magern alltäglichen Stoff mühsam fortschleppen, gewoben wie ein lockres loses Gespinst, jedoch ist die im Technischen vielgeübte Hand des Webers niemals zu verkennen."

„Niemals?" sprach Theodor, „ich dächte doch jedesmal da, wo der nur Gemeinplätzen und alltäglicher Erbärmlichkeit huldigende Dichter sich ins Romantische, wahrhaft Poetische versteigen wollte. Das merkwürdigste traurigste Beispiel davon gibt das sogenannte romantische Schauspiel Deodata, ein kurioser Wechselbalg, an dem ein wackrer Komponist nicht gute Musik hätte verschwenden sollen. Es gibt kein naiveres Bekenntnis des gänzlichen Mangels an innerer Poesie, des gänzlichen Nichtahnens höheren dramatischen Lebens, als wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich sei, daß die Leute auf dem Theater sängen, und dann versichert, er habe sich bemüht, in folgendem romantischem Schauspiel den Gesang, den er eingemischt, natürlich herbeizuführen." –

„Laß ruhn, laß ruhn die Toten," rief Cyprian.

„Und das," sprach Lothar, „und das um so mehr, als, wie

mich dünkt, schon die Mitternachtsstunde naht, die der selige Mann nutzen könnte, uns, wie er es im Leben seinen Rezensenten anzutun pflegte, einige Ohrfeigen zuzuteilen mit unsichtbarer Krallenfaust.“ In dem Augenblick rollte der Wagen heran, den Lothar des noch entkräfteten Theodors halber herausbestellt hatte, und in dem die Freunde zurückkehrten nach der Stadt.





CARL WILHELM SALICE-CONTESSA

Sechster Abschnitt

Den Sylvester, den sonst nichts in der Welt zu bewegen vermochte, zur schönen Jahreszeit das Land zu verlassen, hatte doch eine unwiderstehliche psychische Gewalt nach der Stadt gezogen. Es sollte nämlich ein kleines Theaterstück, das er unlängst gedichtet, aufgeführt werden, und es scheint unmöglich, daß ein Dichter die erste Darstellung seines Werks versäume, hat er auch dabei mit vieler Angst und Not zu kämpfen.

Auch Vinzenz hatte sich wieder aus dem Gewühl hervorgefunden, so war aber der Serapions-Klub wenigstens für den Augenblick wieder hergestellt, und die Brüder versammelten sich in demselben freundlichen Gastgarten, in dem sie ihre letzte Zusammenkunft gehalten.

Sylvester schien nicht derselbe, er war heitrer, gesprächiger als jemals und schien überhaupt wie einer, dem ein großes Glück widerfahren.

„War es," sprach Lothar, „war es nicht vernünftig, daß wir unsere Zusammenkunft aufschoben, bis unseres Freundes Stück aufgeführt worden? — Wir hätten unsern guten Serapions-Bruder zerstreut, teilnahmlos, ja wie von einer schweren Last gedrückt gefunden. Immer hätte ihn sein eignes Werk wie ein böser Popanz geneckt und gefoppt, aber nun, nachdem es eigentlich erst entpuppt und als schöner Schmetterling emporgeflattert, der um mannigfache Gunst nicht umsonst gebuhlt hat, nun ist alles klar und hell in seinem Gemüt. Er steht verklärt in dem Glanz des verdienten, ihm reichlich gespendeten Beifalls, und wir wollen es ihm nicht einen Augenblick verdenken, wenn er heute etwas

stolz auf uns herabsieht, da keiner imstande, es ihm nachzumachen und sechs- oder achthundert Menschen mit einem Schlage zu elektrisieren. – Aber jedem das Seine, dein kleines Stück ist gut, Sylvester, aber du mußt es gestehen, daß die vortreffliche Aufführung dem Werk erst recht tüchtige Flügel ansetzte. Du bist gewiß mit den Schauspielern im höchsten Grade zufrieden."

„Allerdings," erwiderte Sylvester, „wiewohl es sehr schwer ist, daß ein Theaterdichter mit der Aufführung seines Werks zufrieden sein solle. Ist er nicht selbst jede Person seines Stücks, deren eigentümlichste Charakteristik mit allen ihren Bedingungen sich in seinem eignen Innern erzeugt hat, und scheint es nicht unmöglich, daß ein anderer sich jenen innersten Gedanken, der die Person geboren, so aneigne oder vielmehr so ganz in sich aufnehme, um ihn rein und unverstört zum regen Leben herauszufördern? – Aber der störrische Dichter will, daß dies geschehe, und je lebendiger die Person des Stücks in ihm aufgegangen, desto unzufriedener wird er mit der geringsten Abweichung sein, die er in der Gestaltung, in dem Spiel des Schauspielers findet. Gewiß ist es, daß daher der Dichter an einer Befangenheit leidet, die ihm den Genuß seines Werks verdirbt, und daß nur dann, wenn er sich dieser Befangenheit zu entschwingen, wenn er seine Dichtung, seine Personen als losgelöst von seinem Innern objektiv zu betrachten vermag, sein Werk ihn nach Umständen erfreuen kann."

„Aber", nahm Ottmar das Wort, „aller Ärger, den ein Theaterdichter empfinden mag, wenn er statt seiner andere und noch dazu den seinen ganz unähnliche Personen auftreten sieht, wird reichlich aufgewogen durch den Beifall des Publikums, für den sich kein Künstler verschließen kann und soll."

„Allerdings," sprach Sylvester weiter, „allerdings, und da der Beifall zunächst dem darstellenden Künstler gezollt wird, so überzeugt sich der Dichter, der auf seinem entfernten Plätzchen mit Zittern und Zagen, ja oft mit Ärger und Unmut zuschaut, zuletzt: auch die fremde Person, die auf den Brettern der seinigen

wenigstens die Worte nachspricht, sei gar nicht so übel, wie man denken solle. Gewiß ist es auch, und kein humaner, nicht in sich selbst ganz versessener Dichter wird es leugnen, daß mancher geniale Schauspieler, dem die Person des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteristik zu erschließen vermag, an die er selbst wenigstens nicht deutlich dachte und dennoch für wahr anerkennen muß. Der Dichter schaut eine Person, die aus seinen innersten Elementen geboren, jedoch in ihm fremdartiger Gestaltung, aber eben diese Gestaltung entspricht jenen Elementen, ja es scheint unmöglich, daß sie anders sein könne, und er gerät über das, was ohne sein zu scheinen doch sein ist, in ein freudiges Erstaunen, als ob er im engen Stüblein plötzlich einen Schatz gefunden, dessen Existenz er nicht geahnet."

„Da," nahm Ottmar das Wort, „da höre ich meinen lieben gutmütigen Sylvester, dem jene Eitelkeit völlig fremd ist, an der manches große wahrhafte Talent den Erstickungstod stirbt. Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverhohlen geäußert, daß es durchaus keine Schauspieler gebe, die imstande sein sollten, den ihm inwohnenden Geist zu erkennen und die Personen, die er schaffe, darzustellen. — Wie so ganz anders war es mit unserm großen herrlichen Schiller! Der geriet einmal wirklich in jenes freudige Erstaunen, von dem Sylvester spricht, als er den Wallenstein darstellen sah, und versicherte, nun erst stehe sein Held ihm recht lebendig in Fleisch und Blut vor Augen. Der den Wallenstein darstellte, war aber Fleck, der ewig unvergeßliche Heros unsrer Bühne."

„Überhaupt", sprach Lothar, „bin ich überzeugt, und das Beispiel, welches Ottmar soeben anführt, gibt den besten Beweis davon, daß der Dichter, dem in der Tiefe des Gemüts die wahrhaftige Erkenntnis der Kunst und mit ihr auch die Andacht aufgegangen, die den schaffenden Geist im Universum anbetet, sich nicht herabzuwürdigen vermag zu dem schnöden Götzendienst, der nichts verehrt als sein eignes Ich, als einzig alles Vortreffliche

gebärenden Fetisch. – Sehr leicht wird ein großes Talent für ein wahrhaftes Genie geachtet, aber die Zeit vernichtet jede Täuschung, indem das Talent ihren Angriffen erliegt, während sie über das wahrhafte Genie, das in unverletzlicher Schönheit und Stärke fortlebt, nichts vermag! – Um aber wieder auf unsern Sylvester und sein Theaterstück zurückzukommen, so muß ich euch bekennen, daß ich gar nicht zu begreifen vermag, wie jemand zu dem heroischen Entschluß kommen kann, ein Opus, das er seiner regen Fantasie und glücklichen schöpferischen Augenblicken verdankt, vor sich auf den schlüpfrigen schwankenden Brettern des Theaters heragieren zu lassen."

Die Freunde lachten und meinten, daß Lothar nach seiner gewöhnlichen Art und Weise wieder mit einer ganz absonderlichen Meinung hervortreten würde.

„Bin ich," sprach Lothar, „bin ich denn solch ein absonderlicher Mensch, der manchmal meint, was kein anderer zu meinen gerade aufgelegt ist? – Nun mag es dem sein, wie ihm wolle, ich wiederhole, daß, wenn ein ordentlicher Dichter mit treuem wahrhaftem Gemüt wie unser Sylvester ein Stück aufs Theater bringt, es mich bedünken will, als entschlösse er sich, auf gut Glück durchs Fenster zu springen aus dem dritten Stock des Hauses! – Ich will es euch nur gestehen! – Als ich euch versicherte, ich sei, da Sylvesters Stück gegeben wurde, gar nicht im Theater gewesen, sondern urteile nur von Hörensagen, so habe ich euch mit eurer gütigen Erlaubnis belogen! – Allerdings saß ich auf einem entfernten Plätzchen, ein zweiter Sylvester, ein zweiter Dichter des Stücks. Denn unmöglich war bei ihm selbst die Spannung, das seltsame aus Lust und Unmut, aus beinahe bis zur Angst gesteigerter Befangenheit zusammengesetzte Gefühl stärker als bei mir. Jedes Wort des Schauspielers, jede seiner Bewegungen, die mir nicht richtig schien, versetzte mir den Atem, und ich dachte: o du mein Himmel, kann das wirken, kann das gefallen? – und ist denn der Dichter daran schuld?"

„Du machst", nahm Sylvester das Wort, „das Ding zu arg. Auch mir versetzt, vorzüglich fängt das Stück an, eine schlimme Beklommenheit den Atem, die sich, geht das Ding gut vonstatten, äußert sich das Publikum gnädig, aber immer mehr und mehr verliert und einem sehr angenehmen Gefühl Platz macht, woran freilich das egoistische Wohlgefallen an der eignen Schöpfung den größten Anteil haben mag."

„O ihr Theaterdichter," rief Vinzenz, „ihr seid die eitelsten, die es gibt, euch ist der Beifall der Menge der wahre Honig von Hybla, den ihr genießt mit süßen Mienen! — Doch ich will den Advocatum diaboli machen und beibringen, daß euch eure Angst, eure Beklommenheit, die mancher bloß für den Krampf der Eitelkeit, der Gefallsucht halten möchte, ebensowenig zu verdenken ist als jedem, der ein hohes gewagtes Spiel spielt. Ihr setzt euer Ich ein, und Beifall ist der Gewinn, der Verlust aber nicht allein verwundender Tadel sondern noch, steigt dieser bis zu unverhohlner öffentlicher Äußerung, jener Makel des Lächerlichen, der das ärgste und wenigstens nach der Meinung der Franzosen die fürchterlichste Verdammnis ist, die ein Mensch hienieden dulden kann. — Tugendhafte Franzmänner wollen daher ja auch viel lieber für ausgemachte Schurken gelten, als lächerlich erscheinen. — Ganz gewiß ist es, daß den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft, den er oft Zeit seines Lebens nicht abschüttelt. Selbst nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und schon mancher, dem dergleichen geschah, ist verzweiflungsvoll in die triste Einöde jener Dichtungen geflohen, die sich wie Schauspiele gebärden, indessen, wie der Autor auf das heiligste versichert, durchaus nicht für das Theater bestimmt sind."

„Ich gebe", sprach Theodor, „euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Überzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Komponisten, ein gar gewagtes Spiel ist, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt sein Eigentum preisgeben dem Winde und den Wellen. Bedenkt man nämlich,

von welchen tausend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stücks abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effekt irgend einer Stelle an dem Ungeschick eines einzigen Sängers, eines einzigen Instrumentalisten scheitert, wie oft" —

„Hört! hört!" unterbrach Vinzenz den Freund, „hört! hört! rufe ich wie die edlen Lords im englischen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff steht, recht aus der Schule zu schwatzen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein paar Jahren auf das Theater brachte! ‚Da ich nun', sprach er, ‚ein Dutzend mißlungene Proben angeschaut habe, da noch selbst in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im reinen war, sowie mit dem Verständnis des ganzen Werks überhaupt, so bin ich über die Zweideutigkeit des Schicksals, das gleich einer schwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz beruhigt. Fällt mein Werk, so falle es denn! mir ist alle Besorgnis deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angst und Beklommenheit des Autors' — und was dergleichen schöne Redensarten noch mehr waren. Genug, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund sah und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblaß, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, versicherte sehr heftig, beinahe habe er vergessen, daß seine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Überrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Ärmel stecken, so daß ihm meine Beihülfe nötig, rannte dann, ohne ein Wort zu sprechen, wie besessen über die Straße und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erste Akkord der Ouvertüre losschlug, dem erschrockenen Logenschließer in die Arme, dann aber —"

„Still! still!" rief Theodor, „was meine Oper und deren Aufführung betrifft, so will ich euch, sollt' es euch einmal wieder gemütlich sein, über Musik zu sprechen, manches darüber sagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen" —

„Schon viel zu viel", nahm Lothar das Wort, „haben wir

überdem über ein und dasselbe geschwatzt, und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdötchen von Voltaire sehr wohl gefällt, der einmal, als ein Trauerspiel – irr' ich nicht, so war es Zaire – [gegeben werden sollte,] über das Schicksal seines Werks in solch schrecklicher Angst war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu seiner Wohnung waren aber Boten ausgestellt, die von Moment zu Moment ihm telegraphische Nachrichten von dem Gange des Stücks zubringen mußten, so daß er auf seiner Stube im Schlafrock alle Qualen, alle Lust des Autors gemächlich zu empfinden imstande war."

„Sollte," sprach Sylvester, „sollte dies Anekdötlein nicht eine gute Theaterszene geben und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauspieler sein, der die sogenannten Charakterrollen spielt? – Man denke sich Voltaire auf der Bühne – er empfängt die Nachrichten – ‚Das Publikum ist unruhig! –' ‚Ha,' ruft er, ‚ist es möglich, deine Teilnahme zu erregen, leichtsinniges Volk! –' Das Publikum applaudiert, schreit vor Entzücken! – ‚Ha! wackre Franzosen, ihr versteht euern Voltaire und habt ihn –' Das Publikum zischt, auch lassen sich Pfeiflein hören! – ‚Verräter, treulose! – das mir, das mir –'"

„Halt, halt," rief Ottmar, „Sylvester macht uns hier in der Begeisterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Lustspiel, statt daß er als ein würdiger Serapions-Bruder für uns sorgen und die Erzählung vorlesen soll, deren sehr anziehenden Stoff er mir vor einiger Zeit brieflich mitteilte, und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat."

„Wir haben", sprach Sylvester, „soeben an Voltaire gedacht, ihr möget daher, meine teuren Serapions-Brüder, an sein Siècle de Louis XIV. und an dies Zeitalter überhaupt selbst denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demütigst eurer gütigen Aufnahme empfehle."

Sylvester las:

Das Fräulein von Scuderi

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmutigen Verse, durch die Gunst Ludwig des XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät um Mitternacht — es mochte im Herbste des Jahres 1680 sein — wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut widerhallte. — Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienten und Türsteher zugleich vorstellte, war mit Erlaubnis seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen und sie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hause geblieben sei; aller Frevel von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuter, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobe und, eingelassen, ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend und den Baptiste verwünschend samt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immerfort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: „So macht doch nur auf um Christus willen, so macht doch nur auf!“ Endlich in steigender Angst ergriff die Martiniere schnell den Leuchter mit der brennenden Kerze und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm sie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: „Um Christus willen, so macht doch nur auf!“ „In der Tat,“ dachte die Martiniere „so spricht doch wohl kein Räuber; wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht sucht bei meiner Herrschaft, die ja geneigt ist



MAGD[NE]. DE SCUDERI.

Morte à Paris le 2 Juin 1701.

Agée de 95 ans.



zu jeder Wohltat. Aber laßt uns vorsichtig sein!" – Sie öffnete ein Fenster und rief hinab, wer denn da unten in später Nacht so an der Haustür tobe und alles aus dem Schlafe wecke, indem sie ihrer tiefen Stimme so viel Männliches zu geben sich bemühte als nur möglich. In dem Schimmer der Mondesstrahlen, die eben durch die finstern Wolken brachen, gewahrte sie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Gestalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, so, daß es der unten vernehmen konnte: „Baptiste, Claude, Pierre, steht auf und seht einmal zu, welcher Taugenichts uns das Haus einschlagen will!" Da sprach es aber mit sanfter, beinahe klagender Stimme von unten herauf: „Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es seid, liebe Frau, so sehr Ihr Eure Stimme zu verstellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiste über Land gegangen ist und Ihr mit Eurer Herrschaft allein im Hause seid. Macht mir nur getrost auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein sprechen, noch in dieser Minute." „Wo denkt Ihr hin," erwiderte die Martiniere, „mein Fräulein wollt Ihr sprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß sie längst schläft, und daß ich sie um keinen Preis wecken werde aus dem ersten süßesten Schlummer, dessen sie in ihren Jahren wohl bedarf." „Ich weiß," sprach der Untenstehende, „ich weiß, daß Euer Fräulein soeben das Manuskript ihres Romans, Clelia geheißen, an dem sie rastlos arbeitet, beiseite gelegt hat und jetzt noch einige Verse aufschreibt, die sie morgen bei der Marquise de Maintenon vorzulesen gedenkt. Ich beschwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit und öffnet mir die Türe. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Ehre, Freiheit, ja das Leben eines Menschen abhängt von diesem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein sprechen muß. Bedenkt, daß Eurer Gebieterin Zorn ewig auf Euch lasten würde, wenn Sie erführe, daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu erflehen, hartherzig von der

Türe wieset." „Aber warum sprecht Ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieser ungewöhnlichen Stunde, kommt morgen zu guter Zeit wieder," so sprach die Martiniere herab; da erwiderte der unten: „Kehrt sich denn das Schicksal, wenn es verderbend wie der tötende Blitz einschlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur ein Augenblick Rettung noch möglich ist, die Hülfe aufgeschoben werden? Öffnet mir die Türe, fürchtet doch nur nichts von einem Elenden, der schutzlos, verlassen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geschick Euer Fräulein um Rettung anflehen will aus drohender Gefahr!" Die Martiniere vernahm, wie der Untenstehende bei diesen Worten vor tiefem Schmerz stöhnte und schluchzte; dabei war der Ton von seiner Stimme der eines Jünglings, sanft und eindringend tief in die Brust. Sie fühlte sich im Innersten bewegt; ohne sich weiter lange zu besinnen, holte sie die Schlüssel herbei.

Sowie sie die Türe kaum geöffnet, drängte sich ungestüm die im Mantel gehüllte Gestalt hinein und rief, der Martiniere vorbeischreitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!" Erschrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenschimmer fiel in ein todbleiches, furchtbar entstelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden sinken mögen, als nun der Mensch den Mantel auseinanderschlug und der blanke Griff eines Stiletts aus dem Brustlatz hervorragte. Es blitzte der Mensch sie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch!" Nun sah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendsten Gefahr, alle Liebe zu der teuren Herrschaft, in der sie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte stärker auf im Innern und erzeugte einen Mut, dessen sie wohl selbst sich nicht fähig geglaubt hätte. Sie warf die Türe ihres Gemachs, die sie offen gelassen, schnell zu, trat vor dieselbe und sprach stark und fest: „In der Tat, Euer tolles Betragen hier im Hause paßt schlecht zu Euern kläglichen Worten da draußen,

die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden sehr zu unrechter Zeit erweckt haben. Mein Fräulein sollt und werdet Ihr jetzt nicht sprechen. Habt Ihr nichts Böses im Sinn, dürft Ihr den Tag nicht scheuen, so kommt morgen wieder und bringt Eure Sache an! — jetzt schert Euch aus dem Hause!" Der Mensch stieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere starr an mit entsetzlichem Blick und griff nach dem Stilett. Die Martiniere befahl im stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb sie standhaft und sah dem Menschen keck ins Auge, indem sie sich fester an die Türe des Gemachs drückte, durch welches der Mensch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch," rief der Mensch nochmals. „Tut was Ihr wollt," erwiderte die Martiniere, „ich weiche nicht von diesem Platz, vollendet nur die böse Tat, die Ihr begonnen, auch Ihr werdet den schmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz wie Eure verruchten Spießgesellen." „Ha," schrie der Mensch auf, „Ihr habt recht, la Martiniere! ich sehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgesellen sind nicht gerichtet, sind nicht gerichtet!" — Und damit zog er, giftige Blicke schießend auf die zum Tode geängstete Frau, das Stilett heraus. „Jesus!" rief sie, den Todesstoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ sich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechaussee — die Marechaussee. Hülfe, Hülfe!" schrie die Martiniere. „Entsetzliches Weib, du willst mein Verderben — nun ist alles aus, alles aus! — nimm! — nimm; gib das dem Fräulein heute noch — morgen wenn du willst" — dies leise murmelnd hatte der Mensch der Martiniere den Leuchter weggerissen, die Kerzen verlöscht und ihr ein Kästchen in die Hände gedrückt. „Um deiner Seligkeit willen, gib das Kästchen dem Fräulein," rief der Mensch und sprang zum Hause hinaus. Die Martiniere war zu Boden gesunken, mit Mühe stand sie auf und tappte sich in der Finsternis zurück in ihr Gemach, wo sie ganz erschöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnstuhl

sank. Nun hörte sie die Schlüssel klirren, die sie im Schloß der Haustüre hatte stecken lassen. Das Haus wurde zugeschlossen, und leise unsichere Tritte nahten sich dem Gemach. Fest gebannt, ohne Kraft sich zu regen, erwartete sie das Gräßliche; doch wie geschah ihr, als die Türe aufging und sie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den ersten Blick den ehrlichen Baptiste erkannte; der sah leichenblaß aus und ganz verstört. „Um aller Heiligen willen," fing er an, „um aller Heiligen willen, sagt mir, Frau Martiniere, was ist geschehen? Ach die Angst! die Angst! — Ich weiß nicht, was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit gestern abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk' ich, hat einen leisen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leise und säuberlich anpoche an die Haustüre, und mich hineinlassen. Da kommt mir eine starke Patrouille entgegen, Reuter, Fußvolk, bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlassen. Aber zum Glück ist Desgrais dabei, der Marechaussee-Leutnant, der mich recht gut kennt; der spricht, als sie mir die Laterne unter die Nase halten: ‚Ei, Baptiste, wo kommst du her des Wegs in der Nacht? Du mußt fein im Hause bleiben und es hüten. Hier ist es nicht geheuer, wir denken noch in dieser Nacht einen guten Fang zu machen.' Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir diese Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, und da stürzt ein verhüllter Mensch aus dem Hause, das blanke Stilett in der Faust, und rennt mich um und um — das Haus ist offen, die Schlüssel stecken im Schlosse — sagt, was hat das alles zu bedeuten?" Die Martiniere, von ihrer Todesangst befreit, erzählte, wie sich alles begeben. Beide, sie und Baptiste, gingen in den Hausflur, sie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Mensch ihn im Entfliehen hingeworfen. „Es ist nur zu gewiß," sprach Baptiste, „daß unser Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden sollte. Der Mensch wußte, wie Ihr erzählt, daß Ihr allein wart mit dem Fräulein, ja sogar,

daß sie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spitzbuben, die bis ins Innere der Häuser dringen, alles listig auskundschaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teuflischen Anschläge dienlich. Und das kleine Kästchen, Frau Martiniere, das, denk' ich, werfen wir in die Seine, wo sie am tiefsten ist. Wer steht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unserm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß sie, das Kästchen öffnend, nicht tot niedersinkt wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten! –" Lange ratschlagend beschlossen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen alles zu erzählen und ihr auch das geheimnisvolle Kästchen einzuhändigen, das ja mit gehöriger Vorsicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten sie genau jeden Umstand der Erscheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein besonderes Geheimnis im Spiele sein könne, über das sie eigenmächtig nicht schalten dürften, sondern die Enthüllung ihrer Herrschaft überlassen müßten. –

Baptistes Besorgnisse hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchtesten Greueltaten, gerade zu der Zeit bot die teuflischste Erfindung der Hölle die leichtesten Mittel dazu dar.

Glaser, ein teutscher Apotheker, der beste Chemiker seiner Zeit, beschäftigte sich, wie es bei Leuten von seiner Wissenschaft wohl zu geschehen pflegt, mit alchymistischen Versuchen. Er hatte es darauf abgesehen, den Stein der Weisen zu finden. Ihm gesellte sich ein Italiener zu, namens Exili. Diesem diente aber die Goldmacherkunst nur zum Vorwande. Nur das Mischen, Kochen, Sublimieren der Giftstoffe, in denen Glaser sein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tötend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt und alle Kunst, alle Wissenschaft

der Ärzte täuscht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen. So vorsichtig Exili auch zu Werke ging, so kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs und wurde nach der Bastille gebracht. In dasselbe Zimmer sperrte man bald darauf den Hauptmann Godin de Sainte Croix ein. Dieser hatte mit der Marquise de Brinvillier lange Zeit in einem Verhältnisse gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen seiner Gemahlin, ihren Vater, Dreux d'Aubray, Zivil-Leutnant zu Paris, nötigte, das verbrecherische Paar durch einen Verhaftsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenschaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Lastern aller Art geneigt von Jugend auf, eifersüchtig, rachsüchtig bis zur Wut, konnte dem Hauptmann nichts willkommner sein als Exilis teuflisches Geheimnis, das ihm die Macht gab, alle seine Feinde zu vernichten. Er wurde Exilis eifriger Schüler und tat es bald seinem Meister gleich, so daß er, aus der Bastille entlassen, allein fortzuarbeiten imstande war.

Die Brinvillier war ein entartetes Weib, durch Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer. Er vermochte sie nach und nach, erst ihren eignen Vater, bei dem sie sich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder und endlich ihre Schwester zu vergiften; den Vater aus Rache, die andern der reichen Erbschaft wegen. Die Geschichte mehrerer Giftmörder gibt das entsetzliche Beispiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderstehlichen Leidenschaft werden. Ohne weitern Zweck, aus reiner Lust daran, wie der Chemiker Experimente macht zu seinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Personen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich sein konnte. Das plötzliche Hinsterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brote, welche die Brinvillier dort wöchentlich auszuteilen pflegte, um als Muster der Frömmigkeit und des Wohltuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß ist es aber, daß sie

Taubenpasteten vergiftete und sie den Gästen, die sie geladen, vorsetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Personen fielen als Opfer dieser höllischen Mahlzeiten. Sainte Croix, sein Gehülfe la Chaussee, die Brinvillier wußten lange Zeit hindurch ihre gräßliche Untaten in undurchdringliche Schleier zu hüllen; doch welche verruchte List verworfener Menschen vermag zu bestehen, hat die ewige Macht des Himmels beschlossen, schon hier auf Erden die Frevler zu richten! – Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren so fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariser) bei der Bereitung offen, ein einziger Atemzug hinreichte, sich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei seinen Operationen eine Maske von feinem Glase. Diese fiel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole schütten wollte, herab, und er sank, den feinen Staub des Giftes einatmend, augenblicklich tot nieder. Da er ohne Erben verstorben, eilten die Gerichte herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand sich, in einer Kiste verschlossen, das ganze höllische Arsenal des Giftmords, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote gestanden, aber auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden, die über ihre Untaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloster. Desgrais, ein Beamter der Marechaussee, wurde ihr nachgesendet. Als Geistlicher verkleidet, erschien er in dem Kloster, wo sie sich verborgen. Es gelang ihm, mit dem entsetzlichen Weibe einen Liebeshandel anzuknüpfen und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft in einem einsamen Garten vor der Stadt zu verlocken. Kaum dort angekommen, wurde sie aber von Desgrais' Häschern umringt, der geistliche Liebhaber verwandelte sich plötzlich in den Beamten der Marechaussee und nötigte sie, in den Wagen zu steigen, der vor dem Garten bereit stand und, von den Häschern umringt, geradeswegs nach Paris abfuhr. La Chaussee war schon früher enthauptet worden, die Brinvillier litt denselben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt und die Asche in die Lüfte zerstreut.

Die Pariser atmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderische Waffe ungestraft richten konnte gegen Feind und Freund. Doch bald tat es sich kund, daß des verruchten La Croix entsetzliche Kunst sich fort vererbt hatte. Wie ein unsichtbares tückisches Gespenst schlich der Mord sich ein in die engsten Kreise, wie sie Verwandtschaft – Liebe – Freundschaft nur bilden können, und erfaßte sicher und schnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Gesundheit gesehen, wankte morgen krank und siech umher, und keine Kunst der Ärzte konnte ihn vor dem Tode retten. Reichtum – ein einträgliches Amt – ein schönes, vielleicht zu jugendliches Weib – das genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grausamste Mißtrauen trennte die heiligsten Bande. Der Gatte zitterte vor der Gattin – der Vater vor dem Sohn – die Schwester vor dem Bruder. – Unberührt blieben die Speisen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo sonst Lust und Scherz gewaltet, spähten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man sah Familienväter ängstlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen und in dieser, jener schmutzigen Garküche selbst bereiten, in ihrem eigenen Hause teuflischen Verrat fürchtend. Und doch war manchmal die größte, bedachteste Vorsicht vergebens.

Der König, dem Unwesen, das immer mehr überhand nahm, zu steuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausschließlich die Untersuchung und Bestrafung dieser heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die sogenannte Chambre ardente, die ihre Sitzungen unfern der Bastille hielt, und welcher la Regnie als Präsident vorstand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnies Bemühungen, so eifrig sie auch sein mochten, fruchtlos, dem verschlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimsten Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken. – In der Vorstadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voisin geheißen, die sich mit Wahrsagen und Geisterbeschwören abgab und mit Hülfe ihrer

Spießgesellen, le Sage und le Vigoureur, auch selbst Personen, die eben nicht schwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erstaunen zu setzen wußte. Aber sie tat mehr als dieses. Exilis Schülerin wie la Croix, bereitete sie wie dieser das feine, spurlose Gift und half auf diese Weise ruchlosen Söhnen zur frühen Erbschaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimnis ein, sie gestand alles, die Chambre ardente verurteilte sie zum Feuertode, den sie auf dem Greveplatze erlitt. Man fand bei ihr eine Liste aller Personen, die sich ihrer Hülfe bedient hatten; und so kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, sondern auch schwerer Verdacht selbst auf Personen von hohem Ansehen lastete. So glaubte man, daß der Kardinal Bonzy bei der la Voisin das Mittel gefunden, alle Personen, denen er als Erzbischof von Narbonne Pensionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinsterben zu lassen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons, deren Namen man auf der Liste gefunden, der Verbindung mit dem teuflischen Weibe angeklagt, und selbst François Henri de Montmorenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marschall des Reichs, blieb nicht verschont. Auch ihn verfolgte die furchtbare Chambre ardente. Er stellte sich selbst zum Gefängnis in der Bastille, wo ihn Louvois und la Regnies Haß in ein sechs Fuß langes Loch einsperren ließ. Monate vergingen, ehe es sich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Rüge verdienen konnte. Er hatte sich einmal von le Sage das Horoskop stellen lassen.

Gewiß ist es, daß blinder Eifer den Präsidenten la Regnie zu Gewaltstreichen und Grausamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquisition an; der geringfügigste Verdacht reichte hin zu strenger Einkerkerung, und oft war es dem Zufall überlassen, die Unschuld des auf den Tod Angeklagten darzutun. Dabei war Regnie von garstigem Ansehen und heimtückischem Wesen, so daß er bald den Haß derer auf sich lud,

deren Rächer oder Schützer zu sein er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob sie den Teufel gesehen? erwiderte: „Mich dünkt, ich sehe ihn in diesem Augenblick!“

Während nun auf dem Greveplatz das Blut Schuldiger und Verdächtiger in Strömen floß und endlich der heimliche Giftmord seltner und seltner wurde, zeigte sich ein Unheil andrer Art, welches neue Bestürzung verbreitete. Eine Gaunerbande schien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Besitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verschwand auf unbegreifliche Weise, mochte er verwahrt sein, wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei sich zu tragen, auf offener Straße oder in finstern Gängen der Häuser beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davongekommen, sagten aus, ein Faustschlag auf den Kopf habe sie wie ein Wetterstrahl niedergestürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten sie sich beraubt und am ganz andern Orte als da, wo sie der Schlag getroffen, wiedergefunden. Die Ermordeten, wie sie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häusern lagen, hatten alle dieselbe tödliche Wunde. Einen Dolchstich ins Herz, nach dem Urteil der Ärzte so schnell und sicher tötend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden sinken mußte. Wer war an dem üppigen Hofe Ludwig des XIV., der nicht, in einen geheimen Liebeshandel verstrickt, spät zur Geliebten schlich und manchmal ein reiches Geschenk bei sich trug? – Als stünden die Gauner mit Geistern im Bunde, wußten sie genau, wenn sich so etwas zutragen sollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entsetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenson, der Polizeiminister, alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig schien, vergebens wütete la Regnie und suchte Geständnisse zu erpressen,

vergebens wurden Wachen, Patrouillen verstärkt, die Spur der Täter war nicht zu finden. Nur die Vorsicht, sich bis an die Zähne zu bewaffnen und sich eine Leuchte vortragen zu lassen, half einigermaßen, und doch fanden sich Beispiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängstet und der Herr in demselben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforschungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeste von den geraubten Kleinodien zum Vorschein kam und also auch hier keine Spur sich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais schäumte vor Wut, daß selbst seiner List die Spitzbuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er sich gerade befand, blieb verschont, während in dem andern, wo keiner Böses geahnt, der Raubmord seine reichen Opfer erspähte.

Desgrais besann sich auf das Kunststück, mehrere Desgrais zu schaffen, sich untereinander so ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Gesicht, daß selbst die Häscher nicht wußten, wo der rechte Desgrais stecke. Unterdessen lauschte er, sein Leben wagend, allein in den geheimsten Schlupfwinkeln und folgte von weitem diesem oder jenem, der auf seinen Anlaß einen reichen Schmuck bei sich trug. Der blieb unangefochten; also auch von dieser Maßregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais geriet in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präsidenten la Regnie, blaß, entstellt, außer sich. – „Was habt Ihr, was für Nachrichten? – Fandet Ihr die Spur?" ruft ihm der Präsident entgegen. „Ha – gnädiger Herr," fängt Desgrais an, vor Wut stammelnd, „ha, gnädiger Herr – gestern in der Nacht – unfern des Louvres ist der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart." „Himmel und Erde," jauchzt la Regnie auf vor Freude – „wir haben sie!" – „O hört nur," fällt Des-

grais mit bitterm Lächeln ein, „o hört nur erst, wie sich alles begeben. – Am Louvre steh' ich also und passe, die ganze Hölle in der Brust, auf die Teufel, die meiner spotten. Da kommt mit unsicherm Schritt, immer hinter sich schauend, eine Gestalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu sehen. Im Mondesschimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnt' ihn da erwarten, ich wußte, wo er hinschlich. Kaum ist er zehn – zwölf Schritte bei mir vorüber, da springt wie aus der Erde herauf eine Figur, schmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbesonnen, überrascht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, schrie ich laut auf und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zusetzen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich sehe den Menschen wie auf den Flügeln des Windes forteilen, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach – laufend stoße ich in mein Horn – aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häscher – es wird lebendig – Waffengeklirr, Pferdegetrappel von allen Seiten. – ‚Hierher – hierher – Desgrais – Desgrais!' schreie ich, daß es durch die Straßen hallt. – Immer sehe ich den Menschen vor mir im hellen Mondschein, wie er, mich zu täuschen, da – dort – einbiegt; wir kommen in die Straße Nicaise, da scheinen seine Kräfte zu sinken, ich strenge die meinigen doppelt an – noch funfzehn Schritte höchstens hat er Vorsprung" – „Ihr holt ihn ein – Ihr packt ihn, die Häscher kommen" ruft la Regnie mit blitzenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als sei der der fliehende Mörder selbst. – „Funfzehn Schritte," fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühsam atmend fort, „funfzehn Schritte vor mir springt der Mensch auf die Seite in den Schatten und verschwindet durch die Mauer." „Verschwindet? – durch die Mauer! – Seid Ihr rasend," ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zusammenschlägt. „Nennt mich," fährt Desgrais fort, sich die Stirne reibend wie einer, den böse Gedanken plagen, „nennt mich, gnädiger Herr,

immerhin einen Rasenden, einen törichten Geisterseher, aber es ist nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erstarrt stehe ich vor der Mauer, als mehrere Häscher atemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der sich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir zünden die Fackeln an, wir tappen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Türe, eines Fensters, einer Öffnung. Es ist eine starke steinerne Hofmauer, die sich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiseste Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich alles in genauen Augenschein genommen. — Der Teufel selbst ist es, der uns foppt."
Desgrais' Geschichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geisterbeschwörungen, Teufelsbündnissen der Voisin, des Vigoureux, des berüchtigten Priesters le Sage; und wie es denn nun in unserer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Übernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, so glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmut gesagt, wirklich der Teufel selbst die Verruchten schütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es sich denken, daß Desgrais' Geschichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzschnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgestalt vorstellend, die vor dem erschrockenen Desgrais in die Erde versinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuschüchtern und selbst den Häschern allen Mut zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Straßen durchirrten, mit Amuletten behängt und eingeweicht in Weihwasser.

Argenson sah die Bemühungen der Chambre ardente scheitern und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnterer Macht den Tätern nachspüre und sie strafe. Der König, überzeugt, schon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erschüttert von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der blutgierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorschlag gänzlich von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König nachmittags aufzuhalten und wohl auch mit seinen Ministern bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sei es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, wider den man sich nicht wappnen könne. Ludwig, der leuchtende Polarstern aller Liebe und Galanterie, der möge hellaufstrahlend die finstre Nacht zerstreuen und so das schwarze Geheimnis, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der seine Feinde niedergeschmettert, werde nun auch sein siegreich funkelndes Schwert zücken und wie Herkules die Lernäische Schlange, wie Theseus den Minotaur das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebeslust wegzehre und alle Freude verdüstre in tiefes Leid, in trostlose Trauer.

So ernst die Sache auch war, so fehlte es diesem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, wie die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten sich ängstigen müßten, wie die Angst schon alle Liebeslust, jedes schöne Abenteuer der Galanterie im Aufkeimen töte, an geistreich-witzigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß alles in einen hochtrabenden Panegyrikus auf Ludwig XIV. ausging, so konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit sichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zustandegekommen, drehte er sich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, rasch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab und fragte dann anmutig lächelnd, was sie von den Wünschen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernsten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit, er-

widerte, daß geheime verbotene Wege eben keines besondern Schutzes würdig, die entsetzlichen Verbrecher aber wohl besonderer Maßregeln zu ihrer Vertilgung wert wären. Der König, mit dieser schwankenden Antwort unzufrieden, schlug das Papier zusammen und wollte zurück zu dem Staatssekretär, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm bei einem Blick, den er seitwärts warf, die Scuderi ins Auge fiel, die zugegen war und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Lehnsessel Platz genommen hatte. Auf diese schritt er nun los; das anmutige Lächeln, das erst um Mund und Wangen spielte und das verschwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein stehend und das Gedicht wieder auseinander faltend, sprach er sanft: „Die Marquise mag nun einmal von den Galanterien unserer verliebten Herren nichts wissen und weicht mir aus auf Wegen, die nichts weniger als verboten sind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik?" — Die Scuderi stand ehrerbietig auf von ihrem Lehnsessel, ein flüchtiges Rot überflog wie Abendpurpur die blassen Wangen der alten würdigen Dame, sie sprach, sich leise verneigend, mit niedergeschlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erstaunt über den ritterlichen Geist dieser wenigen Worte, die das ganze Gedicht mit seinen ellenlangen Tiraden zu Boden schlugen, rief mit blitzenden Augen: „Beim heiligen Dionys, Ihr habt recht, Fräulein! Keine blinde Maßregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Feigheit schützen; mögen Argenson und la Regnie das ihrige tun!" —

Alle die Greuel der Zeit schilderte nun die Martiniere mit den lebhaftesten Farben, als sie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was sich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnisvolle Kästchen. So-

wohl sie als Baptiste, der ganz verblaßt in der Ecke stand und vor Angst und Beklommenheit die Nachtmütze in den Händen knetend kaum sprechen konnte, baten das Fräulein auf das Wehmütigste um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichster Behutsamkeit das Kästchen zu öffnen. Die Scuderi, das verschlossene Geheimnis in der Hand wiegend und prüfend, sprach lächelnd: „Ihr seht beide Gespenster!" — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes wert, zu holen sind, das wissen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr selbst sagt, das Innerste der Häuser erspähen, wohl ebensogut als ich und ihr. Auf mein Leben soll es abgesehen sein? Wem kann was an dem Tode liegen einer Person von dreiundsiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Bösewichter und Friedenstörer in den Romanen, die sie selbst schuf, die mittelmäßige Verse macht, welche niemandes Neid erregen können, die nichts hinterlassen wird als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und du, Martiniere! du magst nun die Erscheinung des fremden Menschen so schreckhaft beschreiben, wie du willst, doch kann ich nicht glauben, daß er Böses im Sinne getragen.

Also! —"

Die Martiniere prallte drei Schritte zurück, Baptiste sank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden stählernen Knopf drückte und der Deckel des Kästchens mit Geräusch aufsprang.

Wie erstaunte das Fräulein, als ihr aus dem Kästchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen besetzte Armbänder und eben ein solcher Halsschmuck entgegenfunkelten. Sie nahm das Geschmeide heraus, und indem sie die wundervolle Arbeit des Halsschmucks lobte, beäugelte die Martiniere die reichen Armbänder und rief ein Mal über das andere, daß ja selbst die eitle Montespan nicht solchen Schmuck besitze. „Aber was soll das, was hat

das zu bedeuten," sprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte sie auf dem Boden des Kästchens einen kleinen zusammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte sie den Aufschluß des Geheimnisses darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte sie, was er enthielt, gelesen, entfiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen sprechenden Blick zum Himmel und sank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnsessel zurück. Erschrocken sprang die Martiniere, sprang Baptiste ihr bei. „O," rief sie nun mit von Tränen halb erstickter Stimme, „o der Kränkung, o der tiefen Beschämung! Muß mir das noch geschehen im hohen Alter! Hab' ich denn im törichten Leichtsinn gefrevelt wie ein junges, unbesonnenes Ding? — O Gott, sind Worte, halb im Scherz hingeworfen, solcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blieb von Kindheit an, darf dann mich das Verbrechen des teuflischen Bündnisses zeihen?"

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martiniere und Baptiste ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnisvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

„Un amant qui craint les voleurs
„n'est point digne d'amour.

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die „wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern „üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise „vergeudet werden sollten, von großer Verfolgung errettet. Als „einen Beweis unserer Dankbarkeit nehmet gütig diesen Schmuck „an. Es ist das Kostbarste, was wir seit langer Zeit haben „auftreiben können, wiewohl Euch, würdige Dame! viel schöneres „Geschmeide zieren sollte, als dieses nun eben ist. Wir bitten,

„daß Ihr uns Eure Freundschaft und Euer huldvolles An-
„denken nicht entziehen möget.

Die Unsichtbaren."

„Ist es möglich," rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen erholt hatte, „ist es möglich, daß man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann?" – Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hochroter Seide, und so kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Kästchen lagen, in rötlichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geschmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martiniere, nachdem sie Halsschmuck und Armbänder sogleich in das Kästchen verschlossen, meinte, daß es wohl am geratensten sein würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhändigung des Kästchens zugetragen.

Die Scuderi stand auf und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu tun sei. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragsessel zu holen, der Martiniere aber, sie anzukleiden, weil sie auf der Stelle hin wolle zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zur Marquise gerade zu der Stunde, wenn diese, wie die Scuderi wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wohl mußte die Marquise sich hoch verwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre die Liebenswürdigkeit, die Anmut selbst, eintreten sah blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen ist Euch widerfahren?" rief sie der armen beängsteten Dame entgegen, die, ganz außer sich selbst, kaum imstande, sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnsessel zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräu-

lein, welche tiefe, nicht zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtsame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie alles von Moment zu Moment erfahren, urteilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereignis viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gesindels nie ein frommes edles Gemüt treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästchen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Geschmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsschmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenster, wo sie bald die Juwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häkchen der verschlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt Ihr wohl, Fräulein! daß diese Armbänder, diesen Halsschmuck niemand anders gearbeitet haben kann als René Cardillac?" – René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris, einer der kunstreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von starkem, muskulösem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieser Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krause, rötliche Haupthaar und das gedrungene gleißende Antlitz. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Cardillac war in seiner Kunst der Geschickteste nicht sowohl in Paris als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu

fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, so geringe war er, mit der Arbeit in keinem Verhältnis zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern, und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens – Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterwerk, das den Besteller in Erstaunen setzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer innern Wut, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Wert, bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern müssen, so war er imstande, wie unsinnig umherzulaufen, sich, seine Arbeit, alles um sich her verwünschend. Aber sowie einer hinter ihm herrannte und laut schrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halsschmuck machen für meine Braut – Armbänder für mein Mädchen u. s. w.“ dann stand er plötzlich still, blitzte den an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt Ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: „Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter Euern Händen“ – Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel wert sind, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken:

„Ho ho – gemeines Zeug? – mitnichten! – hübsche Steine – herrliche Steine, laßt mich nur machen! – und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln sollen wie die liebe Sonne selbst." – Der spricht: „Ich überlasse Euch alles, Meister René, und zahle, was Ihr wollt!" Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe sein, wirft sich Cardillac ungestüm an seinen Hals und drückt und küßt ihn und spricht, nun sei er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig sein. Er rennt über Hals und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstatt und hämmert darauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zustande gebracht. Aber sowie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrüßlich, grob, trotzig. – „Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit." – „Was schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach." – „Der Schmuck ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben." – „Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß und ihn heute nicht herausgeben werde." – „Und ich sage Euch, daß, wenn Ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, Ihr mich gleich mit Argensons dienstbaren Trabanten anrücken sehen sollt." – „Nun, so quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen und hänge drei Zentner an den Halsschmuck, damit er Eure Braut erdroßle!" – Und damit steckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Busentasche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubentür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er sieht, wie der arme junge Mensch, das Schnupftuch vor der blutigen Nase, aus dem Hause hinaushinkt. – Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Be-

steller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüts, mit den erschütterndsten Beteurungen, ja unter Schluchzen und Tränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unternommene Werk zu erlassen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetsten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinste Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf sich dem Könige zu Füßen und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Ebenso verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheues und Entsetzens verwarf er den Antrag derselben, einen kleinen, mit den Emblemen der Kunst verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

„Ich wette," sprach daher die Maintenon, „ich wette, daß Cardillac, schicke ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu erfahren, für wen er diesen Schmuck fertigte, sich weigert herzukommen, weil er vielleicht eine Bestellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starren Eigensinn, denn, wie ich höre, arbeitet er jetzt fleißiger als je und liefert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruß und weggewandtem Gesicht." Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sei es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigentümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderling ja gleich sagen lassen könne, wie man keine Arbeit, sondern nur sein Urteil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Cardillac geschickt, und, als sei er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Er schien, als er die Scuderi erblickte, betreten, und wie einer, der, von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Ansprüche des Schicklichen, wie sie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er sich zuerst tief und ehrfurchtsvoll vor dieser ehrwürdigen Dame und wandte sich dann erst zur Marquise. Die frug ihn hastig, indem sie auf das Geschmeide wies, das auf dem dunkelgrün

behängten Tisch funkelte, ob das seine Arbeit sei? Cardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquise ins Gesicht starrend, Armbänder und Halsschmuck schnell ein in das Kästchen, das daneben stand, und das er mit Heftigkeit von sich wegschob. Nun sprach er, indem ein häßliches Lächeln auf seinem roten Antlitz gleißte: „In der Tat, Frau Marquise, man muß René Cardillacs Arbeit schlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldschmied in der Welt solchen Schmuck fassen könne. Freilich ist das meine Arbeit." „So sagt denn," fuhr die Marquise fort, „für wen Ihr diesen Schmuck gefertigt habt." „Für mich ganz allein," erwiderte Cardillac, „ja Ihr möget," fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi, ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, diese voll banger Erwartung, wie sich nun die Sache wenden würde, „ja Ihr möget das nun seltsam finden, Frau Marquise, aber es ist dem so. Bloß der schönen Arbeit willen suchte ich meine besten Steine zusammen und arbeitete aus Freude daran fleißiger und sorgfältiger als jemals. Vor weniger Zeit verschwand der Schmuck aus meiner Werkstatt auf unbegreifliche Weise." „Dem Himmel sei es gedankt," rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten und sie rasch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnsessel aufsprang, auf den Cardillac losschritt und beide Hände auf seine Schultern legte, „empfangt," sprach sie dann, „empfangt, Meister René, das Eigentum, das Euch verruchte Spitzbuben raubten, wieder zurück." Nun erzählte sie ausführlich, wie sie zu dem Schmuck gekommen. Cardillac hörte alles schweigend mit niedergeschlagenen Augen an. Nur mitunter stieß er ein unvernehmliches: Hm! – So! – Ei! – Hoho! – aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald streichelte er leise Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Cardillac mit ganz besondern Gedanken, die währenddessen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entschluß sich nicht fügen und fördern. Er rieb sich die

Stirne, er seufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um hervorbrechenden Tränen zu steuern. Endlich ergriff er das Kästchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ sich auf ein Knie langsam nieder und sprach: „Euch, edles, würdiges Fräulein! hat das Verhängnis diesen Schmuck bestimmt. Ja, nun weiß ich es erst, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verschmäht es nicht, diesen Schmuck als das Beste, was ich wohl seit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen." „Ei, ei," erwiderte die Scuderi anmutig scherzend, „wo denkt Ihr hin, Meister René, steht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch so herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie kömmt Ihr denn dazu, mich so überreich zu beschenken? Geht, geht, Meister René, wär' ich schön wie die Marquise de Fontange und reich, in der Tat, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was soll diesen welken Armen die eitle Pracht, was soll diesem verhüllten Hals der glänzende Putz?" Cardillac hatte sich indessen erhoben und sprach wie außer sich, mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Kästchen der Scuderi hinhielt: „Tut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohe Verdienste im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geschenk nur für das Bestreben an, Euch recht meine innerste Gesinnung zu beweisen." — Als nun die Scuderi immer noch zögerte und zögerte, nahm die Maintenon das Kästchen aus Cardillacs Händen, sprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr, mit den Jahren zu schaffen und ihrer Last! — Und tut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen süßen Frucht, könnte das nur geschehen ohne Hand und ohne Finger? — Schlagt dem wackern Meister René nicht ab, das freiwillig als Geschenk zu empfangen, was tausend andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Bittens und Flehens unerachtet." —

Die Maintenon hatte der Scuderi das Kästchen währenddessen aufgedrungen, und nun stürzte Cardillac nieder auf die Knie — küßte der Scuderi den Rock — die Hände — stöhnte — seufzte — weinte — schluchzte — sprang auf — rannte wie unsinnig, Sessel — Tische umstürzend, daß Porzellain, Gläser zusammenklirrten, in toller Hast von dannen. —

Ganz erschrocken rief die Scuderi: „Um aller Heiligen willen, was widerfährt dem Menschen!" Doch die Marquise, in besonderer heiterer Laune bis zu sonst ihr ganz fremdem Mutwillen, schlug eine helle Lache auf und sprach: „Da haben wir's, Fräulein, Meister René ist in Euch sterblich verliebt und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte echter Galanterie Euer Herz zu bestürmen mit reichen Geschenken." Die Maintenon führte diesen Scherz weiter aus, indem sie die Scuderi ermahnte, nicht zu grausam zu sein gegen den verzweifelten Liebhaber, und diese wurde, Raum gebend angeborner Laune, hingerissen in den sprudelnden Strom tausend lustiger Einfälle. Sie meinte, daß sie, stünden die Sachen nun einmal so, endlich besiegt wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beispiel einer dreiundsiebzigjährigen Goldschmiedsbraut von untadeligem Adel aufzustellen. Die Maintenon erbot sich, die Brautkrone zu flechten und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich so ein kleiner Kiekindiewelt von Mädchen nicht viel wissen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufstand, um die Marquise zu verlassen, wurde sie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder sehr ernst, als ihr das Schmuckkästchen zur Hand kam. Sie sprach: „Doch, Frau Marquise! werde ich mich dieses Schmuckes niemals bedienen können. Er ist, mag es sich nun zugetragen haben, wie es will, einmal in den Händen jener höllischen Gesellen gewesen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündnis mit ihm, rauben und morden. Mir graust vor dem Blute, das an dem funkelnden Geschmeide zu kleben

scheint. — Und nun hat selbst Cardillacs Betragen, ich muß es gestehen, für mich etwas sonderbar Ängstliches und Unheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter diesem allem irgend ein grauenvolles, entsetzliches Geheimnis verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umstande, so kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimnis bestehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meister René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Bösem, Verdammlichem zu tun haben soll. So viel ist aber gewiß, daß ich niemals mich unterstehen werde, den Schmuck anzulegen."

Die Marquise meinte, das hieße die Skrupel zu weit treiben; als nun aber die Scuderi sie auf ihr Gewissen fragte, was sie in ihrer, der Scuderi, Lage wohl tun würde, antwortete sie ernst und fest: „Weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen."

Den Auftritt mit dem Meister René brachte die Scuderi in gar anmutige Verse, die sie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es sein, daß sie auf Kosten Meister Renés, alle Schauer unheimlicher Ahnung besiegend, das ergötzliche Bild der dreiundsiebzigjährigen Goldschmiedsbraut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzustellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerste hinein und schwur, daß Boileau Despréaux seinen Meister gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das witzigste galt, das jemals geschrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutsche der Herzogin von Montansier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutschen so neu, daß das neugierige Volk sich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erschien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutsche der Montansier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend.

Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geschimpfe und Gefluche und gewahrte, wie ein Mensch mit Faustschlägen und Rippenstößen sich Platz machte durch die dickste Masse. Und wie er näher kam, trafen sie die durchbohrenden Blicke eines todbleichen, gramverstörten Jünglings-Antlitzes. Unverwandt schaute der junge Mensch sie an, während er mit Ellbogen und Fäusten rüstig vor sich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit stürmender Hastigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schoß warf und, Stöße, Faustschläge austeilend und empfangend, verschwand, wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens war, sowie der Mensch am Kutschenschlage erschien, die Martiniere, die sich bei der Scuderi befand, entseelt in die Wagenkissen zurückgesunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutscher zu; der, wie vom bösen Geiste getrieben, peitschte auf die Pferde los, die, den Schaum von den Mäulern wegspritzend, um sich schlugen, sich bäumten, endlich in scharfem Trab fortdonnerten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Riechfläschchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufschlug und zitternd und bebend, sich krampfhaft festklammernd an die Herrschaft, Angst und Entsetzen im bleichen Antlitz, mühsam stöhnte: „Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Mensch? – Ach! er war es ja, er war es, derselbe, der Euch in jener schauervollen Nacht das Kästchen brachte!“ – Die Scuderi beruhigte die Arme, indem sie ihr vorstellte, daß ja durchaus nichts Böses geschehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wissen, was der Zettel enthalte. Sie schlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

Ein böses Verhängnis, das Ihr abwenden konntet, stößt mich in den Abgrund! – Ich beschwöre Euch wie der Sohn die Mutter, von der er nicht lassen kann, in der vollsten Glut kindlicher Liebe, den Halsschmuck und die Armbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand – um irgend etwas daran bessern – ändern zu lassen, zum Meister René Cardillac zu

schaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Tut Ihr es nicht bis übermorgen, so dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euern Augen!

„Nun ist es gewiß," sprach die Scuderi, als sie dies gelesen, „daß, mag der geheimnisvolle Mensch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böses im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu sprechen, wer weiß, welches sonderbare Ereignis, welch dunkles Verhältnis der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt auch nur die leiseste Ahnung vergebens in meiner Seele suche. Mag aber auch die Sache sich nun verhalten, wie sie will, das, was mir in diesem Blatt geboten wird, werde ich tun, und geschähe es auch nur, um den unseligen Schmuck los zu werden, der mir ein höllischer Talismann des Bösen selbst dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, seiner alten Sitte getreu, nicht so leicht wieder aus den Händen geben wollen."

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, sich mit dem Schmuck zu dem Goldschmied zu begeben. Doch war es, als hätten alle schönen Geister von ganz Paris sich verabredet, gerade an dem Morgen das Fräulein mit Versen, Schauspielen, Anekdoten zu bestürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerspiels geendet und schlau versichert, daß er nun wohl Racine zu schlagen gedenke, als dieser selbst eintrat und ihn mit irgend eines Königs pathetischer Rede zu Boden schlug, bis Boileau seine Leuchtkugeln in den schwarzen tragischen Himmel steigen ließ, um nur nicht ewig von der Kolonnade des Louvre schwatzen zu hören, in die ihn der architektische Doktor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte zur Herzogin Montansier, und so blieb der Besuch bei Meister René Cardillac bis zum andern Morgen verschoben.

Die Scuderi fühlte sich von einer besondern Unruhe gepeinigt. Beständig vor Augen stand ihr der Jüngling, und aus dem tiefsten Innern wollte sich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe sie

dies Antlitz, diese Züge schon gesehen. Den leisesten Schlummer störten ängstliche Träume, es war ihr, als habe sie leichtsinnig, ja strafwürdig versäumt, die Hand hülfreich zu erfassen, die der Unglückliche, in den Abgrund versinkend, nach ihr emporgestreckt, ja als sei es an ihr gewesen, irgend einem verderblichen Ereignis, einem heillosen Verbrechen zu steuern! – Sowie es nur hoher Morgen, ließ sie sich ankleiden und fuhr, mit dem Schmuckkästchen versehen, zu dem Goldschmied hin.

Nach der Straße Nicaise, dorthin, wo Cardillac wohnte, strömte das Volk, sammelte sich vor der Haustüre – schrie, lärmte, tobte – wollte stürmend hinein, mit Mühe abgehalten von der Marechaussee, die das Haus umstellt. Im wilden, verwirrten Getöse riefen zornige Stimmen: „Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder!" – Endlich erscheint Desgrais mit zahlreicher Mannschaft, die bildet durch den dicksten Haufen eine Gasse. Die Haustüre springt auf, ein Mensch, mit Ketten belastet, wird hinausgebracht und unter den greulichsten Verwünschungen des wütenden Pöbels fortgeschleppt. – In dem Augenblick, als die Scuderi halb entseelt vor Schreck und furchtbarer Ahnung dies gewahrt, dringt ein gellendes Jammergeschrei ihr in die Ohren. „Vor! – weiter vor!" ruft sie ganz außer sich dem Kutscher zu, der mit einer geschickten raschen Wendung den dicken Haufen auseinanderstäubt und dicht vor Cardillacs Haustüre hält. Da sieht die Scuderi Desgrais und zu seinen Füßen ein junges Mädchen, schön wie der Tag, mit aufgelösten Haaren, halb entkleidet, wilde Angst, trostlose Verzweiflung im Antlitz, die hält seine Knie umschlungen und ruft mit dem Ton des entsetzlichsten, schneidendsten Todesschmerzes: „Er ist ja unschuldig! – er ist unschuldig!" Vergebens sind Desgrais', vergebens seiner Leute Bemühungen, sie loszureißen, sie vom Boden aufzurichten. Ein starker ungeschlachter Kerl ergreift endlich mit plumpen Fäusten die Arme, zerrt sie mit Gewalt weg von Desgrais, strauchelt ungeschickt, läßt das Mädchen fahren, die hinabschlägt die steinernen

Stufen und lautlos – tot auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi sich nicht halten. „In Christus Namen, was ist geschehen, was geht hier vor?" ruft sie, öffnet rasch den Schlag, steigt aus. – Ehrerbietig weicht das Volk der würdigen Dame, die, als sie sieht, wie ein paar mitleidige Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen gesetzt haben, ihr die Stirne mit starkem Wasser reiben, sich dem Desgrais nähert und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es ist das Entsetzliche geschehen," spricht Desgrais, „René Cardillac wurde heute morgen durch einen Dolchstich ermordet gefunden. Sein Geselle Olivier Brußon ist der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängnis." – „Und das Mädchen?" ruft die Scuderi, – „ist," fällt Desgrais ein, „ist Madelon, Cardillacs Tochter. Der verruchte Mensch war ihr Geliebter. Nun weint und heult sie und schreit ein Mal übers andere, daß Olivier unschuldig sei, ganz unschuldig. Am Ende weiß sie von der Tat, und ich muß sie auch nach der Conciergerie bringen lassen." Desgrais warf, als er dies sprach, einen tückischen, schadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebte. Eben begann das Mädchen leise zu atmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geschlossenen Augen lag sie da, und man wußte nicht, was zu tun, sie ins Haus bringen oder ihr noch länger beistehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Tränen in den Augen, blickte die Scuderi den unschuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und seinen Gesellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Cardillacs Leichnam. Schnell entschlossen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, Ihr möget für das übrige sorgen, Desgrais!" Ein dumpfes Murmeln des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte sich hinzu, hundert Hände mühten sich, ihnen beizustehen, und wie in den Lüften schwebend wurde das Mädchen in die Kutsche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unschuld dem Blutgericht entrissen, von allen Lippen strömten.

Serons, des berühmtesten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Madelon, die stundenlang in starrer Bewußtlosigkeit gelegen, wieder zu sich selbst zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem sie manchen milden Hoffnungsstrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Tränenstrom, der ihr aus den Augen stürzte, ihr Luft machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Übermacht des durchbohrendsten Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erstickte, zu erzählen, wie sich alles begeben.

Um Mitternacht war sie durch leises Klopfen an ihrer Stubentüre geweckt worden und hatte Oliviers Stimme vernommen, der sie beschworen, doch nur gleich aufzustehen, weil der Vater im Sterben liege. Entsetzt sei sie aufgesprungen und habe die Tür geöffnet. Olivier, bleich und entstellt, von Schweiß triefend, sei, das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkstatt gegangen, sie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit starren Augen und geröchelt im Todeskampfe. Jammernd habe sie sich auf ihn gestürzt und nun erst sein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe sie sanft weggezogen und sich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Brust des Vaters mit Wundbalsam zu waschen und zu verbinden. Währenddessen sei des Vaters Besinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört und sie, dann aber Olivier mit seelenvollem Blick angeschaut, ihre Hand ergriffen, sie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und sie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe sich mit einem schneidenden Laut in die Höhe gerichtet, sei aber gleich wieder zurückgesunken und mit einem tiefen Seufzer verschieden. Nun hätten sie beide laut gejammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meister auf einem Gange, den er mit ihm auf sein Geheiß in der Nacht habe machen müssen, in seiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anstrengung den schweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hause getragen. Sowie der

Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Jammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekommen und hätten sie noch ganz trostlos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun sei Lärm entstanden, die Marechaussee eingedrungen und Olivier als Mörder seines Meisters ins Gefängnis geschleppt worden. Madelon fügte nun die rührendste Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Olivier hinzu. Wie er den Meister, als sei er sein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieser seine Liebe in vollem Maß erwidert, wie er ihn trotz seiner Armut zum Eidam erkoren, weil seine Geschicklichkeit seiner Treue, seinem edlen Gemüt gleichgekommen. Das alles erzählte Madelon aus dem innersten Herzen heraus und schloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beisein dem Vater den Dolch in die Brust gestoßen hätte, sie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines solchen entsetzlichen, grauenvollen Verbrechens fähig sein könne.

Die Scuderi, von Madelons namenlosen Leiden auf das tiefste gerührt und ganz geneigt, den armen Olivier für unschuldig zu halten, zog Erkundigungen ein und fand alles bestätigt, was Madelon über das häusliche Verhältnis des Meisters mit seinem Gesellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbaren rühmten einstimmig den Olivier als das Muster eines sittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte Böses von ihm, und doch, war von der gräßlichen Tat die Rede, zuckte jeder die Achseln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die Chambre ardente gestellt, leugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellsten Freimut die ihm angeschuldigte Tat und behauptete, daß sein Meister in seiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergestoßen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sei. Auch dies stimmte also mit Madelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinsten Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen. Sie forschte genau, ob jemals ein Streit zwischen Meister und Gesellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Jähzorn sei, der oft wie ein blinder Wahnsinn die gutmütigsten Menschen überfällt und zu Taten verleitet, die alle Willkür des Handelns auszuschließen scheinen. Doch je begeisterter Madelon von dem ruhigen häuslichen Glück sprach, in dem die drei Menschen in innigster Liebe verbunden lebten, desto mehr verschwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles dessen, was laut für seine Unschuld spräche, dennoch Cardillacs Mörder gewesen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entsetzlichen Tat, die in jedem Fall Oliviers Glück zerstören mußte. — Er ist arm, aber geschickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmtesten Meisters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meister begünstigt seine Liebe; Glück, Wohlstand für sein ganzes Leben wird ihm erschlossen! — Sei es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weise gereizt, Olivier, vom Zorn übermannt, seinen Wohltäter, seinen Vater mörderisch anfiel, welche teuflische Heuchelei gehört dazu, nach der Tat sich so zu betragen, als es wirklich geschah! — Mit der festen Überzeugung von Oliviers Unschuld faßte die Scuderi den Entschluß, den unschuldigen Jüngling zu retten, koste es, was es wolle.

Es schien ihr, ehe sie die Huld des Königs selbst vielleicht anrufe, am geratensten, sich an den Präsidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umstände, die für Oliviers Unschuld sprechen mußten, aufmerksam zu machen und so vielleicht in des Präsidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günstige Überzeugung zu erwecken, die sich wohltätig den Richtern mitteilen sollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung, auf die die würdige Dame, von dem Könige selbst hoch geehrt, gerechten Anspruch machen konnte. Er hörte ruhig alles an, was

sie über die entsetzliche Tat, über Oliviers Verhältnisse, über seinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämisches Lächeln war indessen alles, womit er bewies, daß die Beteurungen, die von häufigen Tränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten sein, sondern auch auf alles achten müsse, was zu seinen Gunsten spräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüberglitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erschöpft, die Tränen von den Augen wegtrocknend, schwieg, fing Regnie an: „Es ist ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Tränen eines jungen verliebten Mädchens, alles glaubt, was sie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig seid, den Gedanken einer entsetzlichen Untat zu fassen, aber anders ist es mit dem Richter, der gewohnt ist, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amts sein, jedem, der mich frägt, den Gang eines Kriminalprozesses zu entwickeln. Fräulein! ich tue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urteil der Welt. Zittern sollen die Bösewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber vor Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grausamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutschuld des jungen Bösewichts, der, dem Himmel sei es gedankt! der Rache verfallen ist, klar vor Augen lege. Euer scharfsinniger Geist wird dann selbst die Gutmütigkeit verschmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anstehen würde. – Also! – Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchstoß ermordet gefunden. Niemand ist bei ihm als sein Geselle Olivier Brußon und die Tochter. In Oliviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von frischem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. ‚Cardillac ist,' spricht Olivier, ‚in der Nacht vor meinen Augen niedergestoßen worden.' – Man wollte ihn berauben? ‚Das weiß ich nicht!' – Du gingst mit ihm, und es war dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? – ihn festzuhalten? um Hülfe zu

rufen? ‚Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir ging der Meister, ich folgte ihm.‘ Warum in aller Welt so entfernt? – ‚Der Meister wollt’ es so.‘ Was hatte überhaupt Meister Cardillac so spät auf der Straße zu tun? – ‚Das kann ich nicht sagen.‘ Sonst ist er aber doch niemals nach neun Uhr abends aus dem Hause gekommen? – Hier stockt Olivier, er ist bestürzt, er seufzt, er vergießt Tränen, er beteuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen sei und seinen Tod gefunden habe. Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwiesen ist es bis zur vollkommensten Gewißheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin ist Oliviers Behauptung, er sei mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Haustüre ist mit einem schweren Schloß versehen, welches bei dem Auf- und Zuschließen ein durchdringendes Geräusch macht, dann aber bewegt sich der Türflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, so daß, wie es angestellte Versuche bewährt haben, selbst im obersten Stock des Hauses das Getöse widerhallt. Nun wohnt in dem untersten Stock, also dicht neben der Haustüre, der alte Meister Claude Patru mit seiner Aufwärterin, einer Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Diese beiden Personen hörten, wie Cardillac nach seiner gewöhnlichen Weise an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinabkam, die Türe mit vielem Geräusch verschloß und verrammelte, dann wieder hinaufstieg, den Abendsegen laut las und dann, wie man es an dem Zuschlagen der Türe vernehmen konnte, in sein Schlafzimmer ging. Meister Claude leidet an Schlaflosigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zutun. Die Aufwärterin schlug daher, es mochte halb zehn Uhr sein, in der Küche, in die sie, über den Hausflur gehend, gelangt, Licht an und setzte sich zum Meister Claude an den Tisch mit einer alten Chronik, in der sie las, während der Alte, seinen Gedanken nachhängend, bald sich in den Lehnstuhl setzte, bald wieder aufstand und, um Müdigkeit und Schlaf zu

gewinnen, im Zimmer leise und langsam auf und ab schritt. Es blieb alles still und ruhig bis nach Mitternacht. Da hörte sie über sich scharfe Tritte, einen harten Fall, als stürze eine schwere Last zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In beide kam eine seltsame Angst und Beklommenheit. Die Schauer der entsetzlichen Tat, die eben begangen, gingen bei ihnen vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ans Licht, was in der Finsternis begonnen." — „Aber," fiel die Scuderi ein, „aber um aller Heiligen willen, könnt Ihr bei allen Umständen, die ich erst weitläuftig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieser Tat der Hölle denken?" — „Hm," erwiderte la Regnie, „Cardillac war nicht arm — im Besitz vortrefflicher Steine." „Bekam," fuhr die Scuderi fort, „bekam denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergeßt, daß Olivier Cardillacs Schwiegersohn werden sollte." „Er mußte vielleicht teilen oder gar nur für andere morden," sprach la Regnie. „Teilen, für andere morden?" fragte die Scuderi in vollem Erstaunen. „Wißt," fuhr der Präsident fort, „wißt, mein Fräulein! daß Olivier schon längst geblutet hätte auf dem Greveplatz, stünde seine Tat nicht in Beziehung mit dem dicht verschleierten Geheimnis, das bisher so bedrohlich über ganz Paris waltete. Olivier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die, alle Aufmerksamkeit, alle Mühe, alles Forschen der Gerichtshöfe verspottend, ihre Streiche sicher und ungestraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß alles klar werden. Die Wunde Cardillacs ist denen ganz ähnlich, die alle auf der Straße, in den Häusern Ermordete und Beraubte trugen. Dann aber das Entscheidendste: seit der Zeit, daß Olivier Brußon verhaftet ist, haben alle Mordtaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher sind die Straßen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Olivier vielleicht an der Spitze jener Mordbande stand. Noch will er nicht bekennen, aber es gibt Mittel, ihn sprechen zu machen wider seinen Willen." „Und Madelon," rief die Scuderi, „und Madelon, die treue, unschuldige Taube." — „Ei," sprach la Regnie mit

einem giftigen Lächeln, „ei, wer steht mir dafür, daß sie nicht mit im Komplott ist. Was ist ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gelten ihre Tränen.“ „Was sagt Ihr,“ schrie die Scuderi, „es ist nicht möglich; den Vater! dieses Mädchen!“ – „O!“ fuhr la Regnie fort, „o! denkt doch nur an die Brinvillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genötigt sehe, Euch Euern Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu lassen.“ – Der Scuderi ging ein Grausen an bei diesem entsetzlichen Verdacht. Es war ihr, als könne vor diesem schrecklichen Manne keine Treue, keine Tugend bestehen, als spähe er in den tiefsten, geheimsten Gedanken Mord und Blutschuld. Sie stand auf. „Seid menschlich“, das war alles, was sie beklommen, mühsam atmend hervorbringen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzusteigen, bis zu der der Präsident sie mit zeremoniöser Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, selbst wußte sie nicht wie, ein seltsamer Gedanke. „Würd' es mir wohl erlaubt sein, den unglücklichen Olivier Brußon zu sehen?“ So fragte sie den Präsidenten, sich rasch umwendend. Dieser schaute sie mit bedenklicher Miene an, dann verzog sich sein Gesicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eigen. „Gewiß,“ sprach er, „gewiß wollt Ihr nun, mein würdiges Fräulein, Euerm Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unsern Augen geschehen, selbst Oliviers Schuld oder Unschuld prüfen. Scheut Ihr nicht den düstern Aufenthalt des Verbrechens, ist es Euch nicht gehässig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abstufungen zu sehen, so sollen für Euch in zwei Stunden die Tore der Conciergerie offen sein. Man wird Euch diesen Olivier, dessen Schicksal Eure Teilnahme erregt, vorstellen.“

In der Tat konnte sich die Scuderi von der Schuld des jungen Menschen nicht überzeugen. Alles sprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt wie la Regnie bei solch entscheidenden Tatsachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Madelon mit den lebendigsten Zügen der Scuderi vor Augen

gestellt, überstrahlte jeden bösen Verdacht, und so mochte sie lieber ein unerklärliches Geheimnis annehmen, als daran glauben, wogegen ihr ganzes Inneres sich empörte.

Sie gedachte, sich von Olivier noch einmal alles, wie es sich in jener verhängnisvollen Nacht begeben, erzählen zu lassen und so viel möglich in ein Geheimnis zu dringen, das vielleicht den Richtern verschlossen geblieben, weil es wertlos schien, sich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm sie Kettengerassel. Olivier Brußon wurde gebracht. Doch sowie er in die Türe trat, sank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als sie sich erholt hatte, war Olivier verschwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man sie nach dem Wagen bringe, fort, augenblicklich fort wollte sie aus den Gemächern der frevelnden Verruchtheit. Ach! — auf den ersten Blick hatte sie in Olivier Brußon den jungen Menschen erkannt, der auf dem Pontneuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, der ihr das Kästchen mit den Juwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnies schreckliche Vermutung ganz bestätigt. Olivier Brußon gehört zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meister! — Und Madelon? — So bitter noch nie vom innern Gefühl getäuscht, auf den Tod angepackt von der höllischen Macht auf Erden, an deren Dasein sie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entsetzlichen Verdacht, daß Madelon mit verschworen sein und teil haben könne an der gräßlichen Blutschuld. Wie es denn geschieht, daß der menschliche Geist, ist ihm ein Bild aufgegangen, emsig Farben sucht und findet, es greller und greller auszumalen, so fand auch die Scuderi, jeden Umstand der Tat, Madelons Betragen in den kleinsten Zügen erwägend, gar vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde manches, was ihr bisher als Beweis der Unschuld und Reinheit gegolten, sicheres Merkmal frevelicher Bosheit, studierter Heuchelei. Jener

herzzerreißende Jammer, die blutigen Tränen konnten wohl erpreßt sein von der Todesangst, nicht den Geliebten bluten zu sehen, nein — selbst zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich sich die Schlange, die sie im Busen nähre, vom Halse zu schaffen; mit diesem Entschluß stieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Madelon sich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat sie nicht treuer, zu ihr emporgerichtet, die Hände vor der wallenden Brust zusammengefaltet, jammerte und flehte sie laut um Hülfe und Trost. Die Scuderi, sich mühsam zusammenfassend, sprach, indem sie dem Ton ihrer Stimme so viel Ernst und Ruhe zu geben suchte, als ihr möglich: „Geh' — geh' — tröste dich nur über den Mörder, den die gerechte Strafe seiner Schandtaten erwartet. — Die heilige Jungfrau möge verhüten, daß nicht auf dir selbst eine Blutschuld schwer laste.“ „Ach, nun ist alles verloren!“ — Mit diesem gellenden Ausruf stürzte Madelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte sich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerrissen im Innern, entzweit mit allem Irdischen, wünschte die Scuderi nicht mehr in einer Welt voll höllischen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängnis an, das in bitterm Hohn ihr so viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu stärken, und nun in ihrem Alter das schöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Madelon fortbrachte, die leise seufzte und jammerte: „Ach! — auch sie — auch sie haben die Grausamen betört. — Ich Elende — armer, unglücklicher Olivier!“ — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte sich aus dem tiefsten Innern heraus die Ahnung eines Geheimnisses, der Glaube an Oliviers Unschuld. Bedrängt von den widersprechendsten Gefühlen, ganz außer sich rief die Scuderi: „Welcher Geist der Hölle hat mich in die entsetzliche Geschichte verwickelt, die mir das Leben kosten wird!“ — In dem

Augenblick trat Baptiste hinein, bleich und erschrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen sei. Seit dem abscheulichen Prozeß der la Voisin war Desgrais' Erscheinung in einem Hause der gewisse Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptistes Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: „Was ist dir, Baptiste? – Nicht wahr! – der Name Scuderi befand sich auf der Liste der la Voisin?“ „Ach, um Christus willen,“ erwiderte Baptiste, am ganzen Leibe zitternd, „wie möget Ihr nur so etwas aussprechen, aber Desgrais – der entsetzliche Desgrais tut so geheimnisvoll, so dringend, er scheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu sehen!“ – „Nun,“ sprach die Scuderi, „nun, Baptiste, so führt ihn nur gleich herein den Menschen, der Euch so fürchterlich ist, und der mir wenigstens keine Besorgnis erregen kann.“ – „Der Präsident,“ sprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, „der Präsident la Regnie schickt mich zu Euch, mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, kennte er nicht Euere Tugend, Euern Mut, läge nicht das letzte Mittel, eine böse Blutschuld an den Tag zu bringen, in Euern Händen, hättet Ihr nicht selbst schon teil genommen an dem bösen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Atem hält. Olivier Brußon, seitdem er Euch gesehen hat, ist halb rasend. So sehr er schon zum Bekenntnis sich zu neigen schien, so schwört er doch jetzt aufs neue bei Christus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unschuldig sei, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerkt, mein Fräulein, daß der letzte Zusatz offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm lasten. Doch vergebens ist alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, selbst die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beschwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verschaffen, Euch nur, Euch allein will er alles gestehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Brußons Bekenntnis zu hören.“ „Wie!“ rief die Scuderi ganz entrüstet, „soll ich dem Blutgericht

zum Organ dienen, soll ich das Vertrauen des unglücklichen Menschen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüst zu bringen? – Nein, Desgrais! mag Brußon auch ein verruchter Mörder sein, nie wär' es mir doch möglich, ihn so spitzbübisch zu hintergehen. Nichts mag ich von seinen Geheimnissen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Brust verschlossen bleiben würden." „Vielleicht," versetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, „vielleicht, mein Fräulein, ändert sich Eure Gesinnung, wenn Ihr Brußon gehört habt. Batet Ihr den Präsident nicht selbst, er sollte menschlich sein? Er tut es, indem er dem törichten Verlangen Brußons nachgibt und so das letzte Mittel versucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Brußon längst reif ist." Die Scuderi schrak unwillkürlich zusammen. „Seht," fuhr Desgrais fort, „seht, würdige Dame, man wird Euch keineswegs zumuten, noch einmal in jene finstere Gemächer zu treten, die Euch mit Grausen und Abscheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufsehen bringt man Olivier Brußon wie einen freien Menschen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauscht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos alles bekennen. Daß Ihr für Euch selbst nichts von dem Elenden zu fürchten habt, dafür stehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er spricht von Euch mit inbrünstiger Verehrung. Er schwört, daß nur das düstre Verhängnis, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu sehen, ihn in den Tod gestürzt. Und dann steht es ja bei Euch, von dem, was Euch Brußon entdeckt, so viel zu sagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?"

Die Scuderi sah tief sinnend vor sich nieder. Es war ihr, als müsse sie der höheren Macht gehorchen, die den Aufschluß irgend eines entsetzlichen Geheimnisses von ihr verlange, als könne sie sich nicht mehr den wunderbaren Verschlingungen entziehen, in die sie willenlos geraten. Plötzlich entschlossen, sprach sie mit Würde: „Gott wird mir Fassung und Standhaftigkeit geben; führt den Brußon her, ich will ihn sprechen."

So wie damals, als Brußon das Kästchen brachte, wurde um Mitternacht an die Haustüre der Scuderi gepocht. Baptiste, von dem nächtlichen Besuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als sie an den leisen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Brußon gebracht, sich in den Gängen des Hauses verteilten.

Endlich ging leise die Türe des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Brußon, fesselfrei, in anständigen Kleidern. „Hier ist," sprach Desgrais, sich ehrerbietig verneigend, „hier ist Brußon, mein würdiges Fräulein!" und verließ das Zimmer.

Brußon sank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Tränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi schaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbst bei den entstellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen strahlte der reine Ausdruck des treusten Gemüts aus dem Jünglingsantlitz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brußons Gesicht ruhen ließ, desto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Person hervor, auf die sie sich nur nicht deutlich zu besinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, sie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, sie sprach mit dem anmutigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: „Nun, Brußon, was habt Ihr mir zu sagen?" Dieser, noch immer kniend, seufzte auf vor tiefer, inbrünstiger Wehmut und sprach dann: „O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verflogen?" Die Scuderi, ihn noch aufmerksamer betrachtend, erwiderte, daß sie allerdings in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit einer von ihr geliebten Person gefunden, und daß er nur dieser Ähnlichkeit es verdanke, wenn sie den tiefen Abscheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brußon, schwer verletzt durch diese Worte, erhob sich schnell und trat, den finstern

Blick zu Boden gesenkt, einen Schritt zurück. Dann sprach er mit dumpfer Stimme: „Habt Ihr denn Anne Guiot ganz vergessen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien schaukeltet, ist es, der vor Euch steht.“ „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem sie, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, in die Polster zurücksank. Das Fräulein hatte wohl Ursache genug, sich auf diese Weise zu entsetzen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die sie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als sie nun herangewachsen, fand sich ein hübscher sittiger Jüngling, Claude Brußon geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeschickter Uhrmacher war, der sein reichliches Brot in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich liebgewonnen hatte, so trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirat ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten sich ein, lebten in stiller glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch fester knüpfte, war die Geburt eines wunderschönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den sie stunden-, tagelang der Mutter entriß, um ihn zu liebkosen, zu hätscheln. Daher kam es, daß der Junge sich ganz an sie gewöhnte und ebenso gern bei ihr war als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brotneid der Kunstgenossen Brußons es dahin brachte, daß seine Arbeit mit jedem Tage abnahm, so daß er zuletzt kaum sich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach seinem schönen heimatlichen Genf, und so geschah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerstrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterstützung versprach, unerachtet. Noch ein paarmal schrieb Anne an ihre Pflegmutter, dann schwieg sie, und diese mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brußons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen lasse.

Es waren jetzt gerade dreiundzwanzig Jahre her, als Brußon mit seinem Weibe und Kinde Paris verlassen und nach Genf gezogen.

„O entsetzlich," rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, „o entsetzlich! – Olivier bist du? – der Sohn meiner Anne! – Und jetzt!" – „Wohl," versetzte Olivier ruhig und gefaßt, „wohl, mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichste Mutter hätscheltet, dem Ihr, auf Euerm Schoß ihn schaukelnd, Näscherei auf Näscherei in den Mund stecktet, dem Ihr die süßesten Namen gabt, zum Jünglinge gereift dereinst vor Euch stehen würde, gräßlicher Blutschuld angeklagt! – Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, so wahr ich selig zu sterben hoffe, sei es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutschuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verschulden fiel der unglückliche Cardillac!" – Olivier geriet bei diesen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillschweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Sessel, der Olivier zur Seite stand. Er ließ sich langsam nieder.

„Ich hatte Zeit genug," fing er an, „mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunst des versöhnten Himmels betrachte, vorzubereiten und so viel Ruhe und Fassung zu gewinnen als nötig, Euch die Geschichte meines entsetzlichen, unerhörten Mißgeschicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, so sehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimnisses, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraschen, ja mit Grausen erfüllen mag. – Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlassen! – So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den trostlosen Eltern mit Tränen benetzt, von ihren Klagen, die ich nicht verstand, selbst zu Tränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtsein des drückendsten Mangels, des tiefen Elends, in dem

meine Eltern lebten. Mein Vater fand sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Von tiefem Gram niedergebeugt, erdrückt, starb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldschmied als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter sprach viel von Euch, sie wollte Euch alles klagen, aber dann überfiel sie die Mutlosigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falsche Scham, die oft an dem todwunden Gemüte nagt, hielt sie von ihrem Entschluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab." „Arme Anne! arme Anne!" rief die Scuderi, von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß sie hinüber ist und nicht fallen sieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt." So schrie Olivier laut auf, indem er einen wilden entsetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho, ho," sprach Olivier mit einem bittern Lächeln, „Desgrais weckt seine Spießgesellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meister hart gehalten, unerachtet ich bald am besten arbeitete, ja wohl endlich den Meister weit übertraf. Es begab sich, daß einst ein Fremder in unsere Werkstatt kam, um einiges Geschmeide zu kaufen. Als der nun einen schönen Halsschmuck sah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, sprach: ‚Ei, ei! mein junger Freund, das ist ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wüßte in der Tat nicht, wer Euch noch anders übertreffen sollte als René Cardillac, der freilich der erste Goldschmied ist, den es auf der Welt gibt. Zu dem solltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in seine Werkstatt, denn nur Ihr könnt ihm beistehen in seiner kunstvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen.' Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem

Meister los zu machen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barsch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, so geringfügig sie auch sein mochte. Ich sollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, sah er mich starr an mit seinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinschauen in mein Innerstes. Dann sprach er: ‚Du bist ein tüchtiger, wackerer Geselle, du kannst zu mir ziehen und mir helfen in der Werkstatt. Ich zahle dir gut, du wirst mit mir zufrieden sein.' Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon gesehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Muhme Cardillacs damals sich aufhielt. Endlich kam sie. O du ewige Macht des Himmels, wie geschah mir, als ich das Engelsbild sah! — Hat je ein Mensch so geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!"

Olivier konnte vor Wehmut nicht weiter sprechen. Er hielt beide Hände vors Gesicht und schluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, niederkämpfend, sprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkstatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So streng der Vater uns bewachte, mancher verstohlne Händedruck galt als Zeichen des geschlossenen Bundes, Cardillac schien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erst seine Gunst gewonnen, und konnte ich die Meisterschaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finstern Blick. ‚Ich bedarf deiner Arbeit nicht mehr,' fing er an, ‚fort aus dem Hause noch in dieser Stunde und laß dich nie mehr vor meinen Augen sehen. Warum ich dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich dir nicht zu sagen. Für dich armen Schlucker hängt die süße Frucht zu hoch, nach der du trachtest!' Ich wollte reden, er packte mich aber mit starker Faust und warf mich zur Türe hinaus, daß ich niederstürzte und

mich hart verwundete an Kopf und Arm. – Empört, zerrissen vom grimmen Schmerz verließ ich das Haus und fand endlich am äußersten Ende der Vorstadt St. Martin einen gutmütigen Bekannten, der mich aufnahm in seine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Rast. Zur Nachtzeit umschlich ich Cardillacs Haus, wähnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klage vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenster herab unbelauscht zu sprechen. Allerlei verwogene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich sie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaise schließt sich eine hohe Mauer mit Blenden und alten, halb zerstückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem solchen Steinbilde stehe ich in einer Nacht und sehe hinauf nach den Fenstern des Hauses, die in den Hof gehen, den die Mauer einschließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkstatt. Es ist Mitternacht, nie war sonst Cardillac zu dieser Stunde wach, er pflegte sich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereignis, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verschwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entsetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als sei das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein sich langsam dreht und hinter demselben eine finstere Gestalt hervorschlüpft, die leisen Trittes die Straße hinabgeht. Ich springe an das Steinbild hinan, es steht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, schleiche ich hinter der Gestalt her. Gerade bei einem Marienbilde schaut die Gestalt sich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es ist Cardillac! Eine unbegreifliche Angst, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber fest gebannt muß ich fort – nach – dem gespenstischen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meister, unerachtet nicht die Zeit des Voll-

monds ist, in der solcher Spuk die Schlafenden betört. Endlich verschwindet Cardillac seitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen mir wohlbekannten Räuspern gewahre ich indessen, daß er in die Einfahrt eines Hauses getreten ist. Was bedeutet das, was wird er beginnen? – So frage ich mich selbst voll Erstaunen und drücke mich dicht an die Häuser. Nicht lange dauert's, so kommt singend und trillerierend ein Mann daher mit leuchtendem Federbusch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf seinen Raub, stürzt sich Cardillac aus seinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demselben Augenblick röchelnd zu Boden sinkt. Mit einem Schrei des Entsetzens springe ich heran, Cardillac ist über den Mann, der zu Boden liegt, her. ‚Meister Cardillac, was tut Ihr,' rufe ich laut. ‚Vermaledeiter!' brüllt Cardillac, rennt mit Blitzesschnelle bei mir vorbei und verschwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niedergeworfenen. Ich knie bei ihm nieder, vielleicht, denk' ich, ist er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens ist mehr in ihm. In meiner Todesangst gewahre ich kaum, daß mich die Marechaussee umringt hat. ‚Schon wieder einer von den Teufeln niedergestreckt – he he – junger Mensch, was machst du da – bist einer von der Bande? – fort mit dir!' So schrien sie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu stammeln, daß ich solche gräßliche Untat ja gar nicht hätte begehen können, und daß sie mich im Frieden ziehen lassen möchten. Da leuchtet mir einer ins Gesicht und ruft lachend: ‚Das ist Olivier Brußon, der Goldschmiedsgeselle, der bei unserm ehrlichen, braven Meister René Cardillac arbeitet! – ja – der wird die Leute auf der Straße morden! – sieht mir recht darnach aus – ist recht nach der Art der Mordbuben, daß sie beim Leichnam lamentieren und sich fangen lassen werden. – Wie war's Junge? – erzähle dreist.' ‚Dicht vor mir,' sprach ich, ‚sprang ein Mensch auf den dort los, stieß ihn nieder und rannte blitzschnell davon, als ich laut aufschrie. Ich wollt' doch sehen, ob der Niedergeworfene

noch zu retten wäre.' ‚Nein,' mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, ‚der ist hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchstich.' ‚Teufel,' spricht ein anderer, ‚kamen wir doch wieder zu spät wie vorgestern'; damit entfernen sie sich mit dem Leichnam.

Wie mir zumute war, kann ich gar nicht sagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böser Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. – Cardillac – der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! – Ich war kraftlos auf die steinernen Stufen eines Hauses gesunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geschmückt, lag vor mir auf dem Pflaster. Cardillacs blutige Tat, auf der Stelle begangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Tür auf und René Cardillac tritt herein. ‚Um Christus willen! was wollt Ihr?' schrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen innern Abscheu vermehrt. Er rückt einen alten gebrechlichen Schemel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. ‚Nun, Olivier,' fängt er an, ‚wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der Tat garstig übereilt, als ich dich aus dem Hause stieß, du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hülfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkstatt arbeitetest? – Du schweigst? – Ja, ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ich's dir, daß ich auf dich zornig war wegen der Liebelei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher und gefunden, daß bei deiner Geschicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen bessern

Eidam wünschen kann als eben dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst.'

Cardillacs Worte durchschnitten mir das Herz, ich erbebte vor seiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. ‚Du zauderst,' fuhr er nun fort mit scharfem Ton, indem seine funkelnden Augen mich durchbohren, ‚du zauderst? — du kannst vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du hast andere Dinge vor! — du willst vielleicht Desgrais besuchen oder dich gar einführen lassen bei d'Argenson oder la Regnie. Nimm dich in acht, Bursche, daß die Krallen, die du hervorlocken willst zu anderer Leute Verderben, dich nicht selbst fassen und zerreißen.' Da macht sich mein tief empörtes Gemüt plötzlich Luft. ‚Mögen die,' rufe ich, ‚mögen die, die sich gräßlicher Untat bewußt sind, jene Namen fühlen, die Ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen.' ‚Eigentlich,' spricht Cardillac weiter, ‚eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeitest, bei mir, dem berühmtesten Meister seiner Zeit, überall hochgeachtet wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit, so daß jede böse Verleumdung schwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verleumders. — Was nun Madelon betrifft, so muß ich dir nur gestehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankest. Sie liebt dich mit einer Heftigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich, als du fort warst, fiel sie mir zu Füßen, umschlang meine Knie und gestand unter tausend Tränen, daß sie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, sie bilde sich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingern zu geschehen pflegt, daß sie gleich sterben wollen, wenn das erste Milchgesicht sie freundlich angeblickt. Aber in der Tat, meine Madelon wurde siech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief sie hundertmal deinen Namen. Was konnt' ich endlich tun, wollt' ich sie nicht verzweifeln lassen. Gestern abend sagt' ich ihr, ich willige in alles und werde dich heute holen. Da ist sie über Nacht aufgeblüht wie eine Rose und harrt nun

auf dich ganz außer sich vor Liebessehnsucht.' — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber selbst weiß ich nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hause stand, daß Madelon laut aufjauchzend: ‚Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte!' auf mich gestürzt, mich mit beiden Armen umschlang, mich fest an ihre Brust drückte, daß ich im Übermaß des höchsten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen schwor, sie nimmer, nimmer zu verlassen!"

Erschüttert von dem Andenken an diesen entscheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Scuderi, von Grausen erfüllt über die Untat eines Mannes, den sie für die Tugend, die Rechtschaffenheit selbst gehalten, rief: „Entsetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbande, die unsere gute Stadt so lange zur Räuberhöhle machte?" „Was sagt Ihr, mein Fräulein," sprach Olivier, „zur Bande? Nie hat es eine solche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Tätigkeit in der ganzen Stadt seine Schlachtopfer suchte und fand. Daß er es allein war, darin liegt die Sicherheit, womit er seine Streiche führte, die unüberwundene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimnisse des verruchtesten und zugleich unglücklichsten aller Menschen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meister befand, jeder mag die sich leicht denken. Der Schritt war geschehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als sei ich selbst Cardillacs Mordgehülfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenlosen Grams wegzutilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkstatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu schauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grausen, das mich durchbebte in der Nähe des entsetzlichen Menschen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht seine Untaten verschleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm

mit abgöttischer Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Bösewicht, sie ja, mit aller höllischen List des Satans getäuscht, der gräßlichsten Verzweiflung unterliegen müsse. Schon das verschloß mir den Mund, und hätt' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müssen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechaussee genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Untaten, ihr Motiv, die Art, sie auszuführen, ein Rätsel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der sonst, meinen Abscheu erregend, bei der Arbeit in der heitersten Laune, scherzte und lachte, sehr ernst und in sich gekehrt. Plötzlich warf er das Geschmeide, woran er eben arbeitete, beiseite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, stand heftig auf und sprach: ‚Olivier! – es kann zwischen uns beiden nicht so bleiben, dies Verhältnis ist mir unerträglich. – Was der feinsten Schlauigkeit Desgrais' und seiner Spießgesellen nicht gelang zu entdecken, das spielte dir der Zufall in die Hände. Du hast mich geschaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böser Stern treibt, kein Widerstand ist möglich. – Auch dein böser Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fußtritt die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandeltest wie das kleinste Tier, so daß ich, der ich in der tiefsten Nacht klar schaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinste Geräusch, das Sumsen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böser Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrat ist, so wie du jetzt stehst, nicht mehr zu denken. Darum magst du alles wissen.' ‚Nimmermehr werd' ich dein Gefährte sein, heuchlerischer Bösewicht.' So wollt' ich aufschreien, aber das innere Entsetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfaßt, schnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverständigen Laut auszustoßen. Cardillac setzte sich wieder in seinen Arbeitsstuhl. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er schien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, sich mühsam zu fassen. Endlich

fing er an: ‚Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geschichte. Als die mit mir im ersten Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Kavalier in spanischer Kleidung mit einer blitzenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Kavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheiratet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sei er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Kavalier bemerkte die sehnsuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu sein als vormals. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schloß er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter faßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sei es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache; genug, er war tot. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskrampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Tote sich mit ihr auf dem Boden. Ihr gellendes Hülfsgeschrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie retteten aus den Armen des grausigen Liebhabers. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager. Man gab sie, mich verloren, doch sie gesundete, und die Entbindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchter-

lichen Augenblicks hatte mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündet. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über alles. Man hielt das für gewöhnliche kindische Neigung. Aber es zeigte sich anders, denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich sie habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unechtes Geschmeide von echtem. Nur dieses lockte mich, unechtes sowie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen hantieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmieds-Profession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, so lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, alles um sich her wegzehrend. Sowie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit, die mir Schlaf, Gesundheit – Lebensmut raubte. – Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein – es ist ja dein – nimm es doch – was sollen die Diamanten dem Toten! – Da legt' ich mich endlich auf Diebeskünste. Ich hatte Zutritt in den Häusern der Großen, ich nützte schnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick, und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. – Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho ho, dein Geschmeide trägt ein Toter! – Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbebte. – In dieser Zeit kaufte

ich dieses Haus. Ich war mit dem Besitzer handelseinig ge-
worden, hier in diesem Gemach saßen wir erfreut über das ge-
schlossene Geschäft beisammen und tranken eine Flasche Wein.
Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da sprach mein
Verkäufer: Hört, Meister René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch
mit einem Geheimnis dieses Hauses bekanntmachen. Darauf
schloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, schob die
Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, bückte sich nieder,
hob eine Falltür auf. Eine steile, schmale Treppe stiegen wir
hinab, kamen an ein schmales Pförtchen, das er aufschloß, traten
hinaus in den freien Hof. Nun schritt der alte Herr, mein Ver-
käufer, hinan an die Mauer, schob an einem nur wenig hervor-
ragenden Eisen, und alsbald drehte sich ein Stück Mauer los, so
daß ein Mensch bequem durch die Öffnung schlüpfen und auf
die Straße gelangen konnte. Du magst einmal das Kunststück
sehen, Olivier, das wahrscheinlich schlaue Mönche des Klosters,
welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und
einschlüpfen zu können. Es ist ein Stück Holz, nur von außen
gemörtelt und getüncht, in das von außenher eine Bildsäule, auch
nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt ist, welches sich
mitsamt der Bildsäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle
Gedanken stiegen in mir auf, als ich diese Einrichtung sah, es
war mir, als sei vorgearbeitet solchen Taten, die mir selbst noch
Geheimnis blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen
reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin
bestimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Gespenst
hing sich an meine Schritte — der lispelnde Satan an mein
Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angstschweiß
gebadet, wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager! Ich seh' im
Geiste den Menschen zu der Tänzerin schleichen mit meinem Schmuck.
Voller Wut springe ich auf — werfe den Mantel um — steige
herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der
Straße Nicaise. — Er kommt, ich falle über ihn her, er schreit

auf, doch von hinten festgepackt stoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck ist mein! — Dies getan, fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele wie sonst niemals. Das Gespenst war verschwunden, die Stimme des Satans schwieg. Nun wußte ich, was mein böser Stern wollte, ich mußt' ihm nachgeben oder untergehen! — Du begreifst jetzt mein ganzes Tun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich tun muß, was ich nicht lassen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menschen bedingt sein soll, rein entsagt habe. Du weißt, wie schwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja, wie ich sogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Gespenst verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Faustschlage bewenden lasse, der den Besitzer meines Kleinods zu Boden streckt und mir dieses in die Hand liefert.' — Dies alles gesprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick seines Juwelenkabinetts. Der König besitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmuck[stück] war auf einem kleinen daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebstahl, Raub oder Mord genommen worden. ‚An deinem Hochzeitstage,' sprach Cardillac dumpf und feierlich, ‚an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirst du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Christus Bild, einen heiligen Eid schwören, sowie ich gestorben, alle diese Reichtümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekanntmachen werde. Ich will nicht, daß irgend ein menschlich Wesen, und am wenigsten Madelon und du, in den Besitz des mit Blut erkauften Horts komme.' Gefangen in diesem Labyrinth des Verbrechens, zerrissen von Liebe und Abscheu, von Wonne und Entsetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen festgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des hohen Himmels ab-

spiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbstmord — aber Madelon! — Tadelt mich, tadelt mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu schwach war, mit Gewalt eine Leidenschaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen fesselte; aber büße ich nicht dafür mit schmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hause ungewöhnlich heiter. Er liebkoste Madelon, warf mir die freundlichsten Blicke zu, trank bei Tische eine Flasche edlen Weins, wie er es nur an hohen Fest- und Feiertagen zu tun pflegte, sang und jubilierte. Madelon hatte uns verlassen, ich wollte in die Werkstatt: ‚Bleib sitzen, Junge,‘ rief Cardillac, ‚heut' keine Arbeit mehr, laß uns noch eins trinken auf das Wohl der allerwürdigsten, vortrefflichsten Dame in Paris.‘ Nachdem ich mit ihm angestoßen und er ein volles Glas geleert hatte, sprach er: ‚Sag' an, Olivier! wie gefallen dir die Verse:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.‘

Er erzählte nun, was sich in den Gemächern der Maintenon mit Euch und dem Könige begeben, und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe wie sonst kein menschliches Wesen, und daß Ihr, mit solch hoher Tugend begabt, vor der der böse Stern kraftlos erbleiche, selbst den schönsten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böses Gespenst, Mordgedanken in ihm erregen würdet. ‚Höre, Olivier,‘ sprach er, ‚wozu ich entschlossen. Vor langer Zeit sollt' ich Halsschmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und selbst die Steine dazu liefern. Die Arbeit gelang mir wie keine andere, aber es zerriß mir die Brust, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mein Herzenskleinod geworden, trennen zu müssen. Du weißt der Prinzessin unglücklichen Tod durch Meuchelmord. Ich behielt den Schmuck und will ihn nun als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Fräulein von Scuderi senden im Namen der verfolgten Bande. — Außerdem, daß die Scuderi das sprechende

Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöhne ich auch Desgrais und seine Gesellen, wie sie es verdienen. – Du sollst ihr den Schmuck hintragen.' Sowie Cardillac Euern Namen nannte, Fräulein, war es, als würden schwarze Schleier weggezogen und das schöne lichte Bild meiner glücklichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Trost in meine Seele, ein Hoffnungsstrahl, vor dem die finstern Geister schwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den seine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach seiner Art deuten. ‚Dir scheint', sprach er, ‚mein Vorhaben zu behagen. Gestehen kann ich wohl, daß eine tief' innere Stimme, sehr verschieden von der, welche Blutopfer verlangt wie ein gefräßiges Raubtier, mir befohlen hat, daß ich solches tue. – Manchmal wird mir wunderlich im Gemüte – eine innere Angst, die Furcht vor irgend etwas Entsetzlichem, dessen Schauer aus einem fernen Jenseits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltsam. Es ist mir dann sogar, als ob das, was der böse Stern begonnen durch mich, meiner unsterblichen Seele, die daran keinen Teil hat, zugerechnet werden könne. In solcher Stimmung beschloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Eustache eine schöne Diamantenkrone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angst überfiel mich stärker, so oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt ist es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit selbst demutsvoll ein Opfer bringe und wirksame Fürsprache erflehe, indem ich der Scuderi den schönsten Schmuck sende, den ich jemals gearbeitet.' – Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweise, mein Fräulein, auf das genaueste bekannt, gab mir nun Art und Weise sowie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein sauberes Kästchen schloß, abliefern solle. Mein ganzes Wesen war Entzücken, denn der Himmel selbst zeigte mir durch den frevelichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verstoßener Sünder, schmachte. So dacht' ich. Ganz gegen Cardillacs Willen wollt'

ich bis zu Euch dringen. Als Anne Brußons Sohn, als Euer Pflegling gedacht' ich, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch alles – alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenlosen Elend, das der armen unschuldigen Madelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimnis beachtet, aber Euer hoher, scharfsinniger Geist fand gewiß sichre Mittel, ohne jene Entdeckung der verruchten Bosheit Cardillacs zu steuern. Fragt mich nicht, worin diese Mittel hätten bestehen sollen, ich weiß es nicht – aber daß Ihr Madelon und mich retten würdet, davon lag die Überzeugung fest in meiner Seele wie der Glaube an die trostreiche Hülfe der heiligen Jungfrau. – Ihr wißt, Fräulein, daß meine Absicht in jener Nacht fehlschlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal glücklicher zu sein. Da geschah es, daß Cardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er schlich trübe umher, starrte vor sich hin, murmelte unverständliche Worte, focht mit den Händen, Feindliches von sich abwehrend, sein Geist schien gequält von bösen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich setzte er sich an den Werktisch, sprang unmutig wieder auf, schaute durchs Fenster, sprach ernst und düster: ‚Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmuck getragen!' – Die Worte erfüllten mich mit Entsetzen. Nun wußt' ich, daß sein irrer Geist wieder erfaßt war von dem abscheulichen Mordgespenst, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor seinen Ohren. Ich sah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Cardillac nur seinen Schmuck wieder in Händen, so wart Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutsche, warf Euch jenen Zettel zu, der Euch beschwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmuck in Cardillacs Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angst stieg bis zur Verzweiflung, als andern Tages Cardillac von nichts anderm sprach als von dem köstlichen Schmuck, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Euern Schmuck deuten, und es wurde

mir gewiß, daß er über irgend einen Mordanschlag brüte, den er gewiß schon in der Nacht auszuführen sich vorgenommen. Euch retten mußt' ich, und sollt' es Cardillacs Leben kosten. Sowie Cardillac nach dem Abendgebet sich wie gewöhnlich eingeschlossen, stieg ich durch ein Fenster in den Hof, schlüpfte durch die Öffnung in der Mauer und stellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, so kam Cardillac heraus und schlich leise durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honoré, mir bebte das Herz. Cardillac war mit einemmal mir entschwunden. Ich beschloß, mich an Eure Haustüre zu stellen. Da kommt singend und trillernd wie damals, als der Zufall mich zum Zuschauer von Cardillacs Mordtat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demselben Augenblick springt eine schwarze Gestalt hervor und fällt über ihn her. Es ist Cardillac. Diesen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei – drei Sätzen zur Stelle. – Nicht der Offizier – Cardillac sinkt zum Tode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reißt den Degen aus der Scheide, stellt sich, wähnend, ich sei des Mörders Geselle, kampffertig mir entgegen, eilt aber schnell davon, als er gewahrt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam untersuche. Cardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen lassen, zu mir gesteckt, auf die Schultern und schleppte ihn mühsam fort nach Hause und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkstatt. – Das übrige ist Euch bekannt. Ihr seht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin besteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verriet und so seinen Untaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutschuld. – Keine Marter wird mir das Geheimnis von Cardillacs Untaten abzwingen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutschuld verschleierte, zum Trotz das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seins





noch jetzt tötend auf sie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. – Nein! – mich wird die Geliebte meiner Seele beweinen als den unschuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer sein über des geliebten Vaters entsetzliche Taten der Hölle!" –

Olivier schwieg, aber nun stürzte plötzlich ein Tränenstrom aus seinen Augen, er warf sich der Scuderi zu Füßen und flehte: „Ihr seid von meiner Unschuld überzeugt – gewiß Ihr seid es! – Habt Erbarmen mit mir, sagt, wie steht es um Madelon?" – Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Oliviers Hals. „Nun ist alles gut, da du hier bist – ich wußt' es ja, daß die edelmütigste Dame dich retten würde!" So rief Madelon einmal über das andere, und Olivier vergaß sein Schicksal, alles was ihm drohte, er war frei und selig. Auf das rührendste klagten beide sich, was sie um einander gelitten, und umarmten sich dann aufs neue und weinten vor Entzücken, daß sie sich wiedergefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Oliviers Unschuld schon überzeugt gewesen, der Glaube daran müßte ihr jetzt gekommen sein, da sie die beiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigsten Liebesbündnisses die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloses Leiden. „Nein," rief sie, „solch seliger Vergessenheit ist nur ein reines Herz fähig."

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch die Fenster. Desgrais klopfte leise an die Türe des Gemachs und erinnerte, daß es Zeit sei, Olivier Brußon fortzuschaffen, da ohne Aufsehen zu erregen das später nicht geschehen könne. Die Liebenden mußten sich trennen. –

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüt befangen seit Brußons erstem Eintritt in ihr Haus, hatten sich nun zum Leben gestaltet auf furchtbare Weise. Den Sohn ihrer

geliebten Anne sah sie schuldlos verstrickt auf eine Art, daß ihn vom schmachvollen Tod zu retten kaum denkbar schien. Sie ehrte des Jünglings Heldensinn, der lieber schuldbeladen sterben, als ein Geheimnis verraten wollte, das seiner Madelon den Tod bringen mußte. Im ganzen Reiche der Möglichkeit fand sie kein Mittel, den Ärmsten dem grausamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch stand es fest in ihrer Seele, daß sie kein Opfer scheuen müsse, das himmelschreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte sich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abenteuerliche streiften, und die sie ebenso schnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verschwand jeder Hoffnungsschimmer, so daß sie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes frommes, kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der sie von dem Geliebten sprach, der nun bald, freigesprochen von jeder Schuld, sie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grad wieder auf, als sie davon bis tief ins Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu tun, schrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin sie ihm sagte, daß Olivier Brußon ihr auf die glaubwürdigste Weise seine völlige Unschuld an Cardillacs Tode dargetan habe, und daß nur der heldenmütige Entschluß, ein Geheimnis in das Grab zu nehmen, dessen Enthüllung die Unschuld und Tugend selbst verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geständnis abzulegen, das ihn von dem entsetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Cardillac ermordet, sondern daß er auch zur Bande verruchter Mörder gehöre, befreien müsse. Alles was glühender Eifer, was geistvolle Beredsamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboten, la Regnies hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Olivier Brußon sich bei seiner hohen, würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Oliviers heldenmütigen Entschluß betreffe, ein Geheimnis, das sich auf die Tat beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen,

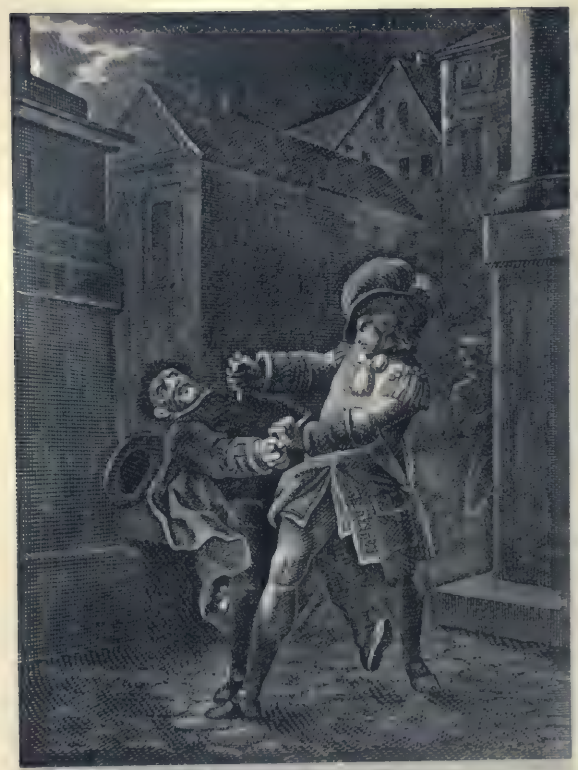
so tue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heldenmut nicht ehren könne, denselben vielmehr durch die kräftigsten Mittel zu brechen suchen müsse. Nach drei Tagen hoffe er in dem Besitz des seltsamen Geheimnisses zu sein, das wahrscheinlich geschehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Brußons Heldenmut brechen sollten, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangst fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufschub zu erlangen, der Rat eines Rechtsverständigen dienlich sein könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteste Advokat in Paris. Seiner tiefen Wissenschaft, seinem umfassenden Verstande war seine Rechtschaffenheit, seine Tugend gleich. Zu dem begab sich die Scuderi und sagte ihm alles, so weit es möglich war, ohne Brußons Geheimnis zu verletzen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer sich des Unschuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterste getäuscht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört und erwiderte dann lächelnd mit Boileaus Worten: „Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable." — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendsten Verdachtsgründe wider Brußon sprächen, daß la Regnies Verfahren keineswegs grausam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz gesetzlich sei, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, selbst getraue sich nicht, durch die geschickteste Verteidigung Brußon von der Tortur zu retten. Nur Brußon selbst könne das entweder durch aufrichtiges Geständnis oder wenigstens durch die genaueste Erzählung der Umstände bei dem Morde Cardillacs, die dann vielleicht erst zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen und flehe um Gnade," sprach die Scuderi ganz außer sich mit von Tränen halb erstickter Stimme. „Tut das," rief d'Andilly, „tut das um des Himmels willen nicht, mein Fräulein! — Spart

Euch dieses letzte Hülfsmittel auf, das, schlug es einmal fehl, Euch für immer verloren ist. Der König wird nimmer einen Verbrecher der Art begnadigen, der bitterste Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich ist es, daß Brußon durch Entdeckung seines Geheimnisses oder sonst Mittel findet, den wider ihn streitenden Verdacht aufzuheben. Dann ist es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewiesen ist oder nicht, sondern seine innere Überzeugung zu Rate ziehen wird." — Die Scuderi mußte dem tieferfahrnen d'Andilly notgedrungen beipflichten. — In tiefen Kummer versenkt, sinnend und sinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen sie nun anfangen solle, um den unglücklichen Brußon zu retten, saß sie am späten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Miossens, Obristen von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünsche, das Fräulein zu sprechen.

„Verzeiht," sprach Miossens, indem er sich mit soldatischem Anstande verbeugte, „verzeiht, mein Fräulein, wenn ich Euch so spät, so zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zudem bin ich mit zwei Worten entschuldigt. — Olivier Brußon führt mich zu Euch." Die Scuderi, hochgespannt, was sie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: „Olivier Brußon? der Unglücklichste aller Menschen? — was habt Ihr mit dem?" — „Dacht' ich's doch," sprach Miossens lächelnd weiter, „daß Eures Schützlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verschaffen. Die ganze Welt ist von Brußons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die sich freilich nur auf die Beteurungen des Angeklagten stützen soll, wie man gesagt hat. Mit mir ist es anders. Niemand als ich kann besser überzeugt sein von Brußons Unschuld an dem Tode Cardillacs." „Redet, o redet," rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Entzücken. „Ich," sprach Miossens mit Nachdruck, „ich war es selbst, der den alten





Sc. aus der Erzählung: Das Fräulein von Scuderi, von T. Hoffmann.

Goldschmied niederstieß in der Straße St. Honoré unfern Eurem Hause." „Um aller Heiligen willen, Ihr — Ihr!" rief die Scuderi. „Und," fuhr Miossens fort, „und ich schwöre es Euch, mein Fräulein, daß ich stolz bin auf meine Tat. Wisset, daß Cardillac der verruchteste, heuchlerischte Bösewicht, daß er es war, der in der Nacht heimtückisch mordete und raubte und so lange allen Schlingen entging. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht sich in mir gegen den alten Bösewicht regte, als er voll sichtlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich bestellt, als er sich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck bestimmt, und als er auf recht listige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewisse Dame zu besuchen pflege. — Längst war es mir aufgefallen, daß die unglücklichen Schlachtopfer der abscheulichsten Raubgier alle dieselbe Todeswunde trugen. Es war mir gewiß, daß der Mörder auf den Stoß, der augenblicklich töten mußte, eingeübt war und darauf rechnete. Schlug der fehl, so galt es den gleichen Kampf. Dies ließ mich eine Vorsichtsmaßregel brauchen, die so einfach ist, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längst darauf fielen und sich retteten von dem bedrohlichen Mordwesen. Ich trug einen leichten Brustharnisch unter der Weste. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Riesenkraft, aber der sicher geführte Stoß glitt ab an dem Eisen. In demselben Augenblick entwand ich mich ihm und stieß ihm den Dolch, den ich in Bereitschaft hatte, in die Brust." „Und Ihr schwiegt," fragte die Scuderi, „Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geschehen?" „Erlaubt," sprach Miossens weiter, „erlaubt, mein Fräulein, zu bemerken, daß eine solche Anzeige mich, wo nicht geradezu ins Verderben, doch in den abscheulichsten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, überall Verbrechen witternd, mir's denn geradehin geglaubt, wenn ich den rechtschaffenen Cardillac, das Muster aller Frömmigkeit und Tugend, des versuchten Mordes angeklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit seine Spitze

wider mich selbst gewandt?" „Das war nicht möglich," rief die Scuderi, „Eure Geburt — Euer Stand —" „Oh," fuhr Miossens fort, „denkt doch an den Marschall von Luxemburg, den der Einfall, sich von le Sage das Horoskop stellen zu lassen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Bastille brachte. Nein, beim St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzipfel geb' ich preis dem rasenden la Regnie, der sein Messer gern an unserer aller Kehlen setzte." „Aber so bringt Ihr ja den unschuldigen Brußon aufs Schaffot?" fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unschuldig," erwiderte Miossens, „unschuldig, mein Fräulein, nennt Ihr des verruchten Cardillacs Spießgesellen? — der ihm beistand in seinen Taten? der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein, in der Tat, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zusammenhang der Sache entdeckte, geschah in der Voraussetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimnis auf irgend eine Weise für Euren Schützling zu nützen verstehen würdet."

Die Scuderi, im Innersten entzückt, ihre Überzeugung von Brußons Unschuld auf solch entscheidende Weise bestätigt zu sehen, nahm gar keinen Anstand, dem Grafen, der Cardillacs Verbrechen ja schon kannte, alles zu entdecken und ihn aufzufordern, sich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem sollte unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles entdeckt werden, der solle dann Rat erteilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm alles auf das genaueste erzählt hatte, erkundigte sich nochmals nach den geringfügigsten Umständen. Insbesondere fragte er den Grafen Miossens, ob er auch die feste Überzeugung habe, daß er von Cardillac angefallen, und ob er Olivier Brußon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem," erwiderte Miossens, „daß ich in der mondhellen Nacht den Goldschmied recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie selbst den Dolch

gesehen, mit dem Cardillac niedergestoßen wurde. Es ist der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm stehend, gewahrte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können."

D'Andilly sah schweigend einige Augenblicke vor sich nieder, dann sprach er: „Auf gewöhnlichem Wege ist Brußon aus den Händen der Justiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Madelons halber Cardillac nicht als Mordräuber nennen. Das mag er tun, denn selbst, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zusammengeraubten Schatzes dies nachzuweisen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Dasselbe Verhältnis bleibt stehen, wenn der Graf Miossens die Begebenheit mit dem Goldschmied, wie sie wirklich sich zutrug, den Richtern entdecken sollte. Aufschub ist das einzige, wornach getrachtet werden muß. Graf Miossens begibt sich nach der Conciergerie, läßt sich Olivier Brußon vorstellen und erkennt ihn für den, der den Leichnam Cardillacs fortschaffte. Er eilt zu la Regnie und sagt: „In der Straße St. Honoré sah ich einen Menschen niederstoßen, ich stand dicht neben dem Leichnam, als ein anderer hinzusprang, sich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben spürte, auf die Schultern lud und forttrug. In Olivier Brußon habe ich diesen Menschen erkannt. Diese Aussage veranlaßt Brußons nochmalige Vernehmung, Zusammenstellung mit dem Grafen Miossens. Genug, die Tortur unterbleibt, und man forscht weiter nach. Dann ist es Zeit, sich an den König selbst zu wenden. Euerm Scharfsinn, mein Fräulein, bleibt es überlassen, dies auf die geschickteste Weise zu tun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut sein, dem Könige das ganze Geheimnis zu entdecken. Durch diese Aussage des Grafen Miossens werden Brußons Geständnisse unterstützt. Dasselbe geschieht vielleicht durch geheime Nachforschungen in Cardillacs Hause. Keinen Rechtsspruch, aber des Königs Entscheidung, auf

inneres Gefühl, das da, wo der Richter strafen muß, Gnade ausspricht, gestützt, kann das alles begründen." — Graf Miossens befolgte genau, was d'Andilly geraten, und es geschah wirklich, was dieser vorhergesehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dies war der schwierigste Punkt, da er gegen Brußon, den er allein für den entsetzlichen Raubmörder hielt, welcher so lange Zeit hindurch ganz Paris in Angst und Schrecken gesetzt hatte, solchen Abscheu hegte, daß er, nur leise erinnert an den berüchtigten Prozeß, in den heftigsten Zorn geriet. Die Maintenon, ihrem Grundsatz, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verwarf jede Vermittlung, und so war Brußons Schicksal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte sie einen Entschluß ebenso schnell, als sie ihn ausführte. Sie kleidete sich in eine schwarze Robe von schwerem Seidenzeug, schmückte sich mit Cardillacs köstlichem Geschmeide, hing einen langen schwarzen Schleier über und erschien so in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Gestalt des ehrwürdigen Fräuleins in diesem feierlichen Anzuge hatte eine Majestät, die tiefe Ehrfurcht erwecken mußte selbst bei dem losen Volk, das gewohnt ist, in den Vorzimmern sein leichtsinnig nichts beachtendes Wesen zu treiben. Alles wich scheu zur Seite, und als sie nun eintrat, stand selbst der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da blitzten ihm die köstlichen Diamanten des Halsbands, der Armbänder ins Auge, und er rief: „Beim Himmel, das ist Cardillacs Geschmeide!" Und dann sich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmutigem Lächeln hinzu: „Seht, Frau Marquise, wie unsere schöne Braut um ihren Bräutigam trauert." „Ei, gnädiger Herr," fiel die Scuderi wie den Scherz fortsetzend ein, „wie würd' es ziemen einer schmerzerfüllten Braut, sich so glanzvoll zu schmücken? Nein, ich habe mich ganz losgesagt von diesem Goldschmied und dächte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abscheuliche Bild, wie er

ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen." „Wie," fragte der König, „wie! Ihr habt ihn gesehen, den armen Teufel?" Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie sie der Zufall (noch erwähnte sie nicht der Einmischung Brußons) vor Cardillacs Haus gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie schilderte Madelons wilden Schmerz, den tiefen Eindruck, den das Himmelskind auf sie gemacht, die Art, wie sie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais' Händen gerettet. Mit immer steigendem und steigendem Interesse begannen nun die Szenen mit la Regnie – mit Desgrais – mit Olivier Brußon selbst. Der König, hingerissen von der Gewalt des lebendigsten Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewahrte nicht, daß von dem gehässigen Prozeß des ihm abscheulichen Brußons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der innern Bewegung. Ehe er sich's versah, ganz außer sich über das Unerhörte, was er erfahren, und noch nicht vermögend, alles zu ordnen, lag die Scuderi schon zu seinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Brußon. „Was tut Ihr," brach der König los, indem er sie bei beiden Händen faßte und in den Sessel nötigte, „was tut Ihr, mein Fräulein! – Ihr überrascht mich auf seltsame Weise! – Das ist ja eine entsetzliche Geschichte! – Wer bürgt für die Wahrheit der abenteuerlichen Erzählung Brußons?" Darauf die Scuderi: „Miossens' Aussage – die Untersuchung in Cardillacs Hause – innere Überzeugung – ach! Madelons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Brußon erkannte!" – Der König, im Begriff, etwas zu erwidern, wandte sich auf ein Geräusch um, das an der Türe entstand. Louvois, der eben im andern Gemach arbeitete, sah hinein mit besorglicher Miene. Der König stand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon, hielten diese Unterbrechung für gefährlich, denn einmal überrascht mochte der König sich hüten,

in die gestellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, schritt rasch ein paarmal im Zimmer auf und ab, stellte sich dann, die Hände über den Rücken geschlagen, dicht vor der Scuderi hin und sprach, ohne sie anzublicken, halb leise: „Wohl möcht' ich Eure Madelon sehen!" – Darauf die Scuderi: „O mein gnädiger Herr, welches hohen – hohen Glücks würdigt Ihr das arme unglückliche Kind – ach, nur Eures Winks bedurft' es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu sehen." Und trippelte dann, so schnell sie es in den schweren Kleidern vermochte, nach der Tür und rief hinaus, der König wolle Madelon Cardillac vor sich lassen, und kam zurück und weinte und schluchzte vor Entzücken und Rührung. Die Scuderi hatte solche Gunst geahnet und daher Madelon mitgenommen, die bei der Marquise Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittschrift in den Händen, die ihr d'Andilly aufgesetzt. In wenig Augenblicken lag sie sprachlos dem Könige zu Füßen. Angst – Bestürzung – scheue Ehrfurcht – Liebe und Schmerz – trieben der Armen rascher und rascher das siedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur – die Augen glänzten von hellen Tränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die seidenen Wimpern auf den schönen Lilienbusen. Der König schien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen sanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küssen. Er ließ sie wieder und schaute das holde Kind an mit tränenfeuchtem Blick, der von der tiefsten innern Rührung zeugte. Leise lispelte die Maintenon der Scuderi zu: „Sieht sie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? – Der König schwelgt in den süßesten Erinnerungen. Euer Spiel ist gewonnen." – So leise dies auch die Maintenon sprach, doch schien es der König vernommen zu haben. Eine Röte überflog sein Gesicht, sein Blick streifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Madelon ihm überreicht, und sprach dann mild und gütig:

„Ich will's wohl glauben, daß du, mein liebes Kind, von deines Geliebten Unschuld überzeugt bist, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu sagt!“ – Eine sanfte Bewegung mit der Hand verabschiedete die Kleine, die in Tränen verschwimmen wollte. – Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, so ersprießlich sie anfangs geschienen, des Königs Sinn geändert hatte, sowie die Maintenon den Namen genannt. Mocht' es sein, daß der König sich auf unzarte Weise daran erinnert fühlte, daß er im Begriff stehe, das strenge Recht der Schönheit aufzuopfern, oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die schönen Zauberbilder, die er zu umfassen gedachte, schnell verschwinden. Vielleicht sah er nun nicht mehr seine Valliere vor sich, sondern dachte nur an die Soeur Louise de la miséricorde (der Valliere Klostername bei den Karmeliternonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. – Was war jetzt anders zu tun, als des Königs Beschlüsse ruhig abzuwarten.

Des Grafen Miossens Aussage vor der Chambre ardente war indessen bekannt geworden, und wie es zu geschehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, so wurde derselbe, den man erst als den verruchtesten Mörder verfluchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne bestiegen, als unschuldiges Opfer einer barbarischen Justiz beklagt. Nun erst erinnerten sich die Nachbarsleute seines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Madelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldschmied gehegt. – Ganze Züge des Volks erschienen oft auf bedrohliche Weise vor la Regnies Palast und schrien: „Gib uns Olivier Brußon heraus, er ist unschuldig,“ und warfen wohl gar Steine nach den Fenstern, so daß la Regnie genötigt war, bei der Marechaussee Schutz zu suchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß der Scuderi von Olivier Brußons Prozeß nur das mindeste bekannt wurde. Ganz trost-

los begab sie sich zur Maintenon, die aber versicherte, daß der König über die Sache schweige und es gar nicht geraten scheine, ihn daran zu erinnern. Fragte sie nun noch mit sonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere mache? so überzeugte sich die Scuderi, daß tief im Innern der stolzen Frau sich ein Verdruß über eine Angelegenheit regte, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf dessen Zauber sie sich nicht verstand. Von der Maintenon konnte sie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andillys Hülfe gelang es der Scuderi, auszukundschaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Miossens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrautester Kammerdiener und Geschäftsträger, in der Conciergerie gewesen und mit Brußon gesprochen, daß endlich in einer Nacht ebenderselbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillacs Hause gewesen und sich lange darin aufgehalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stocks, versicherte, die ganze Nacht habe es über seinem Kopfe gepoltert, und gewiß sei Olivier dabei gewesen, denn er habe seine Stimme genau erkannt. So viel war also gewiß, daß der König selbst dem wahren Zusammenhange der Sache nachforschen ließ, unbegreiflich blieb aber die lange Verzögerung des Beschlusses. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entrissen werden sollte, zwischen den Zähnen festzuhalten. Das verdarb jede Hoffnung im Aufkeimen.

Beinahe ein Monat war vergangen, da ließ die Maintenon der Scuderi sagen, der König wünsche sie heute abend in ihren, der Maintenon, Gemächern zu sehen.

Das Herz schlug der Scuderi hoch auf, sie wußte, daß Brußons Sache sich nun entscheiden würde. Sie sagte es der armen Madelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünstig betete, daß sie doch nur in dem König die Überzeugung von Brußons Unschuld erwecken möchten.

Und doch schien es, als habe der König die ganze Sache vergessen, denn wie sonst, weilend in anmutigen Gesprächen mit

der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Silbe des armen Brußons. Endlich erschien Bontems, näherte sich dem Könige und sprach einige Worte so leise, daß beide Damen nichts davon verstanden. – Die Scuderi erbebte im Innern. Da stand der König auf, schritt auf die Scuderi zu und sprach mit leuchtenden Blicken: „Ich wünsche Euch Glück, mein Fräulein! – Euer Schützling, Olivier Brußon, ist frei!“ — Die Scuderi, der die Tränen aus den Augen stürzten, keines Wortes mächtig, wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte sie daran, sprechend: „Geht, geht! Fräulein, Ihr solltet Parlamentsadvokat sein und meine Rechtshändel ausfechten, denn, beim heiligen Dionys, Eurer Beredsamkeit widersteht niemand auf Erden. – Doch,“ fügte er ernster hinzu, „doch, wen die Tugend selbst in Schutz nimmt, mag der nicht sicher sein vor jeder bösen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt!“ – Die Scuderi fand nun Worte, die sich in den glühendsten Dank ergossen. Der König unterbrach sie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hause sie selbst viel feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern könne, denn wahrscheinlich umarme in diesem Augenblick der glückliche Olivier schon seine Madelon. „Bontems,“ so schloß der König, „Bontems soll Euch tausend Louis auszahlen, die gebt in meinem Namen der Kleinen als Brautschatz. Mag sie ihren Brußon, der solch ein Glück gar nicht verdient, heiraten, aber dann sollen beide fort aus Paris. Das ist mein Wille.“

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit raschen Schritten, hinter ihr her Baptiste, beide mit vor Freude glänzenden Gesichtern, beide jauchzend, schreiend: „Er ist hier – er ist frei! – o die lieben jungen Leute!“ Das selige Paar stürzte der Scuderi zu Füßen. „O ich habe es ja gewußt, daß Ihr, Ihr allein mir den Gatten retten würdet,“ rief Madelon. „Ach, der Glaube an Euch, meine Mutter, stand ja fest in meiner Seele,“ rief Olivier, und beide küßten der würdigen Dame die

Hände und vergossen tausend heiße Tränen. Und dann umarmten sie sich wieder und beteuerten, daß die überirdische Seligkeit dieses Augenblicks alle namenlose Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und schworen, nicht voneinander zu lassen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden sie verbunden durch den Segen des Priesters. Wäre es auch nicht des Königs Wille gewesen, Brußon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn alles an jene entsetzliche Zeit der Untaten Cardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böse Geheimnis, nun noch mehreren Personen bekannt worden, feindselig enthüllen und sein friedliches Leben auf immer verstören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit seinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgestattet durch Madelons Brautschatz, begabt mit seltner Geschicklichkeit in seinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches sorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater getäuscht hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen seit der Abreise Brußons, als eine öffentliche Bekanntmachung erschien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbischof von Paris, und von dem Parlamentsadvokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder, unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichen geraubten Schatz an Juwelen und Geschmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680, vorzüglich durch mörderischen Anfall auf öffentlicher Straße, ein Schmuck geraubt worden, solle sich bei d'Andilly melden und werde, treffe die Beschreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein und finde sonst kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anspruchs statt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Cardillacs Liste als nicht ermordet sondern bloß durch einen Faustschlag betäubt aufgeführt waren, fanden sich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein und erhielten

zu ihrem nicht geringen Erstaunen das ihnen geraubte Geschmeide zurück. Das übrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Eustache anheim.

Sylvesters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte sie deshalb wahrhaft serapiontisch, weil sie, auf geschichtlichen Grund gebaut, doch hinaufsteige ins Fantastische.

„Es ist", sprach Lothar, „unserm Sylvester in der Tat ein mißliches Wagestück gut genug gelungen. Für ein solches halte ich nämlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honoré eine Art von Bureau d'Esprit aufgeschlagen, in das uns Sylvester blicken lassen. Unsere Schriftstellerinnen, denen ich übrigens, sind sie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmut der alten Dame in der schwarzen Robe recht herzlich wünsche, würden gewiß mit dir, o mein Sylvester, hätten sie deine Geschichte angehört, zufrieden sein und dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grausigen Cardillac verzeihen, den du wahrscheinlich ganz und gar fantastischer Inspiration verdankest."

„Doch," nahm Ottmar das Wort, „doch erinnere ich mich, irgendwo von einem alten Schuster zu Venedig gelesen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt, und der der verruchteste Mörder und Räuber war. So wie Cardillac schlich er sich zur Nachtzeit fort aus seiner Wohnung und hinein in die Paläste der Reichen. In der tiefsten Finsternis traf sein sicher geführter Dolchstoß den, den er berauben wollte, ins Herz, so daß er auf der Stelle lautlos niedersank. Vergebens blieb alles Mühen der schlausten und tätigsten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebte, zu erspähen, bis endlich ein Umstand die Aufmerksamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuster leitete. Der Schuster erkrankte nämlich, und sonderbar schien es, daß, solange er sein Lager nicht verlassen konnte, die Mordtaten aufhörten, sowie er gesundet, aber

wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängnis, und das Vermutete traf ein. Solange der Schuster verhaftet, blieben die Paläste sicher, sowie man ihn, da es an jedem Beweise seiner Untaten mangelte, losgelassen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubsucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geständnis, und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden seines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv versicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron seines Handwerks, dem heiligen Rochus, gelobt, nur ein gewisses rundes Sümmchen zusammenzurauben, dann aber einzuhalten, und schade sei es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Sümmchen gebracht." –

„Von dem venetianischen Schuster", sprach Sylvester, „weiß ich nichts, soll ich euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich schöpfte, so muß ich euch sagen, daß die Worte der Scuderi: Un amant qui craint etc. wirklich von ihr und zwar beinahe auf denselben Anlaß, wie ich es erzählt, gesprochen worden sind. Auch ist die Sache mit dem Geschenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günstiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet ihr in einem Buche, wo ihr sie gewiß nicht suchen würdet, nämlich in Wagenseils Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nämlich von einem Besuch, den er während seines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgestattet, und ist es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmutig darzustellen, so habe ich das lediglich der angenehmen Courtoisie zu verdanken, mit der Wagenseilius von der alten geistreichen Dame spricht."

„Wahrhaftig," rief Theodor lächelnd, „wahrhaftig, in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unserm Sylvester beschieden. Überleuchtet er uns heute nicht in seiner Zweiheit als Theaterdichter und Erzähler wie das Gestirn der Dioskuren?"

„Das ist," sprach Vinzenz, „das ist das, was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geschrieben, muß sich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen."

„Seltsam," nahm Cyprian das Wort, „seltsam ist es aber doch, daß Schriftsteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wissen, oft an dem Dramatischen gänzlich scheitern."

„Sind," sprach Lothar, „sind die Bedingnisse des Dramas und der Erzählung aber nicht in ihren Grundelementen so voneinander verschieden, daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß? – Ihr versteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung spreche und alles Novellenartige ausschließe, das oft den Keim in sich trägt, aus dem das wahre Drama hervorsprießt wie ein schöner herrlicher Baum."

„Was haltet," begann Vinzenz, „was haltet ihr von der angenehmen Idee, aus einem Schauspiel eine Erzählung zu machen? – Vor mehreren Jahren las ich Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebst und rührend sich das Antonchen mit dem blanken Hirschfänger und das Riekchen mit dem verlornen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfasser oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: sprach er – erwiderte sie – zwischen die verschiedenen Reden gesetzt hatte. Ich versichere euch, daß ich erst dann, als ich diese Erzählung gelesen, die wahrhafte poetische Schwärmerei, das Tiefgefühlte und großartig Rührende von Ifflands Jägern eingesehen. Nebenher ist mir aber auch die wissenschaftliche Tendenz dieses Dramas aufgegangen, und ich kann es nicht tadeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forstwissenschaft, sich auch Ifflands Jäger befanden."

„Schweige," rief Lothar, „schweige, Skurrilität, und gönne mit uns ein gütiges Ohr dem würdigen Serapions-Bruder, der, wie ich bemerke, soeben ein Manuskript aus der Tasche gezogen hat."

„Ich habe", sprach Theodor, „mich diesmal in ein anderes Feld gewagt und bitte im voraus um eure Nachsicht. Übrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indessen durch kein Buch sondern durch Tradition zugekommen."

Theodor las:

Spieler-Glück

Mehr als jemals war im Sommer 18 . . Pyrmont besucht. Von Tage zu Tage mehrte sich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wetteifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Farobank dafür sorgten, ihr gleißendes Gold in größern Massen aufzuhäufen als sonst, damit die Lockspeise sich bewähre auch bei dem edelsten Wilde, das sie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit an Badeörtern, wo jeder, aus seinem gewöhnlichen Verhältnis getreten, sich mit Vorbedacht hingibt freier Muße, sinnzerstreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unwiderstehlich wird. Man sieht Personen, die sonst keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigsten Spieler, und überdem will es auch, wenigstens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank sich einfinde und einiges Geld verspiele.

Von diesem unwiderstehlichen Zauber, von dieser Regel des guten Tons schien allein ein junger deutscher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Eilte alles an den Spieltisch, wurde ihm jedes Mittel, jede Aussicht, sich geistreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeschnitten, so zog er es vor, entweder auf einsamen Spaziergängen sich dem Spiel seiner Fantasie zu überlassen oder auf dem Zimmer dieses, jenes Buch

zur Hand zu nehmen, ja wohl sich selbst im Dichten – Schrift-stellen zu versuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Gestalt, anmutigem Wesen, und so konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochschätzte, liebte, daß sein Glück bei den Weibern entschieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, schien ein besonderer Glücksstern über ihn zu walten. Man sprach von allerlei abenteuerlichen Liebeshändeln, die sich ihm aufgedrungen und die, so verderblich sie allem Anschein nach jedem andern gewesen sein würden, sich auf unglaubliche Weise leicht und glücklich auflösten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntschaft, wurde von ihm, von seinem Glück gesprochen, einer Geschichte von einer Uhr zu erwähnen, die sich in seinen ersten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab sich nämlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundschaft stand, auf einer Reise ganz unerwartet in solch dringende Geldnot geriet, daß er, um nur weiter fortzukommen, seine goldne mit Brillanten reichbesetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die kostbare Uhr um geringes Geld zu verschleudern; da es sich aber traf, daß in demselben Hotel, wo er eingekehrt, gerade ein junger Fürst solch ein Kleinod suchte, so erhielt er mehr, als der eigentliche Wert betrug. Über ein Jahr war vergangen, Siegfried schon sein eigner Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgespielt werden solle. Er nahm ein Los, das eine Kleinigkeit kostete und – gewann die goldne mit Brillanten besetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauschte er diese Uhr gegen einen kostbaren Ring. Er kam bei dem Fürsten von G. auf kurze Zeit in Dienste, und dieser schickte ihm bei seiner Entlassung als ein Andenken seines Wohlwollens – dieselbe goldne mit Brillanten besetzte Uhr mit reicher Kette! –

Von dieser Geschichte kam man denn auf Siegfrieds Eigensinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei

seinem entschiedenen Glück um so mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei seinen übrigen glänzenden Eigenschaften ein Knicker sei, viel zu ängstlich, viel zu engherzig, um sich auch nur dem geringsten Verlust auszusetzen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verdacht des Geizes ganz entschieden widersprach, wurde nicht geachtet, und wie es denn nun zu geschehen pflegt, daß die mehrsten recht darauf erpicht sind, dem Ruhm irgend eines hochbegabten Mannes ein bedenkliches Aber hinzufügen zu können und dies Aber irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eignen Einbildung ruhen, so war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr sehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochherzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabscheute als Knickerei, so beschloß er, um die Verleumder zu schlagen, so sehr ihn auch das Spiel anekeln mochte, sich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem schlimmen Verdacht. — Er fand sich bei der Bank ein mit dem festen Vorsatz, die bedeutende Summe, die er eingesteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in allem, was er unternahm, zur Seite stand, nicht untreu. Jede Karte, die er wählte, gewann. Die kabbalistischen Berechnungen alter geübter Spieler scheiterten an dem Spiel des Barons. Er mochte die Karten wechseln, er mochte dieselbe fortsetzen, gleichviel, immer war sein der Gewinn. Der Baron gab das seltene Schauspiel eines Ponteurs, der darüber außer sich geraten will, weil die Karten ihm zuschlagen, und so nahe die Erklärung dieses Benehmens lag, schaute man sich doch an mit bedenklichen Gesichtern und gab nicht undeutlich zu verstehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgerissen, zuletzt in einigen Wahnsinn verfallen, denn wahnsinnig müßte doch der Spieler sein, der sich über sein Glück entsetze.

Eben der Umstand, daß er eine bedeutende Summe ge-

wonnen, nötigte den Baron, fortzuspielen und so, da aller Wahrscheinlichkeit gemäß dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verlust folgen mußte, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen. Aber keineswegs traf das ein, was man vermuten konnte, denn sich ganz gleich blieb das entschiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es selbst bemerkte, regte sich in dem Innern des Barons die Lust an dem Farospiel, das in seiner Einfachheit das verhängnisvollste ist, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit seinem Glück, das Spiel fesselte seine Aufmerksamkeit und hielt ihn fest ganze Nächte hindurch, so daß er, da nicht der Gewinn, sondern recht eigentlich das Spiel ihn anzog, notgedrungen an den besondern Zauber, von dem sonst seine Freunde gesprochen und den er durchaus nicht statuieren wollen, glauben mußte.

Als er in einer Nacht, da der Bankier gerade eine Taille geendet, die Augen aufschlug, gewahrte er einen ältlichen Mann, der sich ihm gegenüber hingestellt hatte und den wehmütig ernsten Blick fest und unverwandt auf ihn richtete. Und jedesmal, wenn der Baron während des Spiels aufschaute, traf sein Blick das düstre Auge des Fremden, so daß er sich eines drückenden unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Erst als das Spiel beendet, verließ der Fremde den Saal. In der folgenden Nacht stand er wieder dem Baron gegenüber und starrte ihn an unverwandt mit düstren gespenstischen Augen. Noch hielt der Baron an sich; als aber in der dritten Nacht der Fremde sich wieder eingefunden und, zehrendes Feuer im Auge, den Baron anstarrte, fuhr dieser los: „Mein Herr, ich muß Sie bitten, sich einen andern Platz zu wählen. Sie genieren mein Spiel."

Der Fremde verbeugte sich schmerzlich lächelnd und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Spieltisch und den Saal.

Und in der folgenden Nacht stand doch der Fremde wieder dem Baron gegenüber, mit dem düster glühenden Blick ihn durchbohrend.

Da fuhr noch zorniger als in der vorigen Nacht der Baron auf: „Mein Herr, wenn es Ihnen Spaß macht, mich anzugaffen, so bitte ich eine andere Zeit und einen andern Ort dazu zu wählen, in diesem Augenblick aber sich —“

Eine Bewegung mit der Hand nach der Türe diente statt des harten Worts, das der Baron eben ausstoßen wollte.

Und wie in der vorigen Nacht, mit demselben schmerzlichen Lächeln sich leicht verbeugend, verließ der Fremde den Saal.

Vom Spiel, vom Wein, den er genossen, ja selbst von dem Auftritt mit dem Fremden aufgeregt, konnte Siegfried nicht schlafen. Der Morgen dämmerte schon herauf, als die ganze Gestalt des Fremden vor seine Augen trat. Er erblickte das bedeutende, scharf gezeichnete, gramverstörte Gesicht, die tiefliegenden düstern Augen, die ihn anstarrten, er bemerkte, wie trotz der ärmlichen Kleidung der edle Anstand den Mann von feiner Erziehung verriet. — Und nun die Art, wie der Fremde mit schmerzhafter Resignation die harten Worte aufnahm und sich, das bitterste Gefühl mit Gewalt niederkämpfend, aus dem Saal entfernte! — „Nein,“ rief Siegfried, „ich tat ihm Unrecht — schweres Unrecht! — Liegt es denn in meinem Wesen, wie ein roher Bursche in gemeiner Unart aufzubrausen, Menschen zu beleidigen ohne den mindesten Anlaß?“ — Der Baron kam dahin, sich zu überzeugen, daß der Mann ihn so angestarrt habe in dem erdrückendsten Gefühl des schneidenden Kontrastes, daß in dem Augenblick, als er vielleicht mit der bittersten Not kämpfe, er, der Baron, im übermütigen Spiel Gold über Gold aufgehäuft. Er beschloß, gleich den andern Morgen den Fremden aufzusuchen und die Sache auszugleichen.

Der Zufall fügte es, daß gerade die erste Person, der der Baron, in der Allee lustwandelnd, begegnete, eben der Fremde war.

Der Baron redete ihn an, entschuldigte eindringlich sein Benehmen in der gestrigen Nacht und schloß damit, den Fremden in aller Form um Verzeihung zu bitten. Der Fremde meinte, er

habe gar nichts zu verzeihen, da man dem im eifrigen Spiel begriffenen Spieler vieles zu gute halten müsse, überdem er aber allein sich auch dadurch, daß er hartnäckig auf dem Platze geblieben, wo er den Baron genieren müssen, die harten Worte zugezogen.

Der Baron ging weiter, er sprach davon, daß es oft im Leben augenblickliche Verlegenheiten gäbe, die den Mann von Bildung auf das empfindlichste niederdrückten, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er bereit sei, das Geld, das er gewonnen oder auch noch mehr, herzugeben, wenn dadurch vielleicht dem Fremden geholfen werden könnte.

„Mein Herr,“ erwiderte der Fremde, „Sie halten mich für bedürftig, das bin ich gerade nicht, denn mehr arm als reich habe ich doch so viel, als meine einfache Weise zu leben fordert. Zudem werden Sie selbst erachten, daß ich, glauben Sie mich beleidigt zu haben und wollen es durch ein gut Stück Geld abmachen, dies unmöglich als ein Mann von Ehre würde annehmen können, wäre ich auch nicht Kavalier.“

„Ich glaube,“ erwiderte der Baron betreten, „ich glaube Sie zu verstehen und bin bereit, Ihnen Genugtuung zu geben, wie Sie es verlangen.“

„O Himmel,“ fuhr der Fremde fort, „o Himmel, wie ungleich würde der Zweikampf zwischen uns beiden sein! — Ich bin überzeugt, daß Sie ebenso wie ich den Zweikampf nicht für eine kindische Raserei halten und keinesweges glauben, daß ein paar Tropfen Blut, vielleicht dem geritzten Finger entquollen, die befleckte Ehre rein waschen können. Es gibt mancherlei Fälle, die es zweien Menschen unmöglich machen können, auf dieser Erde nebeneinander zu existieren, und lebe der eine am Kaukasus und der andere an der Tiber, es gibt keine Trennung, solange der Gedanke die Existenz des Gehaßten erreicht. Hier wird der Zweikampf, welcher darüber entscheidet, wer dem andern den Platz auf dieser Erde räumen soll, notwendig. — Zwischen uns beiden

würde, wie ich eben gesagt, der Zweikampf ungleich sein, da mein Leben keineswegs so hoch zu stellen als das Ihrige. Stoße ich Sie nieder, so töte ich eine ganze Welt der schönsten Hoffnungen, bleibe ich, so haben Sie ein kümmerliches, von den bittersten, qualvollsten Erinnerungen verstörtes Dasein geendet! – Doch die Hauptsache bleibt, daß ich mich durchaus nicht für beleidigt halte. – Sie hießen mich gehen, und ich ging!" –

Die letzten Worte sprach der Fremde mit einem Ton, der die innere Kränkung verriet. Grund genug für den Baron, nochmals sich vorzüglich damit zu entschuldigen, daß, selbst wisse er nicht warum, ihm der Blick des Fremden bis ins Innerste gedrungen sei, daß er ihn zuletzt gar nicht habe ertragen können.

„Möchte," sprach der Fremde, „möchte doch mein Blick in Ihrem Innersten, drang er wirklich hinein, den Gedanken an die bedrohliche Gefahr aufgeregt haben, in der Sie schweben. Mit frohem Mute, mit jugendlicher Unbefangenheit stehen sie am Rande des Abgrundes, ein einziger Stoß, und Sie stürzen rettungslos hinab. – Mit einem Wort – Sie sind im Begriff, ein leidenschaftlicher Spieler zu werden und sich zu verderben."

Der Baron versicherte, daß der Fremde sich ganz und gar irre. Er erzählte umständlich, wie er an den Spieltisch geraten, und behauptete, daß ihm der eigentliche Spielsinn ganz abgehe, daß er gerade den Verlust von ein paar hundert Louisd'or wünsche und, wenn er dies erreicht, aufhören werde zu pontieren. Bis jetzt habe er aber das entschiedenste Glück gehabt.

„Ach," rief der Fremde, „ach, eben dieses Glück ist die entsetzlichste, hämischste Verlockung der feindlichen Macht! – eben dieses Glück, womit Sie spielen, Baron! die ganze Art, wie Sie zum Spiel gekommen sind, ja selbst Ihr ganzes Wesen beim Spiel, welches nur zu deutlich verrät, wie immer mehr und mehr Ihr Interesse daran steigt – alles – alles erinnert mich nur zu lebhaft an das entsetzliche Schicksal eines Unglücklichen, welcher, Ihnen in vieler Hinsicht ähnlich, ebenso begann als Sie. Deshalb

geschah es, daß ich mein Auge nicht verwenden konnte von Ihnen, daß ich mich kaum zurückzuhalten vermochte, mit Worten das zu sagen, was mein Blick Sie erraten lassen sollte! — O sieh doch nur die Dämonen ihre Krallenfäuste ausstrecken, dich hinabzureißen in den Orkus! — So hätt' ich rufen mögen. — Ich wünschte Ihre Bekanntschaft zu machen, das ist mir wenigstens gelungen. — Erfahren Sie die Geschichte jenes Unglücklichen, dessen ich erwähnte, vielleicht überzeugen Sie sich dann, daß es kein leeres Hirngespinst ist, wenn ich Sie in der dringendsten Gefahr erblicke und Sie warne."

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einsam stehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieselben glänzenden Eigenschaften, die Sie, Herr Baron! auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur was den Reichtum betrifft, hatte das Glück ihn nicht so begünstigt wie Sie. Er war beinahe dürftig, und nur durch die geregeltste Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anstande zu erscheinen, wie es seine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinste Verlust empfindlich sein, seine ganze Lebensweise verstören mußte, durfte er sich auf kein Spiel einlassen, zudem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonst gelang ihm alles, was er unternahm, auf besondere Weise, so daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider seine Gewohnheit hatte er sich in einer Nacht überreden lassen, ein Spielhaus zu besuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Teilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, schritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, starrte bald hin auf den Spieltisch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über

Gold zuströmte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obrister den Chevalier und rief laut: „Alle Teufel! Da ist der Chevalier Menars unter uns und sein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er sich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das soll nicht länger so bleiben, er soll gleich für mich pontieren!"

Der Chevalier mochte sich mit seiner Ungeschicklichkeit, mit seinem Mangel an jeder Erfahrung entschuldigen, wie er wollte, der Obrist ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltisch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte schlug ihm zu, so daß er bald eine bedeutende Summe für den Obristen gewonnen hatte, der sich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anspruch genommen.

Auf den Chevalier selbst machte sein Glück, das alle übrigen in Erstaunen setzte, nicht den mindesten Eindruck; ja er wußte selbst nicht, wie es geschah, daß sein Widerwillen gegen das Spiel sich noch vermehrte, so daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anstrengung durchwachten Nacht in der geistigen und körperlichen Erschlaffung fühlte, sich auf das ernstlichste vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu besuchen.

Noch bestärkt wurde dieser Vorsatz durch das Betragen des alten Obristen, der, sowie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entschiedenste Unglück hatte und dies Unglück nun in seltsamer Betörtheit dem Chevalier auf den Hals schob. Auf zudringliche Weise verlangte er, der Chevalier solle für ihn pontieren oder ihm, wenn er spiele, wenigstens zur Seite stehen, um durch seine Gegenwart den bösen Dämon, der ihm die Karten in die Hand schob, die niemals trafen, wegzubannen. – Man weiß, daß nirgends mehr abgeschmackter Aberglaube herrscht als unter den Spielern. – Nur mit dem größten Ernst, ja mit der Erklärung,

daß er sich lieber mit ihm schlagen als für ihn spielen wollte, konnte sich der Chevalier den Obristen, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. – Der Chevalier verwünschte seine Nachgiebigkeit gegen den alten Toren.

Übrigens konnt' es nicht fehlen, daß die Geschichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Chevaliers von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei rätselhafte, geheimnisvolle Umstände hinzugedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde, darstellten. Daß aber der Chevalier seines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchsten Begriff von der Festigkeit seines Charakters geben und die Achtung, in der er stand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen sein, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er seinen Lebensunterhalt bestritt, in die drückendste, peinlichste Verlegenheit gesetzt wurde. Er war genötigt, sich seinem treuesten Freunde zu entdecken, der ohne Anstand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgsten Sonderling schalt, den es wohl jemals gegeben.

„Das Schicksal", sprach er, „gibt uns Winke, auf welchem Wege wir unser Heil suchen sollen und finden, nur in unsrer Indolenz liegt es, wenn wir diese Winke nicht beachten, nicht verstehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, sehr deutlich ins Ohr geraunt: Willst du Geld und Gut erwerben, so geh hin und spiele, sonst bleibst du arm, dürftig, abhängig immerdar."

Nun erst trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünstigt hatte, lebendig vor seine Seele und träumend und wachend sah er Karten, hörte er das eintönige – gagne – perd des Bankiers, das Klirren der Goldstücke!

„Es ist wahr," sprach er zu sich selbst, „eine einzige Nacht wie jene reißt mich aus der Not, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beschwerlich zu fallen; es ist Pflicht, dem Winke des Schicksals zu folgen."

Eben der Freund, der ihm zum Spiel geraten, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er sorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obristen pontierte, glänzend gespielt, so war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er setzte, aber nicht er, die unsichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das selbst ist, was wir Zufall nennen, schien sein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tausend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldstücke lagen aufgeschüttet neben ihm auf dem Tische. Er glaubte im ersten Moment zu träumen, er rieb sich die Augen, er erfaßte den Tisch, rückte ihn näher heran. Als er sich nun aber besann, was geschehen, als er in den Goldstücken wühlte, als er sie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum ersten Mal wie ein verderblicher Gifthauch die Lust an dem schnöden Mammon durch sein ganzes Wesen, da war es geschehen um die Reinheit der Gesinnung, die er so lange bewahrt! –

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltisch zu kommen. Sein Glück blieb sich gleich, so daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht gespielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es gibt zweierlei Arten von Spieler. Manchen gewährt, ohne Rücksicht auf Gewinn, das Spiel selbst als Spiel eine unbeschreibliche geheimnisvolle Lust. Die sonderbaren Verkettungen des Zufalls wechseln in dem seltsamsten Spiel, das Regiment der höhern Macht tritt klarer hervor, und eben dieses ist es, was unsern Geist anregt, die Fittiche zu rühren und zu versuchen, ob er sich nicht hineinschwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnisvolle Werkstatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauschen. – Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte

lang einsam in seinem Zimmer Bank machte und gegen sich selbst pontierte, der war meines Bedünkens ein echter Spieler. – Andere haben nur den Gewinst vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, sich schnell zu bereichern. Zu dieser Klasse schlug sich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielsinn in der individuellen Natur liegen, angeboren sein muß.

Ebendaher war ihm der Kreis, in dem sich der Ponteur bewegt, bald zu enge. Mit der sehr beträchtlichen Summe, die er sich erspielt, etablierte er eine Bank, und auch hier begünstigte ihn das Glück dergestalt, daß in kurzer Zeit seine Bank die reichste war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, strömten ihm, dem reichsten, glücklichsten Bankier, auch die mehrsten Spieler zu.

Das wilde wüste Leben des Spielers vertilgte bald alle die geistigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier sonst Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf, ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Gesellschafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu sein. Erloschen war sein Sinn für Wissenschaft und Kunst, dahin all sein Streben, in tüchtiger Erkenntnis vorzuschreiten. Auf seinem todbleichen Gesicht, in seinen düstern, dunkles Feuer sprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichsten Leidenschaft, die ihn umstrickt hielt. – Nicht Spielsucht, nein, der gehässigste Geldgeiz war es, den der Satan selbst in seinem Innern entzündet! – Mit einem Wort, es war der vollendetste Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verlust erlitten, doch das Glück weniger günstig gewesen als sonst. Da trat ein kleiner, alter, dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garstigem Ansehen an den Spieltisch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und besetzte sie mit einem Goldstück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erstaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender

Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort sich darüber beschwerte.

Der Alte verlor – verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher sein Verlust stieg, desto mehr freuten sich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der seine Sätze immerfort doublierte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte gesetzt und diese in demselben Augenblick umschlug, rief einer laut lachend: „Glück zu, Signor Vertua, Glück zu, verliert den Mut nicht, setzt immerhin weiter fort, Ihr seht mir so aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank sprengen durch ungeheuern Gewinst!"

Der Alte warf einen Basiliskenblick auf den Spötter und rannte schnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taschen mit Gold gefüllt. In der letzten Taille mußte indessen der Alte aufhören, da er wiederum alles Gold verspielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, aller Verruchtheit seines Treibens unerachtet, doch auf einen gewissen Anstand hielt, der bei seiner Bank beobachtet werden mußte, hatte der Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelt, im höchsten Grade mißfallen. Grund genug, nach beendetem Spiel, als der Alte sich entfernt hatte, darüber jenen Spötter sowie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am mehrsten aufgefallen, und die, vom Chevalier dazu aufgefordert, noch dageblieben, sehr ernstlich zur Rede zu stellen.

„Ei," rief der eine, „Ihr kennt den alten Francesco Vertua nicht, Chevalier! sonst würdet Ihr Euch über uns und unser Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gutheißen. Erfahrt, daß dieser Vertua, Neapolitaner von Geburt, seit funfzehn Jahren in Paris, der niedrigste, schmutzigste, bösartigste Geizhals und Wucherer ist, den es geben mag. Jedes menschliche Gefühl ist ihm fremd, er könnte seinen eignen Bruder im Todeskrampf sich zu seinen Füßen krümmen sehen, und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch

nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Verwünschungen einer Menge Menschen, ja ganzer Familien, die durch seine satanischen Spekulationen ins tiefste Verderben gestürzt wurden, lasten schwer auf ihm. Er ist bitter gehaßt von allen, die ihn kennen, jeder wünscht, daß die Rache für alles Böse, das er tat, ihn erfassen und sein schuldbeflecktes Leben enden möge. Gespielt hat er, wenigstens solange er in Paris ist, niemals, und Ihr dürft Euch nach alledem über das tiefe Erstaunen gar nicht verwundern, in das wir gerieten, als der alte Geizhals an den Spieltisch trat. Ebenso mußten wir uns wohl über seinen bedeutenden Verlust freuen, denn arg, ganz arg würde es doch gewesen sein, wenn das Glück den Bösewicht begünstigt hätte. Es ist nur zu gewiß, daß der Reichtum Eurer Bank, Chevalier! den alten Toren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor selbst die Federn. Unbegreiflich bleibt es mir aber doch, wie Vertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalses entgegen, sich entschließen konnte zu solch hohem Spiel. Nun! – er wird wohl nicht wiederkommen, wir sind ihn los!"

Diese Vermutung traf jedoch keineswegs ein, denn schon in der folgenden Nacht stand Vertua wiederum an der Bank des Chevaliers und setzte und verlor viel bedeutender als gestern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bittern Ironie, als wisse er im voraus, wie bald sich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lawine wuchs schneller und schneller in jeder der folgenden Nächte der Verlust des Alten, so daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißigtausend Louisd'or zur Bank bezahlt. Da kam er einst, als schon längst das Spiel begonnen, totenbleich mit verstörtem Blick in den Saal und stellte sich fern von dem Spieltisch hin, das Auge starr auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich, als der Chevalier die Karten gemischt hatte, abheben ließ und eben die Taille beginnen wollte, rief der Alte mit kreischendem

Ton: „Halt!" daß alle beinahe entsetzt sich umschauten. Da drängte sich der Alte durch bis dicht an den Chevalier hinan und sprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: „Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebst der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen ist geschätzt auf achtzigtausend Franken, wollt Ihr den Satz halten?" „Gut," erwiderte der Chevalier kalt, ohne sich umzusehen nach dem Alten, und begann die Taille.

„Die Dame," sprach der Alte, und in dem nächsten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte sich an die Wand regungs- und bewegungslos, der starren Bildsäule ähnlich. Niemand kümmerte sich weiter um ihn.

Das Spiel war geendet, die Spieler verloren sich, der Chevalier packte mit seinen Croupiers das gewonnene Gold in die Kassette; da wankte wie ein Gespenst der alte Vertua aus dem Winkel hervor auf den Chevalier zu und sprach mit hohler dumpfer Stimme: „Noch ein Wort, Chevalier! ein einziges Wort!"

„Nun was gibt's?" erwiderte der Chevalier, indem er den Schlüssel abzog von der Kassette und dann den Alten verächtlich maß von Kopf bis zu Fuß.

„Mein ganzes Vermögen", fuhr der Alte fort, „verlor ich an Eure Bank, Chevalier, nichts, nichts blieb mir übrig, ich weiß nicht, wo ich morgen mein Haupt hinlegen, wovon ich meinen Hunger stillen soll. Zu Euch, Chevalier, nehme ich meine Zuflucht. Borgt mir von der Summe, die Ihr von mir gewonnen, den zehnten Teil, damit ich mein Geschäft wieder beginne und mich emporschwinge aus der tiefsten Not."

„Wo denkt Ihr hin," erwiderte der Chevalier, „wo denkt Ihr hin, Signor Vertua, wißt Ihr nicht, daß ein Bankier niemals Geld wegborgen darf von seinem Gewinst? Das läuft gegen die alte Regel, von der ich nicht abweiche."

„Ihr habt recht," sprach Vertua weiter, „Ihr habt recht,

Chevalier, meine Forderung war unsinnig – übertrieben – den zehnten Teil! – nein! den zwanzigsten Teil borgt mir!" – „Ich sage Euch ja," antwortete der Chevalier verdrießlich, „daß ich von meinem Gewinst durchaus nichts verborge!"

„Es ist wahr," sprach Vertua, indem sein Antlitz immer mehr erbleichte, immer stierer und starrer sein Blick wurde, „es ist wahr, Ihr dürft nichts verborgen – ich tat es ja auch sonst nicht! – Aber dem Bettler gebt ein Almosen – gebt ihm von dem Reichtum, den Euch heute das blinde Glück zuwarf, hundert Louisd'or."

„Nun in Wahrheit," fuhr der Chevalier zornig auf, „Ihr versteht es, die Leute zu quälen, Signor Vertua! Ich sage Euch, nicht hundert, nicht funfzig – nicht zwanzig – nicht einen einzigen Louisd'or erhaltet Ihr von mir. Rasend müßt' ich sein, Euch auch nur im mindesten Vorschub zu leisten, damit Ihr Euer schändliches Gewerbe wieder von neuem beginnen könntet. Das Schicksal hat Euch niedergetreten in den Staub wie einen giftigen Wurm, und es wäre ruchlos, Euch wieder emporzurichten. Geht hin und verderbt, wie Ihr es verdient!"

Beide Hände vors Gesicht gedrückt, sank mit einem dumpfen Seufzer Vertua zusammen. Der Chevalier befahl den Bedienten, die Kassette in den Wagen hinabzubringen, und rief dann mit starker Stimme: „Wann übergebt Ihr mir Euer Haus, Eure Effekten, Signor Vertua?"

Da raffte sich Vertua auf vom Boden und sprach mit fester Stimme: „Jetzt gleich – in diesem Augenblick, Chevalier! kommt mit mir!"

„Gut," erwiderte der Chevalier, „Ihr könnt mit mir fahren nach Eurem Hause, das Ihr dann am Morgen auf immer verlassen möget."

Den ganzen Weg über sprach keiner, weder Vertua noch der Chevalier, ein einziges Wort. – Vor dem Hause in der Straße St. Honoré angekommen, zog Vertua die Schelle. Ein altes

Mütterchen öffnete und rief, als sie Vertua gewahrte: „O Heiland der Welt, seid Ihr es endlich, Signor Vertua! Halb tot hat sich Angela geängstet Euerthalben!“ –

„Schweige,“ erwiderte Vertua, „gebe der Himmel, daß Angela die unglückliche Glocke nicht gehört hat! Sie soll nicht wissen, daß ich gekommen bin.“

Und damit nahm er der ganz versteinerten Alten den Leuchter mit den brennenden Kerzen aus der Hand und leuchtete dem Chevalier vorauf ins Zimmer.

„Ich bin“, sprach Vertua, „auf alles gefaßt. Ihr haßt, Ihr verachtet mich, Chevalier! Ihr verderbt mich, Euch und andern zur Lust, aber Ihr kennt mich nicht. Vernehmt denn, daß ich ehemals ein Spieler war wie Ihr, daß mir das launenhafte Glück ebenso günstig war als Euch, daß ich halb Europa durchreiste, überall verweilte, wo hohes Spiel, die Hoffnung großen Gewinstes mich anlockte, daß sich das Gold in meiner Bank unaufhörlich häufte wie in der Eurigen. Ich hatte ein schönes treues Weib, die ich vernachlässigte, die elend war mitten im glänzendsten Reichtum. Da begab es sich, daß, als ich einmal in Genua meine Bank aufgeschlagen, ein junger Römer sein ganzes reiches Erbe an meine Bank verspielte. So wie ich heute Euch, bat er mich, ihm Geld zu leihen, um wenigstens nach Rom zurückreisen zu können. Ich schlug es ihm mit Hohngelächter ab, und er stieß mir in der wahnsinnigen Wut der Verzweiflung das Stilett, welches er bei sich trug, tief in die Brust. Mit Mühe gelang es den Ärzten, mich zu retten, aber mein Krankenlager war langwierig und schmerzhaft. Da pflegte mich mein Weib, tröstete mich, hielt mich aufrecht, wenn ich erliegen wollte der Qual, und mit der Genesung dämmerte ein Gefühl in mir auf und wurde mächtiger und mächtiger, das ich noch nie gekannt. Aller menschlichen Regung wird entfremdet der Spieler, so kam es, daß ich nicht wußte, was Liebe, treue Anhänglichkeit eines Weibes heißt. Tief in der Seele brannte es mir, was mein

undankbares Herz gegen die Gattin verschuldet und welchem frevelichen Beginnen ich sie geopfert. Wie quälende Geister der Rache erschienen mir alle die, deren Lebensglück, deren ganze Existenz ich mit verruchter Gleichgültigkeit gemordet, und ich hörte ihre dumpfen heisern Grabesstimmen, die mir vorwarfen alle Schuld, alle Verbrechen, deren Keim ich gepflanzt! Nur mein Weib vermochte den namenlosen Jammer, das Entsetzen zu bannen, das mich dann erfaßte! – Ein Gelübde tat ich, nie mehr eine Karte zu berühren. Ich zog mich zurück, ich riß mich los von den Banden, die mich festhielten, ich widerstand den Lockungen meiner Croupiers, die mich und mein Glück nicht entbehren wollten. Ein kleines Landhaus bei Rom, das ich erstand, war der Ort, wohin ich, als ich vollkommen genesen, hinflüchtete mit meinem Weibe. Ach! nur einziges Jahr wurde mir eine Ruhe, ein Glück, eine Zufriedenheit zuteil, die ich nie geahnet! Mein Weib gebar mir eine Tochter und starb wenige Wochen darauf. Ich war in Verzweiflung, ich klagte den Himmel an und verwünschte dann wieder mich selbst, mein verruchtes Leben, das die ewige Macht rächte, da sie mir mein Weib nahm, das mich vom Verderben gerettet, das einzige Wesen, das mir Trost gab und Hoffnung. Wie den Verbrecher, der das Grauen der Einsamkeit fürchtet, trieb es mich fort von meinem Landhause hieher nach Paris. Angela blühte auf, das holde Ebenbild ihrer Mutter, an ihr hing mein ganzes Herz, für sie ließ ich es mir angelegen sein, ein bedeutendes Vermögen nicht nur zu erhalten, sondern zu vermehren. Es ist wahr, ich lieh Geld aus auf hohe Zinsen, schändliche Verleumdung ist es aber, wenn man mich des betrügerischen Wuchers anklagt. Und wer sind diese Ankläger? Leichtsinnige Leute, die mich rastlos quälen, bis ich ihnen Geld borge, das sie wie ein Ding ohne Wert verprassen und dann außer sich geraten wollen, wenn ich das Geld, welches nicht mir, nein, meiner Tochter gehört, für deren Vermögensverwalter ich mich nur ansehe, mit unerbittlicher

Strenge eintreibe. Nicht lange ist es her, als ich einen jungen Menschen der Schande, dem Verderben entriß, dadurch daß ich ihm eine bedeutende Summe vorstreckte. Nicht mit einer Silbe gedachte ich, da er, wie ich wußte, blutarm war, der Forderung, bis er eine sehr reiche Erbschaft gemacht. Da trat ich ihn an wegen der Schuld. – Glaubt Ihr wohl, Chevalier, daß der leichtsinnige Bösewicht, der mir seine Existenz zu verdanken hatte, die Schuld ableugnen wollte, daß er mich einen niederträchtigen Geizhals schalt, als er mir, durch die Gerichte dazu angehalten, die Schuld bezahlen mußte? – Ich könnte Euch mehr dergleichen Vorfälle erzählen, die mich hart gemacht haben und gefühllos da, wo mir der Leichtsinn, die Schlechtigkeit entgegentritt. Noch mehr! – ich könnte Euch sagen, daß ich schon manche bittre Träne trocknete, daß manches Gebet für mich und für meine Angela zum Himmel stieg, doch Ihr würdet das für falsche Prahlerei halten und ohnedem nichts darauf geben, da Ihr ein Spieler seid! – Ich glaubte, daß die ewige Macht gesühnt sei – es war nur Wahn! denn freigegeben wurd' es dem Satan, mich zu verblenden auf entsetzlichere Weise als jemals. – Ich hörte von Euerm Glück, Chevalier! Jeden Tag vernahm ich, daß dieser, jener an Eurer Bank sich zum Bettler herabpontiert, da kam mir der Gedanke, daß ich bestimmt sei, mein Spieler-Glück, das mich noch niemals verlassen, gegen das Eure zu setzen, daß es in meine Hand gelegt sei, Eurem Treiben ein Ende zu machen, und dieser Gedanke, den nur ein seltsamer Wahnsinn erzeugen konnte, ließ mir fürder keine Ruhe, keine Rast. So geriet ich an Eure Bank, so verließ mich nicht eher meine entsetzliche Betörung, bis meine – meiner Angela Habe Euer war! – Es ist nun aus! – Ihr werdet doch erlauben, daß meine Tochter ihre Kleidungsstücke mit sich nehme?"

„Die Garderobe Eurer Tochter", erwiderte der Chevalier, „geht mich nichts an. Auch könnt Ihr Betten und notwendiges Hausgerät mitnehmen. Was soll ich mit dem Rumpelzeuge,

doch seht Euch vor, daß nichts von einigem Wert mit unterlaufe, das mir zugefallen."

Der alte Vertua starrte den Chevalier ein paar Sekunden sprachlos an, dann aber stürzte ein Tränenstrom aus seinen Augen, ganz vernichtet, ganz Jammer und Verzweiflung sank er nieder vor dem Chevalier und schrie mit aufgehobenen Händen: „Chevalier, habt Ihr noch menschliches Gefühl in Eurer Brust – seid barmherzig – barmherzig! – Nicht mich, meine Tochter, meine Angela, das unschuldige Engelskind stürzt Ihr ins Verderben! – o seid gegen diese barmherzig, leiht ihr, ihr, meiner Angela, den zwanzigsten Teil ihres Vermögens, das Ihr geraubt! – O ich weiß es, Ihr laßt Euch erflehen – O Angela, meine Tochter!" –

Und damit schluchzte – jammerte – stöhnte der Alte und rief mit herzzerschneidendem Ton den Namen seines Kindes.

„Die abgeschmackte Theaterszene fängt an mich zu langweilen," sprach der Chevalier gleichgültig und verdrießlich, aber in demselben Augenblick sprang die Tür auf und hinein stürzte ein Mädchen im weißen Nachtgewande, mit aufgelösten Haaren, den Tod im Antlitz, stürzte hin auf den alten Vertua, hob ihn auf, faßte ihn in die Arme und rief: „O mein Vater – mein Vater – ich hörte – ich weiß alles – Habt Ihr denn alles verloren? alles? – Habt Ihr nicht Eure Angela? Was bedarf es Geld und Gut, wird Angela Euch nicht nähren, pflegen? – O Vater, erniedriget Euch nicht länger vor diesem verächtlichen Unmenschen. – Nicht wir sind es, er ist es, der arm und elend bleibt im vollen schnöden Reichtum, denn verlassen in grauenvoller, trostloser Einsamkeit steht er da, kein liebend Herz gibt es auf der weiten Erde, das sich anschmiegt an seine Brust, das sich ihm aufschließt, wenn er verzweifeln will an dem Leben, an sich selbst! – Kommt, mein Vater – verlaßt dies Haus mit mir, kommt, eilen wir hinweg, damit der entsetzliche Mensch sich nicht weide an Eurem Jammer!"

Vertua sank halb ohnmächtig in einen Lehnsessel, Angela kniete vor ihm nieder, faßte seine Hände, küßte, streichelte sie, zählte mit kindlicher Geschwätzigkeit alle die Talente, alle die Kenntnisse auf, die ihr zu Gebote standen und womit sie den Vater reichlich ernähren wolle, beschwor ihn unter heißen Tränen, doch nur ja allem Gram zu entsagen, da nun das Leben, wenn sie nicht zur Lust, nein, für ihren Vater sticke, nähe, singe, Guitarre spiele, erst rechten Wert für sie haben werde.

Wer, welcher verstockte Sünder hätte gleichgültig bleiben können bei dem Anblick der in voller Himmelsschönheit strahlenden Angela, wie sie mit süßer holder Stimme den alten Vater tröstete, wie aus dem tiefsten Herzen die reinste Liebe ausströmte und die kindlichste Tugend.

Noch anders ging es dem Chevalier. Eine ganze Hölle voll Qual und Gewissensangst wurde wach in seinem Innern. Angela erschien ihm der strafende Engel Gottes, vor dessen Glanz die Nebelschleier frevelicher Betörtheit dahinschwanden, so daß er mit Entsetzen sein elendvolles Ich in widriger Nacktheit erblickte.

Und mitten durch diese Hölle, deren Flammen in des Chevaliers Innerm wüteten, fuhr ein göttlich reiner Strahl, dessen Leuchten die süßeste Wonne war und die Seligkeit des Himmels, aber bei dem Leuchten dieses Strahls wurde nur entsetzlicher die namenlose Qual!

Der Chevalier hatte noch nie geliebt. Als er Angela erblickte, das war der Moment, in dem er von der heftigsten Leidenschaft und zugleich von dem vernichtenden Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit erfaßt werden sollte. Denn hoffen konnte der Mann wohl nicht, der dem reinen Himmelskinde, der holden Angela, so erschien wie der Chevalier. –

Der Chevalier wollte sprechen, er vermochte es nicht, es war, als lähme ein Krampf seine Zunge. Endlich nahm er sich mit Gewalt zusammen und stotterte mit bebender Stimme: „Signor Vertua – hört mich! – Ich habe nichts von Euch gewonnen,

gar nichts — da steht meine Kassette — die ist Euer — nein! — ich muß Euch noch mehr zahlen — ich bin Euer Schuldner — nehmt — nehmt" —

„O meine Tochter," rief Vertua, aber Angela erhob sich, trat hin vor den Chevalier, strahlte ihn an mit stolzem Blick, sprach ernst und gefaßt: „Chevalier, erfahrt, daß es Höheres gibt als Geld und Gut, Gesinnungen, die Euch fremd sind, die uns, indem sie unsere Seele mit dem Trost des Himmels erfüllen, Euer Geschenk, Eure Gnade mit Verachtung zurückweisen lassen! — Behaltet den Mammon, auf dem der Fluch lastet, der Euch verfolgt, den herzlosen verworfenen Spieler!"

„Ja!" — rief der Chevalier ganz außer sich mit wildem Blick, mit entsetzlicher Stimme, „ja verflucht — verflucht will ich sein, hinabgeschleudert in die tiefste Hölle, wenn jemals wieder diese Hand eine Karte berührt! — Und wenn Ihr mich dann von Euch stoßt, Angela! so seid Ihr es, die rettungsloses Verderben über mich bringt — o Ihr wißt nicht — Ihr versteht mich nicht — wahnsinnig müßt Ihr mich nennen — aber Ihr werdet es fühlen, alles wissen, wenn ich vor Euch liege mit zerschmettertem Gehirn — Angela! Tod oder Leben gilt es! — Lebt wohl!" —

Damit stürzte der Chevalier fort in voller Verzweiflung. Vertua durchblickte ihn ganz, er wußte, was in ihm vorgegangen, und suchte der holden Angela begreiflich zu machen, daß gewisse Verhältnisse eintreten könnten, die die Notwendigkeit herbeiführen müßten, des Chevaliers Geschenk anzunehmen. Angela entsetzte sich, den Vater zu verstehen. Sie sah nicht ein, wie es möglich sein könnte, dem Chevalier jemals anders als mit Verachtung zu begegnen. Das Verhängnis, welches sich oft aus der tiefsten Tiefe des menschlichen Herzens, ihm selbst unbewußt, gestaltet, ließ das nicht Gedachte, das nicht Geahndete geschehen.

Dem Chevalier war es, als sei er plötzlich aus einem fürchterlichen Traum erwacht, er erblickte sich nun am Rande des

Höllenabgrundes und streckte vergebens die Arme aus nach der glänzenden Lichtgestalt, die ihm erschienen, nicht ihn zu retten — nein! — ihn zu mahnen an seine Verdammnis.

Zum Erstaunen von ganz Paris verschwand die Bank des Chevalier Menars aus dem Spielhause, man sah ihn selbst nicht mehr, und so kam es, daß sich die verschiedensten abenteuerlichsten Gerüchte verbreiteten, von denen eins lügenhafter war als das andere. Der Chevalier vermied alle Gesellschaft, seine Liebe sprach sich aus in dem tiefsten unverwindlichsten Gram. Da geschah es, daß ihm in den einsamen finstern Gängen des Gartens von Malmaison plötzlich der alte Vertua in den Weg trat mit seiner Tochter. —

Angela, welche geglaubt, den Chevalier nicht anders anblicken zu können als mit Abscheu und Verachtung, fühlte sich auf seltsame Weise bewegt, als sie den Chevalier vor sich sah, totenbleich, ganz verstört, in scheuer Ehrfurcht kaum sich ermutigend, die Augen aufzuschlagen. Sie wußte recht gut, daß der Chevalier seit jener verhängnisvollen Nacht das Spiel ganz aufgegeben, daß er seine ganze Lebensweise geändert. Sie, sie allein hatte dies alles bewirkt, sie hatte den Chevalier gerettet aus dem Verderben, konnte etwas wohl mehr der Eitelkeit des Weibes schmeicheln?

So geschah es, daß, als Vertua mit dem Chevalier die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt, Angela mit dem Ton des sanften wohltuenden Mitleids fragte: „Was ist Euch, Chevalier Menars, Ihr seht krank, verstört aus? In Wahrheit, Ihr solltet Euch dem Arzt vertrauen."

Man kann denken, daß Angelas Worte den Chevalier mit tröstender Hoffnung durchstrahlten. In dem Moment war er nicht mehr derselbe. Er erhob sein Haupt, er vermochte jene aus dem tiefsten Gemüt hervorquellende Sprache zu sprechen, die ihm sonst alle Herzen erschloß. Vertua erinnerte ihn daran, das Haus, das er gewonnen, in Besitz zu nehmen.

„Ja," rief der Chevalier begeistert, „ja, Signor Vertua, das will ich! —. Morgen komme ich zu Euch, aber erlaubt, daß wir über die Bedingungen uns recht sorglich beraten, und sollte das auch monatelang dauern."

„Mag das geschehen, Chevalier," erwiderte Vertua lächelnd, „mich dünkt, es könnte mit der Zeit dabei allerlei zur Sprache kommen, woran wir zurzeit noch nicht denken mögen." — Es konnte nicht fehlen, daß der Chevalier, im Innern getröstet, von neuem auflebte in aller Liebenswürdigkeit, wie sie ihm sonst eigen, ehe ihn die wirre, verderbliche Leidenschaft fortriß. Immer häufiger wurden seine Besuche bei dem alten Signor Vertua, immer geneigter wurde Angela dem, dessen rettender Schutzgeist sie gewesen, bis sie endlich glaubte, ihn recht mit ganzem Herzen zu lieben, und ihm ihre Hand zu geben versprach, zur großen Freude des alten Vertua, der nun erst die Sache wegen seiner Habe, die er an den Chevalier verloren, als völlig ausgeglichen ansah.

Angela, des Chevalier Menars glückliche Braut, saß eines Tages in allerlei Gedanken von Liebeswonne und Seligkeit, wie sie wohl Bräute zu haben pflegen, vertieft am Fenster. Da zog unter lustigem Trompetenschall ein Jägerregiment vorüber, bestimmt zum Feldzug nach Spanien. Angela betrachtete mit Teilnahme die Leute, die dem Tode geweiht waren in dem bösen Kriege, da schaute ein blutjunger Mensch, indem er das Pferd rasch zur Seite wandte, herauf zu Angela, und ohnmächtig sank sie zurück in den Sessel.

Ach, niemand anders war der Jäger, der dem blutigen Tod entgegenzog, als der junge Duvernet, der Sohn des Nachbars, mit dem sie aufgewachsen, der beinahe täglich in dem Hause gewesen, und der erst ausgeblieben, seitdem der Chevalier sich eingefunden.

In dem vorwurfsschweren Blick des Jünglings, der bittre Tod selbst lag in ihm, erkannte Angela nun erst, nicht allein,

wie unaussprechlich er sie geliebt — nein, wie grenzenlos sie selbst ihn liebe, ohne sich dessen bewußt zu sein, nur betört, verblendet von dem Glanze, den der Chevalier immer mehr um sich verbreitet. Nun erst verstand sie des Jünglings bange Seufzer, seine stillen anspruchslosen Bewerbungen, nun erst verstand sie ihr eignes befangenes Herz, wußte sie, was ihre unruhige Brust bewegt, wenn Duvernet kam, wenn sie seine Stimme hörte.

„Es ist zu spät — er ist für mich verloren!" — so sprach es in Angelas Innerm. Sie hatte den Mut, das trostlose Gefühl, das ihr Inneres zerreißen wollte, niederzukämpfen, und eben deshalb, weil sie den Mut dazu hatte, gelang es ihr auch.

Daß irgend etwas Verstörendes vorgegangen sein müsse, konnte desungeachtet dem Scharfblick des Chevaliers nicht entgehen, er dachte indessen zart genug, ein Geheimnis nicht zu enträtseln, das Angela ihm verbergen zu müssen glaubte, sondern begnügte sich damit, um jedem bedrohlichen Feinde alle Macht zu nehmen, die Hochzeit zu beschleunigen, deren Feier er mit feinem Takt, mit tiefem Sinn für Lage und Stimmung der holden Braut einzurichten wußte, so daß diese schon deshalb aufs neue die hohe Liebenswürdigkeit des Gatten anerkannte.

Der Chevalier betrug sich gegen Angela mit der Aufmerksamkeit für den kleinsten ihrer Wünsche, mit der ungeheuchelten Hochschätzung, wie sie aus der reinsten Liebe entspringt, und so mußte Duvernets Andenken in ihrer Seele bald ganz und gar erlöschen. Der erste Wolkenschatten, der in ihr helles Leben trat, war die Krankheit und der Tod des alten Vertua.

Seit jener Nacht, als er sein ganzes Vermögen an des Chevaliers Bank verlor, hatte er nicht wieder eine Karte berührt, aber in den letzten Augenblicken des Lebens schien das Spiel seine Seele zu erfüllen ganz und gar. Während der Priester, der gekommen, den Trost der Kirche ihm zu geben im Dahinscheiden, von geistlichen Dingen zu ihm sprach, lag er da mit

geschlossenen Augen, murmelte zwischen den Zähnen — perd — gagne — machte mit den im Todeskampf zitternden Händen die Bewegungen des Taillierens, des Ziehens der Karten. Vergebens beugte Angela, der Chevalier sich über ihn her, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, er schien beide nicht mehr zu kennen, nicht mehr zu gewahren. Mit dem innern Seufzer — gagne — gab er den Geist auf.

In dem tiefsten Schmerz konnte sich Angela eines unheimlichen Grauens über die Art, wie der Alte dahinschied, nicht erwehren. Das Bild jener entsetzlichen Nacht, in der sie den Chevalier zum erstenmal als den abgehärtetsten, verruchtesten Spieler erblickte, trat wieder lebhaft ihr vor Augen und der fürchterliche Gedanke in ihre Seele, daß der Chevalier die Maske des Engels abwerfen und, in ursprünglicher Teufelsgestalt sie verhöhnend, sein altes Leben wieder beginnen könne.

Nur zu wahr sollte bald Angelas schreckliche Ahnung werden.

Solche Schauer auch der Chevalier bei dem Dahinscheiden des alten Francesco Vertua, der den Trost der Kirche verschmähend in der letzten Todesnot nicht ablassen konnte von dem Gedanken an ein früheres sündhaftes Leben, solche Schauer er auch dabei empfand, so war doch dadurch, selbst wußte er nicht, wie das geschah, das Spiel lebhafter als jemals wieder ihm in den Sinn gekommen, so daß er allnächtlich im Traume an der Bank saß und neue Reichtümer aufhäufte.

In dem Grade, als Angela, von jenem Andenken, wie der Chevalier ihr sonst erschienen, erfaßt, befangener, als es ihr unmöglich wurde, jenes liebevolle, zutrauliche Wesen, mit dem sie ihm sonst begegnet, beizubehalten, in eben dem Grade kam Mißtrauen in des Chevaliers Seele gegen Angela, deren Befangenheit er jenem Geheimnis zuschrieb, das einst Angelas Gemütsruhe verstörte, und das ihm unenthüllt geblieben. Dies Mißtrauen gebar Mißbehagen und Unmut, den er ausließ in allerlei Äußerungen, die Angela verletzten. In seltsamer psychischer Wechsel-

wirkung frischte sich in Angelas Innerm das Andenken auf an den unglücklichen Duvernet und mit ihm das trostlose Gefühl der auf ewig zerstörten Liebe, die, die schönste Blüte, aufgekeimt im jugendlichen Herzen. Immer höher stieg die Verstimmung der Ehegatten, bis es so weit kam, daß der Chevalier sein ganzes einfaches Leben langweilig, abgeschmackt fand und sich mit aller Gewalt hinaussehnte in die Welt.

Des Chevaliers Unstern fing an zu walten. Was inneres Mißbehagen, tiefer Unmut begannen, vollendete ein verruchter Mensch, der sonst Croupier an des Chevaliers Bank gewesen, und der es durch allerlei arglistige Reden dahin brachte, daß der Chevalier sein Beginnen kindisch und lächerlich fand. Er konnte nicht begreifen, wie er eines Weibes halber eine Welt verlassen können, die ihm allein des Lebens wert schien. –

Nicht lange dauerte es, so glänzte die reiche Goldbank des Chevalier Menars prächtiger als jemals. Das Glück hatte ihn nicht verlassen, Schlachtopfer auf Schlachtopfer fielen, und Reichtümer wurden aufgehäuft. Aber zerstört, auf furchtbare Weise zerstört war Angelas Glück, das einem kurzen schönen Traum zu vergleichen. Der Chevalier behandelte sie mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung! Oft sah sie ihn wochen-, monatelang gar nicht, ein alter Hausverweser besorgte die häuslichen Geschäfte, die Dienerschaft wechselte nach der Laune des Chevaliers, so daß Angela, selbst im eignen Hause fremd, nirgends Trost fand. Oft, wenn sie in schlaflosen Nächten vernahm, wie des Chevaliers Wagen vor dem Hause hielt, wie die schwere Kassette heraufgeschleppt wurde, wie der Chevalier mit einsilbigen rauhen Worten um sich warf und dann die Türe des entfernten Zimmers klirrend zugeschlagen wurde, dann brach ein Strom bittrer Tränen aus ihren Augen, im tiefsten, herzzerschneidendsten Jammer rief sie hundertmal den Namen Duvernet, flehte, daß die ewige Macht enden möge ihr elendes gramverstörtes Leben! –

Es geschah, daß ein Jüngling von gutem Hause sich, nach-

dem er sein ganzes Vermögen an der Bank des Chevaliers verloren, im Spielhause, und zwar in demselben Zimmer, wo des Chevaliers Bank etabliert war, eine Kugel durch den Kopf jagte, so daß Blut und Hirn die Spieler bespritzte, die entsetzt auseinander fuhren. Nur der Chevalier blieb gleichgültig und fragte, als alles sich entfernen wollte, ob es Regel und Sitte wäre, eines Narren halber, der keine Konduite im Spiel besessen, die Bank vor der bestimmten Stunde zu verlassen. –

Der Vorfall machte großes Aufsehn. Die versuchtesten, abgehärtetsten Spieler waren indigniert von des Chevaliers beispiellosem Betragen. Alles regte sich wider ihn. Die Polizei hob die Bank des Chevaliers auf. Man beschuldigte ihn überdem des falschen Spiels, sein unerhörtes Glück sprach für die Wahrheit der Anklage. Er konnte sich nicht reinigen, die Geldstrafe, die er erlegen mußte, raubte ihm einen bedeutenden Teil seines Reichtums. Er sah sich beschimpft, verachtet – da kehrte er zurück in die Arme seines Weibes, die er mißhandelt, und die ihn, den Reuigen, gern aufnahm, da das Andenken an den Vater, der auch noch zurückkam von dem wirren Spielerleben, ihr einen Schimmer von Hoffnung aufdämmern ließ, daß des Chevaliers Änderung nun, da er älter worden, wirklich von Bestand sein könne.

Der Chevalier verließ mit seiner Gattin Paris und begab sich nach Genua, Angelas Geburtsort.

Hier lebte der Chevalier in der ersten Zeit ziemlich zurückgezogen. Vergebens blieb es aber, jenes Verhältnis der ruhigen Häuslichkeit mit Angela, das sein böser Dämon zerstört hatte, wieder herzustellen. Nicht lange dauerte es, so erwachte sein innerer Unmut und trieb ihn fort aus dem Hause in rastloser Unstetigkeit. Sein böser Ruf war ihm gefolgt von Paris nach Genua, er durfte es gar nicht wagen, eine Bank zu etablieren, ungeachtet es ihn dazu hintrieb mit unwiderstehlicher Gewalt. –

Zu der Zeit hielt ein französischer Obrister, durch bedeutende Wunden zum Kriegsdienst untauglich geworden, die reichste Bank

in Genua. Mit Neid und tiefem Haß im Herzen trat der Chevalier an diese Bank, gedenkend, daß sein gewohntes Glück ihm bald beistehen werde, den Nebenbuhler zu verderben. Der Obrist rief dem Chevalier mit einem lustigen Humor, der ihm sonst gar nicht eigen, zu, daß nun erst das Spiel was wert, da der Chevalier Menars mit seinem Glück hinangetreten, denn jetzt gelte es den Kampf, der allein das Spiel interessant mache.

In der Tat schlugen dem Chevalier in den ersten Taillen die Karten zu wie sonst. Als er aber, vertrauend auf sein unbezwingbares Glück, endlich Va banque rief, hatte er mit einem Schlage eine bedeutende Summe verloren.

Der Obrist, sonst sich im Glück und Unglück gleich, strich das Geld ein mit allen lebhaften Zeichen der äußersten Freude. Von diesem Augenblick an hatte sich das Glück von dem Chevalier abgewendet ganz und gar.

Er spielte jede Nacht, verlor jede Nacht, bis seine Habe geschmolzen war auf die Summe von ein paar tausend Dukaten, die er noch in Papieren bewahrte.

Den ganzen Tag war der Chevalier umhergelaufen, hatte jene Papiere in bares Geld umgesetzt und kam erst am späten Abend nach Hause. Mit Einbruch der Nacht wollte er, die letzten Goldstücke in der Tasche, fort, da trat ihm Angela, welche wohl ahnte, was vorging, in den Weg, warf sich, indem ein Tränenstrom aus ihren Augen stürzte, ihm zu Füßen, beschwor ihn bei der Jungfrau und allen Heiligen, abzulassen von bösem Beginnen, sie nicht in Not und Elend zu stürzen.

Der Chevalier hob sie auf, drückte sie mit schmerzlicher Inbrunst an seine Brust und sprach mit dumpfer Stimme: „Angela, meine süße liebe Angela! es ist nun einmal nicht anders, ich muß tun, was ich nicht zu lassen vermag. Aber morgen – morgen ist all deine Sorge aus, denn bei dem ewigen Verhängnis, das über uns waltet, schwör' ich's, ich spiele heut zum letztenmal! – Sei ruhig, mein holdes Kind – schlafe – träume

von glückseligen Tagen, von einem bessern Leben, dem du entgegengehst, das wird mir Glück bringen!" –

Damit küßte der Chevalier sein Weib und rannte unaufhaltsam von dannen. —

Zwei Taillen, und der Chevalier hatte alles – alles verloren! –

Regungslos blieb er stehen neben dem Obristen und starrte in dumpfer Sinnlosigkeit hin auf den Spieltisch.

„Ihr pontiert nicht mehr, Chevalier?" sprach der Obrist, indem er die Karten melierte zur neuen Taille. „Ich habe alles verloren," erwiderte der Chevalier mit gewaltsam erzwungener Ruhe.

„Habt Ihr denn gar nichts mehr?" fragte der Obrist bei der nächsten Taille.

„Ich bin ein Bettler!" rief der Chevalier mit vor Wut und Schmerz zitternder Stimme, immerfort hinstarrend auf den Spieltisch und nicht bemerkend, daß die Spieler immer mehr Vorteil ersiegten über den Bankier.

Der Obrist spielte ruhig weiter.

„Ihr habt ja aber ein schönes Weib," sprach der Obrist leise, ohne den Chevalier anzusehen, die Karten melierend zur folgenden Taille.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fuhr der Chevalier zornig heraus. Der Obrist zog ab, ohne dem Chevalier zu antworten.

„Zehntausend Dukaten oder — Angela," sprach der Obrist halb umgewendet, indem er die Karten coupieren ließ.

„Ihr seid rasend!" rief der Chevalier, der nun aber, mehr zu sich selbst gekommen, zu gewahren begann, daß der Obrist fortwährend verlor und verlor.

„Zwanzigtausend Dukaten gegen Angela," sprach der Obrist leise, indem er mit dem Melieren der Karten einen Augenblick inne hielt.

Der Chevalier schwieg, der Obrist spielte weiter, und beinahe alle Karten schlugen den Spielern zu.

„Es gilt," sprach der Chevalier dem Obristen ins Ohr, als die neue Taille begann, und schob die Dame auf den Spieltisch. –

Im nächsten Abzug hatte die Dame verloren.

Zähneknirschend zog sich der Chevalier zurück und lehnte, Verzweiflung und Tod im bleichen Antlitz, sich ins Fenster.

Das Spiel war geendet, mit einem höhnischen: „Nun, wie wird's weiter?" trat der Obrist hin vor den Chevalier.

„Ha," rief der Chevalier, ganz außer sich, „Ihr habt mich zum Bettler gemacht, aber wahnsinnig müßt Ihr sein, Euch einzubilden, daß Ihr mein Weib gewinnen konntet. Sind wir auf den Inseln, ist mein Weib eine Sklavin, schnöder Willkür des verruchten Mannes preisgegeben, daß er sie zu verhandeln, zu verspielen vermag? Aber es ist wahr, zwanzigtausend Dukaten mußtet Ihr zahlen, wenn die Dame gewann, und so habe ich das Recht jedes Einspruchs verspielt, wenn mein Weib mich verlassen und Euch folgen will. – Kommt mit mir und verzweifelt, wenn mein Weib mit Abscheu den zurückstößt, dem sie folgen soll als ehrlose Mätresse!"

„Verzweifelt selbst," erwiderte der Obrist hohnlachend, „verzweifelt selbst, Chevalier, wenn Angela Euch – Euch, den verruchten Sünder, der sie elend machte, verabscheuen und mit Wonne und Entzücken mir in die Arme stürzen wird – verzweifelt selbst, wenn Ihr erfahrt, daß der Segen der Kirche uns verbunden, daß das Glück unsere schönsten Wünsche krönt! – Ihr nennt mich wahnsinnig! – Ho ho! nur das Recht des Einspruchs wollt' ich gewinnen, Euer Weib war mir gewiß! – Ho ho, Chevalier, vernehmt, daß mich Euer Weib, ich weiß es, unaussprechlich liebt – vernehmt, daß ich jener Duvernet bin, des Nachbars Sohn, mit Angela erzogen, in heißer Liebe mit ihr verbunden, den Ihr mit Euern Teufelskünsten vertriebt! – Ach! erst als ich fort mußte in den Krieg, erkannte Angela, was ich ihr war, ich weiß alles. Es war zu spät! – Der finstre Geist gab mir ein, im Spiel könnte ich Euch verderben, deshalb ergab

ich mich dem Spiel — folgte Euch nach Genua — es ist mir gelungen! — Fort nun zu Euerm Weibe!" —

Vernichtet stand der Chevalier, von tausend glühenden Blitzen getroffen. Offen lag vor ihm jenes verhängnisvolle Geheimnis, nun erst sah er das volle Maß des Unglücks ein, das er über die arme Angela gebracht.

„Angela, mein Weib, mag entscheiden," sprach er mit dumpfer Stimme und folgte dem Obristen, welcher fortstürmte.

Als ins Haus gekommen der Obrist die Klinke von Angelas Zimmer erfaßte, drängte der Chevalier ihn zurück und sprach: „Mein Weib schläft, wollt Ihr sie aufstören aus süßem Schlafe?" — „Hm," erwiderte der Obrist, „hat Angela wohl jemals gelegen in süßem Schlaf, seit ihr von Euch namenloses Elend bereitet wurde?"

Der Obrist wollte ins Zimmer, da stürzte der Chevalier ihm zu Füßen und schrie in heller Verzweiflung: „Seid barmherzig! — Laßt mir, den Ihr zum Bettler gemacht, laßt mir mein Weib!" —

„So lag der alte Vertua vor Euch, dem gefühllosen Bösewicht, und vermochte Euer steinhartes Herz nicht zu erweichen, dafür die Rache des Himmels über Euch!" —

So sprach der Obrist und schritt aufs neue nach Angelas Zimmer.

Der Chevalier sprang nach der Tür, riß sie auf, stürzte hin zu dem Bette, in dem die Gattin lag, zog die Vorhänge auseinander, rief: „Angela, Angela!" — beugte sich hin über sie, faßte ihre Hand — bebte wie im plötzlichen Todeskrampf zusammen, rief dann mit fürchterlicher Stimme: „Schaut hin! — den Leichnam meines Weibes habt Ihr gewonnen!" —

Entsetzt trat der Obrist an das Bette — keine Spur des Lebens — Angela war tot — tot.

Da ballte der Obrist die Faust gen Himmel, heulte dumpf auf, stürzte fort. — Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen! —

So hatte der Fremde geendet und verließ nun schnell die Bank, ehe der tief erschütterte Baron etwas zu sagen vermochte.

Wenige Tage darauf fand man den Fremden vom Nervenschlag getroffen in seinem Zimmer. Er blieb sprachlos bis zu seinem Tode, der nach wenigen Stunden erfolgte; seine Papiere zeigten, daß er, der sich Baudasson schlechthin nannte, niemand anders gewesen als eben jener unglückliche Chevalier Menars.

Der Baron erkannte die Warnung des Himmels, der ihm, als er eben sich dem Abgrund näherte, den Chevalier Menars in den Weg führte zu seiner Rettung, und gelobte, allen Verlockungen des täuschenden Spielerglücks zu widerstehen.

Bis jetzt hat er getreulich Wort gehalten.

„Sollte," sprach Lothar, als Theodor geendet, „sollte man nicht glauben, du verstündest dich recht ordentlich auf das Spiel, wärst selbst wohl gar ein tüchtiger Spieler, dem nur zuweilen die Moral in den Nacken schlägt, und doch weiß ich, daß du keine Karte anrührst." „So ist es," erwiderte Theodor, „und dennoch half mir bei der Erzählung ein merkwürdiges Ereignis aus meinem eignen Leben." – „Den besten," nahm Ottmar das Wort, „den besten Nachklang des Erzählten könntest du daher wohl tönen lassen, wenn du uns dies Ereignis noch mitteiltest."

„Ihr wißt," begann Theodor, „daß ich mich, um meine Studien zu vollenden, eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel aufhielt. Ein Freund dieses Onkels fand der Ungleichheit unserer Jahre unerachtet großes Wohlgefallen an mir, und zwar wohl vorzüglich deshalb, weil mich damals eine stets frohe, oft bis zum Mutwillen steigende Laune beseelte. Der Mann war in der Tat eine der sonderbarsten Personen, die mir jemals aufgestoßen sind. Kleinlich in allen Angelegenheiten des Lebens, mürrisch, verdrießlich, mit großem Hange zum Geiz, war er doch im höchsten Grade empfänglich für jeden Scherz, für jede Ironie. Um

mich eines französischen Ausdrucks zu bedienen – der Mann war durchaus amusable, ohne im mindesten amüsant zu sein. Dabei trieb er, hoch an Jahren, eine Eitelkeit, die sich vorzüglich in seiner nach den Bedingnissen der letzten Mode sorglich gewählten Kleidung aussprach, beinahe bis zum Lächerlichen, und eben diese Lächerlichkeit traf ihn, wenn man sah, wie er im Schweiß seines Angesichts jedem Genuß nachjagte und mit komischer Gier so viel davon auf einmal einzuschnappen strebte, als nur möglich. Zu lebhaft gehen mir in diesem Augenblick zwei drollige Züge dieser Eitelkeit, dieser Genußgier auf, als daß ich sie euch nicht mitteilen sollte. – Denkt euch, daß mein Mann, als er während seines Aufenthalts an einem Gebirgsort von einer Gesellschaft, in der sich freilich auch Damen befanden, aufgefordert wurde, eine Fußwanderung zu machen, um die naheliegenden Wasserfälle zu schauen, sich in einen noch gar nicht getragenen seidenen Rock warf mit schönen blinkenden Stahlknöpfen, daß er weißseidene Strümpfe anzog, Schuhe mit Stahlschnallen und die schönsten Ringe an die Finger steckte. In dem dicksten Tannenwalde, der zu passieren, wurde die Gesellschaft von einem heftigen Gewitter überfallen. Der Regen strömte herab, die Waldbäche schwollen an und brausten in die Wege hinein, und ihr möget euch wohl vorstellen, in welchen Zustand mein armer Freund während weniger Augenblicke geraten war.

Es begab sich ferner, daß zur Nachtzeit der Blitz in den Turm der Dominikaner-Kirche zu G. einschlug. Mein Freund war entzückt über den herrlichen Anblick der Feuersäule, die sich erhob in den schwarzen Himmel und alles ringsumher magisch beleuchtete, fand aber bald, daß das Tableau erst von einem gewissen Hügel vor der Stadt angeschaut, die gehörige malerische Wirkung tun müsse. Alsbald kleidete er sich so schnell an, als es bei der nie zu verleugnenden Sorglichkeit geschehen konnte, vergaß nicht, eine Tüte Makronen und ein Fläschchen Wein in die Tasche zu stecken, nahm einen schönen Blumenstrauß in die Hand, einen leichten

Feldstuhl aber unter den Arm und wanderte getrost heraus vor das Tor, auf den Hügel. Da setzte er sich hin und betrachtete, indem er bald an den Blumen roch, bald ein Makrönchen naschte, bald ein Gläschen Wein nippte, in voller Gemütlichkeit das malerische Schauspiel. Überhaupt war dieser Mann" –

„Halt, halt," rief Lothar, „du wolltest uns das Ereignis erzählen, das dir bei deinem Spielerglück half, und kommst nicht los von einem Mann, der ebenso possierlich gewesen sein muß als widerwärtig."

„Du kannst," erwiderte Theodor, „du kannst es mir nicht verdenken, daß ich bei einer Figur verweilte, die mir eben so lebendig entgegentrat. – Doch zur Sache! – Der Mann, den ich euch geschildert, forderte mich auf, ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten, und unerachtet ich wohl einsah, daß ich seinen Besänftiger, Aufheiterer, Maître de plaisir spielen sollte, war es mir doch gelegen, die anziehende Reise durch das Gebirge zu machen, ohne allen Aufwand an Kosten. – An dem Badeort fand damals ein sehr bedeutendes Spiel statt, da die Bank mehrere tausend Friedrichsd'or betrug. Mein Mann betrachtete mit gierigem Schmunzeln das aufgehäufte Gold, ging auf und ab im Saal, umkreiste dann wieder näher und näher den Spieltisch, griff in die Tasche, hielt einen Friedrichsd'or zwischen den Fingern, steckte ihn wieder ein – genug, ihn gelüstete es nach dem Golde. Gar zu gern hätte er sich ein Sümmchen erpontiert von dem aufgeschütteten Reichtum, und doch mißtraute er seinem Glücksstern. Endlich machte er dem drolligen Kampf zwischen Wollen und Fürchten, der ihm Schweißtropfen auspreßte, dadurch ein Ende, daß er mich aufforderte, für ihn zu pontieren, und mir zu dem Behuf fünf – sechs Stück Friedrichsd'or in die Hand steckte. Erst dann, als er mich versichert, daß er meinem Glück durchaus nicht vertrauen, sondern das Gold, das er mir gegeben, für verloren achten wolle, verstand ich mich zum Pontieren. Was ich gar nicht gedacht, das geschah. Mir, dem ungeübten, unerfahrnen

Spieler, war das Glück günstig, ich gewann in kurzer Zeit für meinen Freund etwa dreißig Stück Friedrichsd'or, die er sehr vergnügt einsteckte. Am andern Abend bat er mich wiederum, für ihn zu pontieren. Bis zur heutigen Stunde weiß ich aber nicht, wie es mir herausfuhr, daß ich nun mein Glück für mich selbst versuchen wolle. Nicht in den Sinn war es mir gekommen, zu spielen, vielmehr stand ich eben im Begriff, aus dem Saal ins Freie zu laufen, als mein Freund mich anging mit seiner Bitte. Erst, als ich erklärt, heute für mich selbst zu pontieren, trat ich auch entschlossen an die Bank und holte aus der engen Tasche meines Gilets die beiden einzigen Friedrichsd'or hervor, die ich besaß. War mir das Glück gestern günstig, so schien es heute, als sei ein mächtiger Geist mit mir im Bunde, der dem Zufall gebiete. Ich mochte Karten nehmen, pontieren, biegen, wie ich wollte, kein Blatt schlug mir um, kurz – mir geschah ganz dasselbe, was ich von dem Baron Siegfried gleich im Anfange meines Spielerglücks erzählt. – Mir taumelten die Sinne; oft wenn mir neues Gold zuströmte, war es mir, als läg' ich im Traum und würde nun gleich, indem ich das Gold einzustecken gewähnt, erwachen. – Mit dem Schlage zwei Uhr wurde wie gewöhnlich das Spiel geendet. – In dem Augenblick, als ich den Saal verlassen wollte, faßte mich ein alter Offizier bei der Schulter und sprach, mich mit ernstem strengen Blick durchbohrend: ‚Junger Mann! verstanden Sie es, so hätten Sie die Bank gesprengt. Aber wenn Sie das verstehen werden, wird Sie auch wohl der Teufel holen wie alle übrigen.' Damit verließ er mich, ohne abzuwarten, was ich wohl darauf erwidern werde. Der Morgen war schon heraufgedämmert, als ich auf mein Zimmer kam und aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf dem Tisch. – Denkt euch die Empfindung eines Jünglings, der in voller Abhängigkeit auf ein kärgliches Taschengeld beschränkt ist, das er zu seinem Vergnügen verwenden darf, und der plötzlich wie durch einen Zauberschlag sich in dem Besitz einer Summe befindet, die

bedeutend genug ist, um wenigstens von ihm in dem Augenblick für einen großen Reichtum gehalten zu werden! — Indem ich aber nun den Goldhaufen anschaute, wurde plötzlich mein ganzes Gemüt von einer Bangigkeit, von einer seltsamen Angst erfaßt, die mir kalten Todesschweiß auspreßte. Die Worte des alten Offiziers gingen mir nun erst auf in der entsetzlichsten Bedeutung. Mir war es, als sei das Gold, das auf dem Tische blinkte, das Handgeld, womit die finstre Macht meine Seele erkauft, die nun nicht mehr dem Verderben entrinnen könne. Meines Lebens Blüte schien mir angenagt von einem giftigen Wurm, und ich geriet in vernichtende Trostlosigkeit. — Da flammte das Morgenrot höher auf hinter den Bergen, ich legte mich ins Fenster, ich schaute mit inbrünstiger Sehnsucht der Sonne entgegen, vor der die finstern Geister der Nacht fliehen mußten. So wie nun Flur und Wald aufleuchteten in den goldnen Strahlen, wurd' es auch wieder Tag in meiner Seele. Mir kam das beseligende Gefühl der Kraft, jeder Verlockung zu widerstehen und mein Leben zu bewahren vor jenem dämonischen Treiben, in dem es, sei es wie und wenn es wolle, rettungslos untergeht! — Ich gelobte mir selbst auf das heiligste, nie mehr eine Karte zu berühren, und habe dies Gelübde streng gehalten. — Der erste Gebrauch, den ich übrigens von meinem reichen Gewinst machte, bestand darin, daß ich mich von meinem Freunde zu seinem nicht geringen Erstaunen trennte und jene Reise nach Dresden, Prag und Wien unternahm, von der ich euch schon oft erzählt."

„Wohl," nahm Sylvester das Wort, „wohl kann ich es mir denken, welchen Eindruck das unerwartete zweideutige Glück auf dein jugendliches Gemüt machen mußte. Daß du der Verlockung widerstandest, daß du eben in jenem Glück die bedrohliche Gefahr erkanntest, es bringt dir Ehre, aber verzeih, deine eigene Erzählung, die Art, wie du darin die wahren Spieler sehr richtig charakterisiert hast, muß dir selbst dartun, daß du doch niemals den eigentlichen Sinn fürs Spiel in dir getragen, da dir sonst die

bewiesene Tapferkeit sehr schwer, vielleicht unmöglich geworden. – Vinzenz, der sich, wie ich glaube, von uns allen noch am besten auf das Spiel versteht, wird mir darin beistimmen."

„Was", erwiderte Vinzenz, „mich betrifft, so habe ich gar nicht einmal recht darauf gehört, was Theodor von seinem Glück am Spieltisch erzählt hat, denn ich denke immer nur an den höchst vortrefflichen Mann, der in seidenen Strümpfen durch die Berge streicht und mit Wein, Makronen und Blumen Feuersbrünste betrachtet wie schöne Gemälde. – In der Tat, ich war froh, aus dem schauerlichen Hintergrunde unserer heutigen Erzählungen doch einmal eine ergötzliche Gestalt hervorspringen zu sehen, und hätte gewünscht, den Mann als Helden irgend eines drolligen Schauspiels zu erblicken."

„Konnte," sprach Lothar, „konnte uns denn nicht das Bild des vortrefflichen Mannes genügen? – Überhaupt sollten wir Serapions-Brüder es uns vergönnen, einander einzelne Charaktere, wie sie uns wohl im Leben vorkamen, aufzustellen zur gemeinsamen Ergötzlichkeit und Erholung von der den Sinn anstrengenden Erzählung."

„Guter Vorschlag," nahm Vinzenz das Wort, „guter Vorschlag, dem ich ganz beipflichte. Diese einzelnen hingeworfenen Zeichnungen mögen als Studium betrachtet werden zu größeren Gemälden, die denn jeder herauspinseln kann nach seiner Art und Weise. Auch mögen sie als milde Beiträge gelten zur gemeinsamen Serapions-Fantasie-Kasse. Und damit ihr einseht, wie ernstlich ich es mit diesen Beiträgen meine, will ich nur gleich vorfahren mit einem gar närrischen Kauz, den ich auf meiner Reise durch das südliche Deutschland traf. Es begab sich, daß ich während meines Aufenthalts in B., durch ein nahgelegenes Wäldchen lustwandelnd, auf eine Anzahl Bauern stieß, die beschäftigt waren, ein dichtes Gestripp zu durchhauen und den Bäumen von beiden Seiten die Äste wegzusägen. Ich weiß selbst nicht, warum ich eben fragte, ob hier etwa ein neuer Weg angelegt werden

solle, da lachten aber die Leute und meinten: ich möge nur meinen Weg weiter verfolgen, vor dem Walde auf einer Anhöhe stehe ein Herr, der würde mir Bescheid geben. Wirklich stieß ich auf einen kleinen ältlichen Mann blassen Antlitzes, im Oberrock, eine Reisemütze auf dem Kopf, einen Büchsensack umgeschnallt, der durch ein Fernrohr unverwandt nach dem Orte hinblickte, wo die Leute arbeiteten. Sowie er meine Nähe gewahrte, schob er schnell das Fernrohr zusammen und fragte hastig: ‚Sie kommen aus dem Walde, mein Herr, wie steht es mit der Arbeit?' – Ich berichtete, was ich gesehen. ‚Das ist gut,' sprach er, ‚das ist gut. Schon seit drei Uhr morgens' (es mochte etwa sechs Uhr abends sein) ‚stehe ich hier und glaubte schon, die Esel, die ich doch teuer genug bezahle, würden mich im Stiche lassen. Aber nun hoffe ich, daß sich die Aussicht noch im rechten Augenblick öffnen wird.' Er schob das Fernrohr auseinander und schaute wiederum unverwandt hin nach dem Walde. Ein paar Minuten währte es, da fiel starkes Buschwerk nieder, und wie auf einen Zauberschlag öffnete sich die Durchsicht nach dem fernen Gebürge und den Ruinen eines Bergschlosses, die im Feuer der Abendsonne wirklich einen herrlichen magischen Anblick gewährten. – In einzelnen abgebrochenen Lauten gab der Mann sein höchstes Entzücken zu erkennen. Nachdem er aber sich ungefähr eine starke Viertelstunde an der Aussicht geweidet, steckte er das Fernrohr ein und lief, ohne mich zu grüßen, ohne meiner im mindesten zu achten, hastig, als wolle er gefährlichen Verfolgern entrinnen, von dannen. – Später sagte man mir, der Mann sei niemand anders gewesen als der Baron von R., einer der wunderlichsten Kauze, der sich, wie der bekannte Baron Grotthus, schon seit mehreren Jahren auf einer ununterbrochenen Fußwanderung befinde und mit einer Art von Wut Jagd mache auf schöne Aussichten. Komme er nun in eine Gegend, wo er, um sich solch eine schöne Aussicht zu verschaffen, es für nötig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu lassen, so scheue er keine Kosten, sich mit dem

Eigentümer abzufinden und Arbeiter zu bezahlen. – Ja, er habe es schon einmal mit aller Gewalt durchsetzen wollen, einen ganzen Meierhof, der seiner Meinung nach die Gegend verunstaltet und die ferne Aussicht gehemmt, niederbrennen zu lassen, welches ihm denn freilich nicht gelungen. Habe er aber wirklich seinen Zweck erreicht, so schaue er höchstens eine halbe Stunde in die Gegend hinein, laufe aber dann unaufhaltsam weiter und komme niemals mehr wieder an denselben Ort." –

Die Freunde waren darin einig, daß nichts so toll und wunderlich zu ersinnen, als was sich von selbst im Leben darbiete. „Recht artig," nahm Cyprian das Wort, „recht artig und hübsch ist es aber doch, daß ich den beiden wunderlichen Leuten noch einen dritten Mann hinzuzufügen vermag, von dem ich vor einiger Zeit Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuosen. Mein dritter Mann ist kein anderer als der Baron von B., der sich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt und offenbar zu den seltsamsten, merkwürdigsten Erscheinungen gehörte, die es jemals in der musikalischen Welt gegeben. – Ich werde der größeren Lebendigkeit halber in der ersten Person erzählen, als sei ich selbst der Virtuose, dem alles geschehen, und hoffe, daß mein würdiger Serapions-Bruder Theodor es nicht übel deuten wird, wenn ich ganz in sein Gebiet hineinzustreifen genötigt bin."

Ich war (so erzählte der Virtuose) damals, als der Baron von B. sich in Berlin befand, noch sehr jung, kaum sechzehn Jahre alt und im eifrigsten Studium meines Instruments begriffen, dem ich mich mit ganzer Seele, mit aller Kraft, wie sie nur in mir lebte, hingab. Der Konzertmeister Haak, mein würdiger, aber sehr strenger Lehrer, wurde immer zufriedener und zufriedener mit mir. Er rühmte die Fertigkeit meines Strichs, die Reinheit meiner Intonation, er ließ mich endlich in der Oper, ja sogar in den königlichen Kammerkonzerten mitgeigen. Bei dieser

Gelegenheit hörte ich oft, daß Haak mit dem jüngern Duport, mit Ritter und anderen großen Meistern aus der Kapelle von den musikalischen Unterhaltungen sprach, die der Baron von B. in seinem Hause mit Einsicht und Geschmack anordne, so daß der König selbst nicht verschmähe, öfters daran teilzunehmen. Sie erwähnten der herrlichen Kompositionen alter, beinahe vergessener Meister, die man sonst nirgends zu hören bekomme als bei dem Baron von B., der, was vorzüglich Musik für die Geige betreffe, wohl die vollständigste Sammlung von Kompositionen jeder Art, aus der ältesten bis zur neuesten Zeit, besitze, die irgendwo zu finden. Sie kamen dann auf die splendide Bewirtung in dem Hause des Barons, auf die würdige Art, auf die unglaubliche Liberalität, mit der der Baron die Künstler behandle, und waren zuletzt darin ganz einig, daß der Baron in Wahrheit ein leuchtender Stern zu nennen, der an dem musikalischen Himmel von Berlin aufgegangen.

Alles dieses machte meine Neugierde rege, noch mehr spannte es mich aber, wenn dann in solchem Gespräch die Meister näher zusammentraten und ich in dem geheimnisvollen Geflüster nur den Namen des Barons unterscheiden und aus einzelnen abgebrochenen Worten erraten konnte, daß vom Unterricht in der Musik – von Stundengeben die Rede. Es schien mir, als wenn dann vorzüglich auf Duports Gesicht ein sarkastisches Lächeln rege würde, und als wenn alle mit irgend einer Neckerei wider den Konzertmeister zu Felde zögen, der, seinerseits sich nur schwach verteidigend, auch das Lachen kaum unterdrücken konnte, bis er zuletzt, sich schnell wegwendend und die Geige ergreifend zum Einstimmen, laut rief: „Es ist und bleibt doch ein herrlicher Mann!"

Ich konnt' es nicht lassen: der Gefahr unerachtet, auf ziemlich derbe Weise abgefertigt zu werden, bat ich den Konzertmeister, mich doch, wenn's nur irgend möglich, bei dem Baron von B. einzuführen und mich mitzunehmen in seine Konzerte.

Haak maß mich mit großen Augen, ich fürchtete schon, ein kleines Donnerwetter werde losbrechen, statt dessen ging jedoch sein Ernst in ein seltsames Lächeln über, und er sprach: „Nun! — Du magst wohl recht haben mit deiner Bitte, du kannst viel lernen bei dem Baron. Ich will mit ihm von dir reden und glaube wohl, daß er dir den Zutritt verstatten wird, da er gar gern es mit jungen Zöglingen der Musik zu tun hat." —

Nicht lange darauf hatte ich eben mit Haak einige sehr schwere Violinduetten gespielt. Da sprach er, die Geige aus der Hand legend: „Nun, Karl! heute abend ziehe deinen Sonntagsrock an und seidene Strümpfe. Komm dann zu mir, wir wollen zusammen hingehen zum Baron von B. Es sind nur wenige Leute da, und das gibt gute Gelegenheit, dich vorzustellen." — Das Herz bebte mir vor Freude, denn ich hoffte, selbst wußt' ich nicht warum, Außerordentliches, Unerhörtes zu erfahren.

Wir gingen hin. Der Baron, ein nicht zu großer Mann, hoch in den Jahren, im altfränkisch buntgestickten Galakleide, kam uns, als wir in das Zimmer traten, entgegen und schüttelte meinem Lehrer treuherzig die Hand.

Nie hatt' ich bei dem Anblick irgend eines vornehmen Mannes mehr wahre Ehrfurcht, mehr inneres wohltuendes Hinneigen empfunden. Auf dem Gesicht des Barons lag der volle Ausdruck der herzlichsten Gutmütigkeit, während aus seinen Augen jenes dunkle Feuer blitzte, das so oft den von der Kunst wahrhaft durchdrungenen Künstler verrät. Alle Scheu, mit der ich sonst wohl als ein unerfahrener Jüngling zu kämpfen hatte, wich im Augenblick von mir.

„Wie geht es Euch," begann der Baron mit heller, wohlklingender Stimme, „wie geht es Euch, mein guter Haak, habt Ihr wohl mein Konzert wacker geübt? — Nun! — wir werden ja morgen hören! — Ha! das ist wohl der junge Mensch, der kleine wackre Virtuose, von dem Ihr mit mir spracht?"

Ich schlug beschämt die Augen nieder, ich fühlte, daß ich über und über errötete.

Haak nannte meinen Namen, rühmte meine Anlagen sowie die schnellen Fortschritte, die ich in kurzer Zeit gemacht.

„Also," wandte sich der Baron zu mir, „also die Geige hast du zu deinem Instrument gewählt, mein Söhnchen? — Hast du auch wohl bedacht, daß die Geige das allerschwerste Instrument ist, das jemals erfunden? ja, daß dies Instrument, in dürftig scheinender Einfachheit den üppigsten Reichtum des Tons verschließend, ein wunderbares Geheimnis ist, das sich nur wenigen, von der Natur besonders dazu auserſehenen Menschen erschließt? Weißt du gewiß, sagt es dir dein Geist mit Bestimmtheit, daß du Herr werden wirst des wunderbaren Geheimnisses? — Das haben schon viele geglaubt und sind erbärmliche Stümper geblieben ihr Leben lang. Ich wollte nicht, mein Söhnchen, daß du die Anzahl dieser Miserablen vermehrtest. — Nun: du magst immerhin mir etwas vorspielen, ich werde dir dann sagen, wie es mit dir steht, und du wirst meinem Rat folgen. Es kann dir so gehen wie dem Karl Stamitz, der Wunder glaubte, was für ein entsetzlicher Virtuos auf der Violin aus ihm werden würde. Als ich dem das Verständnis eröffnet, warf er geschwinde, geschwinde die Geige hinter den Ofen, nahm dafür Bratsche und Viol d'Amour zur Hand und tat wohl daran. Auf diesen Instrumenten konnte er herumgreifen mit seinen breitgespannten Fingern und spielte ganz passabel. Nun — ich werde dich hören, mein Söhnchen!" —

Über diese erste, etwas besondere Anrede des Barons mußte ich wohl betreten werden. Seine Worte drangen mir tief in die Seele, und ich fühlte mit innerm Unmut, daß ich, trotz meines Enthusiasmus vielleicht, indem ich mein Leben dem schwersten, geheimnisvollsten aller Instrumente zugewandt, ein Wagestück unternommen, dem ich gar nicht gewachsen.

Man schickte nun sich an, die drei neuen Quartetten von Haydn, welche damals gerade im Stich erschienen, durchzuspielen.

Mein Meister nahm die Geige aus dem Kasten; kaum strich er aber stimmenshalber die Saiten an, als der Baron sich

beide Ohren mit den Händen zuhielt und wie außer sich schrie: „Haak, Haak! – ich bitte Euch um Gottes willen, wie könnt Ihr nur mit Eurer erbärmlichen schnarrenden, knarrenden Strohfiedel Euer ganzes Spiel verderben!“

Nun hatte aber der Konzertmeister eine der allerherrlichsten Geigen, die ich jemals gesehen und gehört, einen echten Antonio Stradivari, und nichts konnte ihn mehr entrüsten, als wenn irgend jemand seinem Liebling nicht die gehörige Ehre erwies. Wie nahm es mich daher wunder, als er lächelnd sogleich die Geige wieder einschloß. Er mochte schon wissen, wie es sich nun zutragen würde: Er zog eben den Schlüssel aus dem Schlosse des Violinkastens, als der Baron, der sich aus dem Zimmer entfernt, wieder eintrat, einen mit scharlachrotem Samt und goldnen Tressen überzogenen Kasten auf beiden Armen wie ein Hochzeits-Carmen oder einen Täufling vor sich hertragend.

„Ich will,“ rief er, „ich will Euch eine Ehre antun, Haak! Ihr sollt heute auf meiner ältesten schönsten Violine spielen. Es ist ein wahrhafter Granuelo und gegen den alten Meister ist sein Schüler, Euer Stradivari, nur ein Lump. Tartini mochte auf keinen andern Geigen spielen als auf Granuelos. Nehmt Euch nur zusammen, damit der Granuelo sich willig finden läßt, alle seine Pracht aus dem Innern heraus aufzutun.“

Der Baron öffnete den Kasten, und ich erblickte ein Instrument, dessen Form von hohem Alter zeugte. Daneben lag aber solch ein ganz wunderlicher Bogen, der mit seiner übermäßigen Krümmung mehr dazu geeignet schien, Pfeile darauf abzuschießen als damit zu geigen. Der Baron nahm mit feierlicher Behutsamkeit das Instrument aus dem Kasten und reichte es dem Konzertmeister hin, der es ebenso feierlich in die Hände nahm.

„Den Bogen,“ sprach der Baron, indem er anmutig lächelnd den Meister auf die Schulter klopfte, „den Bogen geb' ich Euch nicht, denn den versteht Ihr doch nun einmal nicht zu führen

und werdet daher auch in Eurem Leben zu keiner ordentlichen wahren Strichart gelangen." —

„Solchen Bogen," fuhr der Baron fort, den Bogen herausnehmend und ihn mit glänzendem verklärten Blick betrachtend, „solchen Bogen führte der große unsterbliche Tartini, und nach ihm gibt es auf der ganzen weiten Erde nur noch zwei seiner Schüler, denen es glückte, in das Geheimnis jener markichten, tonvollen, das ganze Gemüt ergreifenden Strichart zu dringen, die nur mit einem solchen Bogen möglich. Der eine ist Nardini, jetzt ein siebzigjähriger Greis, nur noch innerer Musik mächtig, der andere, wie Sie, meine Herren, wohl schon wissen werden, bin ich selbst. Ich bin also nun der einzige, in dem die Kunst des wahrhaften Violinspielers fortlebt, und an meinen eifrigen Bestrebungen fehlt es gewiß nicht, jene Kunst, die in Tartini ihren Schöpfer fand, fortzupflanzen. — Doch! — fangen wir an, meine Herren!" —

Die Haydnschen Quartetten wurden nun durchgespielt und, wie man es wohl denken kann, mit solch hoher Vollkommenheit, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb.

Der Baron saß da, mit geschlossenen Augen sich hin und her wiegend. Dann sprang er auf, schritt näher heran an die Spieler, kuckte in die Notenblätter mit gerunzelter Stirn, dann trat er leise, leise wieder zurück, ließ sich nieder auf den Stuhl, stützte den Kopf in die Hand — stöhnte — ächzte! — „Halt!" rief er plötzlich bei irgend einer gesangreichen Stelle im Adagio! — „Halt! bei den Göttern, das war Tartinischer Gesang, aber ihr habt ihn nicht verstanden. Noch einmal bitt' ich!" —

Und die Meister wiederholten lächelnd die Stelle mit gezognerem Strich, und der Baron schluchzte und weinte wie ein Kind! —

Als die Quartetten geendigt, sprach der Baron: „Ein göttlicher Mensch, der Haydn, er weiß das Gemüt zu ergreifen, aber für die Violine versteht er nicht zu schreiben. Er will das viel-

leicht auch gar nicht, denn tät' er es wirklich und schrieb' er in der einzigen wahren Manier wie Tartini, so würdet ihr es doch nicht spielen können." —

Nun mußte ich einige Variationen vortragen, die Haak für mich aufgesetzt. —

Der Baron stellte sich dicht neben mir hin und schaute in die Noten. Man kann denken, mit welcher Beklommenheit ich, den strengen Kritiker zur Seite, begann. Doch bald riß mich ein tüchtiger Allegrosatz ganz hin. Ich vergaß den Baron und vermochte, mich frei zu bewegen in dem Kreise aller Kraft, die mir damals zu Gebote stand.

Als ich geendet, klopfte mir der Baron auf die Achsel und sprach lächelnd: „Du kannst bei der Violine bleiben, Söhnchen, aber von Strich und Vortrag verstehst du noch gar nichts, welches wohl daher kommen mag, daß es dir bis jetzt an einem tüchtigen Lehrer gemangelt." —

Man ging zu Tische. In einem andern Zimmer war ein Mahl bereitet, das, besonders rücksichts der mannigfachen feinen Weine, die gespendet wurden, beinahe schwelgerisch zu nennen. Die Meister ließen es sich wacker schmecken. Das Gespräch, immer heller und heller aufsteigend, betraf ausschließlich die Musik. Der Baron entwickelte einen Schatz der herrlichsten Kenntnisse. Sein Urteil, scharf und durchgreifend, zeigte nicht nur den gebildetsten Kenner, nein, den vollendeten, geistreichen, geschmackvollen Künstler selbst. Vorzüglich merkwürdig war mir die Galerie der Violinspieler, die er aufstellte. — Soviel ich davon noch weiß, will ich zusammenfassen.

„Corelli" (so sprach der Baron) „bahnte zuerst den Weg. Seine Kompositionen können nur auf Tartinische Weise gespielt werden, und das ist hinlänglich, zu beweisen, wie er das Wesen des Violinspielens erkannt. Pugnani ist ein passabler Geiger. Er hat Ton und viel Verstand, doch ist sein Strich zu weichlich bei ziemlichem Appoggiamento. Was hatte man mir alles von Ge-

miniani gesagt! Als ich ihn vor dreißig Jahren zum letztenmal in Paris hörte, spielte er wie ein Nachtwandler, der im Traume herumsteigt, und es wurde einem selbst zumute, als läg' man im Traume. Lauter tempo rubato ohne Stil und Haltung. Das verdammte ewige tempo rubato verdirbt die besten Geiger, denn sie vernachlässigen darüber den Strich. Ich spielte ihm meine Sonaten vor, er sah seinen Irrtum ein und wollte Unterricht bei mir nehmen, wozu ich mich willig verstand. Doch der Knabe war schon zu vertieft in seine Methode, zu alt darüber worden. Er zählte damals ein und neunzig Jahre. – Gott möge es dem Giardini verzeihen und es ihm nicht entgelten lassen in der Ewigkeit, aber er war es, der zuerst den Apfel vom Baum des Erkenntnisses fraß und alle nachfolgende Violinspieler zu sündigen Menschen machte. Er ist der erste Schwebler und Schnörkler. Er ist nur bedacht auf die linke Hand und auf die springfertigen Finger und weiß nichts davon, daß die Seele des Gesanges in der rechten Hand liegt, daß in ihren Pulsen alle Empfindungen, wie sie in der Brust erwacht sind, alle Herzschläge ausströmen. Jedem Schnörkler wünsch' ich einen tapfern Jomelli zur Seite, der ihn aus seinem Wahnsinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich tat, als Giardini in seiner Gegenwart einen herrlichen Gesang verdarb durch seine Sprünge, Läufe, närrische Triller und Mordenten. Ganz verrückt gebärdet sich Lolli. Der Kerl ist ein fataler Luftspringer, kann kein Adagio spielen, und seine Fertigkeit ist allein das, weshalb ihn unwissende Maulaufsperrer ohne Gefühl und Verstand bewundern. Ich sage es, mit Nardini und mir stirbt die wahrhafte Kunst der Geiger aus. Der junge Viotti ist ein herrlicher Mensch voll Anlagen. Was er weiß, hat er mir zu verdanken, denn er war mein fleißiger Schüler. Doch was hilft's? Keine Ausdauer, keine Geduld! – Er lief mir aus der Schule. Den Kreuzer hoff' ich noch anzuziehen. Er hat meinen Unterricht fleißig genützt und wird ihn nützen, wenn ich zurückgekehrt sein werde nach Paris.

Mein Konzert, das Ihr jetzt mit mir einübt, Haak, spielte er neulich gar nicht übel. Doch zu meinem Bogen fehlt ihm immer noch die Faust. – Der Giarnovichi soll mir nicht mehr über die Schwelle, das ist ein unverständiger Hasenfuß, der sich erfrecht, über den großen Tartini, über den Meister aller Meister, die Nase zu rümpfen und meinen Unterricht zu verschmähen. – Mich soll nur verlangen, was aus dem Knaben, aus dem Rhode, werden wird, wenn er meinen Unterricht genossen. Er verspricht viel, und es ist möglich, daß er Herr wird meines Bogens.

Er ist" (der Baron wandte sich zu mir) „in deinem Alter, mein Söhnchen, aber ernsterer, tiefsinnigerer Natur. – Du scheinst mir, nimm's nicht übel, ein kleiner Springinsfeld zu sein. – Nun, das gibt sich. – Von Euch, mein lieber Haak! hoffe ich nun gar viel! Seit ich Euch unterrichte, seid Ihr schon ein ganz andrer worden. Fahrt nur fort in Eurem rastlosen Eifer und Fleiß und versäumt ja keine Stunde: Ihr wißt, daß mich das ärgert." –

Ich war erstarrt vor Verwunderung über alles das, was ich gehört. Nicht die Zeit konnte ich erwarten, den Konzertmeister zu fragen, ob es denn wahr sei, ob denn der Baron wirklich die größten Violinisten der Zeit ausgebildet, ob er, der Meister selbst, denn wirklich Unterricht nehme bei ihm!

Allerdings, erwiderte Haak, versäume er nicht, den wohltätigen Unterricht zu genießen, den ihm der Baron angeboten, und ich würde sehr wohltun, an einem guten Morgen zu ihm hinzugehen und ihn anzuflehen, daß er auch mich seines Unterrichts würdige.

Auf alles, was ich noch sonst über den Baron und über sein Kunsttalent erfragen wollte, ließ Haak sich gar nicht ein, sondern wiederholte nur, daß ich tun möge, was er mir geheißen, und das übrige denn wohl erfahren werde.

Mir entging das seltsame Lächeln nicht, das dabei Haaks Gesicht überflog und das, ohne den Grund davon nur zu ahnen, meine Neugierde im höchsten Grade reizte.

Als ich denn nun gar demütig dem Baron meinen Wunsch vortrug, als ich versicherte, daß der regste Eifer, ja der glühendste Enthusiasmus mich beseele für meine Kunst, sah er mich erst starr an, bald aber gewann sein ernster Blick den Ausdruck der wohltuendsten Gemütlichkeit. „Söhnchen, Söhnchen," sprach er, „daß du dich an mich, an den einzigen Violinspieler, den es noch gibt, wendest, das beweiset, wie in dir der echte Künstlertrieb rege worden, wie in deiner Seele das Ideal des wahrhaften Violinspielers aufgegangen. Wie gern wollt' ich dir aufhelfen, aber wo Zeit hernehmen, wo Zeit hernehmen! – Der Haak macht mir viel zu schaffen, und da ist jetzt der junge Mensch hier, der Durand, der will sich öffentlich hören lassen und hat wohl eingesehen, daß das ganz und gar nicht angeht, bevor er nicht bei mir einen tüchtigen Kursus gemacht. – Nun! – warte, warte – zwischen Frühstück und Mittag, oder beim Frühstück – ja, da hab' ich noch eine Stunde übrig! – Söhnchen, komme zu mir Punkt zwölf Uhr alle Tage, da geige ich mit dir bis ein Uhr; dann kommt Durand!" –

Sie können sich's vorstellen, wie ich schon andern Tages um die bestimmte Stunde hineilte zum Baron mit klopfendem Herzen.

Er litt nicht, daß ich auch nur einen einzigen Ton anstrich auf meiner Geige, die ich mitgebracht. Er gab mir ein uraltes Instrument von Antonio Amati in die Hände. Nie hatte ich auf einer solchen Geige gespielt. Der himmlische Ton, der den Saiten entquoll, begeisterte mich. Ich verlor mich in kunstreichen Passagen, ließ den Strom der Töne stärker aufsteigen in brausenden Wellen, verrauschen im murmelnden Geplätscher! – Ich glaube, ich spielte ganz gut, besser als manchmal nachher. Der Baron schüttelte unmutig den Kopf und sprach, als ich endlich nachließ: „Söhnchen, Söhnchen, das mußt du alles vergessen. Fürs erste hältst du den Bogen ganz miserabel." – Er wies mir praktisch, wie man nach Tartinis Art den Bogen halten müßte. Ich glaubte, auf diese Weise keinen Ton herausbringen zu können. Doch nicht

gering war mein Erstaunen, als ich, auf Geheiß des Barons meine Passagen wiederholend, in einigen Sekunden den großen Vorteil einsah, den mir die Art, den Bogen zu führen, gewährte.

„Nun", sprach der Baron, „wollen wir den Unterricht beginnen. Streiche, mein Söhnchen, einmal das eingestrichene g an und halte den Ton aus, solange du kannst. Spare den Bogen, spare den Bogen. Was der Atem dem Sänger, das ist der Bogen dem Violinspieler."

Ich tat, wie mir geheißen, und freute mich selbst, daß es mir glückte, den Ton kraftvoll herauszuziehen, ihn vom Pianissimo zum Fortissimo steigen und wieder abnehmen zu lassen mit gar langem, langem Bogen. „Siehst du wohl, siehst du wohl, Söhnchen!" rief der Baron, „schöne Passagen kannst du machen, Läufe, Sprünge und neumodische einfältige Triller und Zieraten, aber keinen Ton ordentlich aushalten, wie es sich ziemt. Nun will ich dir zeigen, was es heißt, den Ton aushalten auf der Geige!" – Er nahm mir das Instrument aus der Hand, setzte den Bogen dicht am Frosch an! – Nein! – hier fehlen mir wahrlich die Worte, es auszusprechen, wie es sich nun begab.

Dicht am Stege rutschte er mit dem zitternden Bogen hinauf, schnarrend, pfeifend, quäkend, miauend – der Ton war dem zu vergleichen, wenn ein altes Weib, die Brille auf der Nase, sich abquält, den Ton irgend eines Liedes zu fassen.

Und dabei schaute er himmelwärts wie in seliger Verzückung, und als er endlich aufhörte, mit dem Bogen auf den Saiten hin und her zu fahren, und das Instrument aus der Hand legte, glänzten ihm die Augen, und er sprach tief bewegt: „Das ist Ton – das ist Ton!" –

Mir war ganz wunderlich zumute. Wollte sich auch der innere Trieb zum Lachen regen, so verschwand er wieder bei dem Anblick des ehrwürdigen Antlitzes, das die Begeisterung verklärte. Und dabei wirkte überdem das Ganze auf mich wie ein unheim-

licher Spuk, so daß ich meine Brust beengt fühlte und kein Wort herauszubringen vermochte.

„Nicht wahr," begann der Baron, „nicht wahr, mein Söhnchen, das ging hinein in dein Inneres, das stelltest du dir nicht vor, daß solche zauberische Gewalt hinauf beschworen werden könne aus dem kleinen Dinge da mit vier armseligen Saiten. Nun – trinke, trinke, mein Söhnchen!" –

Der Baron schenkte mir ein Glas Madera ein. Ich mußte trinken und von dem Backwerk genießen, das auf dem Tische stand. In dem Augenblick schlug es ein Uhr.

„Für heute mag's genug sein," rief der Baron, „geh, geh, mein Söhnchen, komme bald wieder. – Da! – nimm, nimm!"

Der Baron steckte mir ein Papierchen zu, in dem ich einen blanken, schön geränderten holländischen Dukaten fand.

Ganz bestürzt rannte ich hin zum Konzertmeister und erzählte ihm, wie sich alles begeben. Der lachte aber laut auf und rief: „Siehst du nun wohl, wie es mit unserm Baron beschaffen und mit seinem Unterricht? – Dich hält er für einen Anfänger, deshalb erhältst du nur einen Dukaten für die Stunde. Sowie, nach des Barons Idee, die Meisterschaft steigt, erhöht er auch das Honorar. Ich bekomme jetzt einen Louis und Durand, wenn ich nicht irre, gar zwei Dukaten."

Nicht umhin konnte ich zu äußern, daß es doch ein eignes Ding sei, den guten alten Baron auf diese Weise zu mystifizieren und ihm die Dukaten aus der Tasche zu ziehen.

„Du mußt wissen," erwiderte der Konzertmeister, „du mußt wissen, daß des Barons ganze Glückseligkeit darin besteht, auf die Weise, die du nun kennst, Unterricht zu geben; daß er mich und andere Meister, wollten sie seinen Unterricht verschmähen, in der ganzen Welt, für die er kompetenter Kunstrichter ist und bleibt, als erbärmliche unwissende Stümper ausschreien würde, daß endlich, den Wahn des Violinspiels abgerechnet, der Baron ein Mann ist, dessen kunstverständiges Urteil auch den Meister

über manches zu seinem großen Nutzen aufklären kann. Urteile nun selbst, ob ich unrecht tue, mich trotz seiner Torheit an ihn zu halten und mir zuweilen meinen Louis zu holen. – Besuche ihn fleißig, höre nicht auf die alberne Gaukelei des Wahnsinnigen, sondern nur auf die verständigen Worte des mit dem innern Sinn die Kunst beherrschenden Mannes. Es wird dir wohl tun!" –

Ich folgte dem Rat des Meisters. Manchmal wurde es mir doch schwer, das Lachen zu unterdrücken, wenn der Baron mit den Fingern statt auf dem Griffbrett auf dem Violindeckel herumtapste und dabei mit dem Bogen auf den Saiten querüber fuhr, versichernd, er spiele jetzt Tartinis allerherrlichstes Solo, und er sei nun der einzige auf der Welt, der dieses Solo vorzutragen imstande.

Aber dann legte er die Geige aus der Hand und ergoß sich in Gesprächen, die mich mit tiefer Kenntnis bereicherten und meine Brust entflammten für die hochherrliche Kunst.

Spielte ich dann in einem seiner Konzerte mit allem Eifer und gelang mir dieses – jenes vorzüglich gut, so blickte der Baron stolz lächelnd umher und sprach: „Das hat der Junge mir zu verdanken, mir, dem Schüler des großen Tartini!"

So gewährten mir Nutzen und Freude des Barons Lehrstunden und auch wohl seine – geränderten holländischen Dukaten. –

„Nun," sprach Theodor lachend, „nun, in der Tat, ich sollte meinen, daß mancher unserer jetzigen Virtuosen, der sich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, sich doch noch einen Unterricht gefallen lassen würde auf die Weise, wie ihn der Baron von B. zu erteilen pflegte."

„Dem Himmel sei es gedankt," nahm Vinzenz das Wort, „daß unser Klub doch noch, was ich gar nicht mehr erwartete, heiter schließt, und ich will hiemit meine würdigen Brüder er-

mahnt haben, künftig fein dafür zu sorgen, daß das Schauerliche mit dem Heitern wechsle, welches heute ganz und gar nicht geschehen."

„Deine Ermahnung", sprach Ottmar, „mag sehr gut sein, indessen lag es lediglich an dir, den Fehler, in den wir heute verfielen, gut zu machen und uns etwas von dir mitzuteilen, das deiner humoristischen Laune würdig."

„Überhaupt", sprach Lothar weiter, „bist du, mein vortrefflicher, wiewohl schreibefauler Vinzenz, das Aufnahmegeld in die Serapions-Brüderschaft, das eben in einer serapiontischen Erzählung bestehen mußte, noch schuldig."

„Still, still," erwiderte Vinzenz, „ihr wißt nicht, was meiner Brust entglommen und vorläufig in dieser Brusttasche verborgen ruhet! — Ein gar seltsames Ding von Märchen, das ich insbesondere der Gunst unseres Lothar empfehle, hätte ich euch schon heute mitgeteilt, aber habt ihr nicht des Wirts bleiches Antlitz gesehen, das durch das Fenster schon öfters mahnend hineinblickte, wie in Fouqués Undine der Spukgeist Kühleborn durch das Fenster in die Fischerhütte kuckt? Habt ihr nicht das verdrießliche O Jemines-Gesicht des Kellners bemerkt? Stand, wenn wenn er uns die Lichter putzte, auf seiner Stirn nicht deutlich geschrieben: ‚Werden sie denn hier ewig sitzen und nicht endlich einmal einem ehrlichen Menschen die Ruhe gönnen?' — Die Leute haben recht, Mitternacht ist vorüber, unsere Scheidestunde hat geschlagen."

Die Freunde gaben sich das Wort, in weniger Zeit sich wieder serapiontisch zu versammeln, und brachen dann auf.

Anhang.

A. Die Vorlagen.
B. Lesarten.
C. Anmerkungen.
D. Die Beigaben.
E. Abkürzungen.

A. Die Vorlagen.

Dem Text des siebenten Bandes wurde als massgebende Ausgabe zugrunde gelegt:

Die Serapions-Brüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Dritter Band. Berlin 1820. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 8°, 590 S.

V. Abschnitt.

S. 1—43 [Einleitendes Gespräch der Serapionsbrüder], worin S. 15—27 Lothars kleine Erzählung vom Teufel in Berlin im Jahre 1551, die unter dem Titel „Aus dem Leben eines bekannten Mannes (Nach einer alten märkischen Chronik)", gezeichnet: „E. T. A. Hoffmann", zuerst in der Zeitschrift „Der Freimüthige oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser; herausgegeben von Dr. August Kuhn. Berlin. Im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung" erschien: Jahrgang XVI, No. 104 und No. 105 vom 25. und 27. Mai 1819, S. 413—414 u. 417—418.

S. 43—206 Die Brautwahl.
Erster Druck in: Berlinischer Taschen-Kalender auf das Schalt-Jahr 1820. Herausgegeben von der Kön: Preuß: Kalender-Deputation. S. 1—128.

S. 206—211 [Gespräch der Serapionsbrüder. Überleitung.]

S. 211—308 Der unheimliche Gast.
Erster Druck in: Der Erzähler, eine Unterhaltungsschrift für Gebildete. Herausgegeben von Hartwig von Hundt-Radowsky. Zweiter Band. Berlin, bei G. Hayn, Zimmerstraße Nr. 29. 1819. S. 62—140.

S. 308—314 [Gespräch der Serapionsbrüder. Abschluss des fünften Abschnitts.]

VI. Abschnitt.

S. 315—328 [Gespräch der Serapionsbrüder. Einleitung des sechsten Abschnittes.]

S. 329—480 Das Fräulein von Scuderi.

Erster Druck in: Taschenbuch für das Jahr 1820. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt am Main, bei den Gebrüdern Wilmans. S. 1—122.

S. 480—486 [Gespräch der Serapionsbrüder. Überleitung.]

S. 486—550 Spieler-Glück.

Erster Druck in: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1820. Neue Folge, zweiter Jahrgang. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1820. S. 383—421.

S. 550—590 [Gespräch der Serapionsbrüder], worin S. 564—588 Cyprians Erzählung vom Baron von B., die zuerst unter dem Titel: „Der Baron von B." anonym erschien in: Allgemeine Musikalische Zeitung. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. Jahrgang XXI, No. 10 vom 10. März 1819, Sp. 152—162.

[Beschluss.]

Der erste Wiederdruck der „Serapionsbrüder" fand erst nach Hoffmanns Tode statt (1827), vgl. Bd. V unserer Ausgabe an korrespondierender Stelle.

Bei der Wiedergabe des Textes in unserer Ausgabe mussten folgende Verbesserungen (der Druckfehler und Versehen) vorgenommen werden: S. 8 Z. 13 v. u. bereitem aus bereiter S. 10 Z. 4 v. o. Lothar aus Ottmar S. 31 Z. 9 v. u. übersetzet aus übersetzt (nach dem 1. Druck) Z. 1 v. u. männlichen aus männlichem (nicht im 1. Druck) S. 34 Z. 5 v. u. aufzogen fehlte (ergänzt nach dem 1. Dr.) S. 37 Z. 12 v. u. Flammen aus Flamme (nicht im 1. Dr.) S. 50 Z. 9 v. u. an der aus an die (nicht im 1. Dr.) Z. 2 v. u. dunkeln aus dunkelm (im 1. Dr.: dunklem) S. 55 Z. 2 v. o. ihm aus ihn (nicht im 1. Dr.) S. 73 Z. 11 v. o. fiel danach: ihr fehlte (ergänzt nach dem 1. Dr.) S. 75 Z. 1 u. 2 v. o. Se. aus Sr. (nicht im 1. Dr.) S. 88 Z. 9 v. u. dem aus den (nicht im 1. Dr.) S. 107 Z. 2 v. o. an die aus an der S. 110 Z. 9 v. o. Obristin aus Obristen (auch im 1. Dr.) S. 111 Z. 12 v. o. sich fehlte (auch im 1. Dr.) S. 112 Z. 5 v. u. herzzerschneidend aus herzschneidend (nicht im 1. Dr.) S. 113 Z. 3 v. u. ihm aus ihn (auch im 1. Dr.) S. 117 Z. 11 v. o. nächtiges aus wichtiges (auch im 1. Dr.) S. 120 Z. 11 v. u. Hochzeitstag aus Hochzeittag (auch im 1. Dr.) S. 122 Z. 9 v. u. mußte aus müßte S. 123 Z. 17 v. o. seinen aus seinem S. 124 Z. 2 v. o. dem aus den (auch im 1. Dr.) S. 125 Z. 5 v. u. seltsamem aus seltsamen (auch im 1. Dr.) S. 128 Z. 3

v. u. dem aus den (auch im 1. Dr.) S. 129 Z. 15 f. v. o. herrlicheres aus herrliches (auch im 1. Dr.) S. 130 Z. 9 v. u. romanesken aus romanesker (auch im 1. Dr.) S. 132 Z. 7 v. u. R. aus P. (auch im 1. Dr.) S. 136 Z. 15 v. o. voller aus toller (nicht im 1. Dr.) S. 137 Z. 11 v. o. den aus dem (nicht im 1. Dr.) S. 147 Z. 1 f. v. o. gerichtetem aus gerichteten (auch im 1. Dr.) Z. 13 v. o. sanften aus sanftem (nicht im 1. Dr.) S. 158 Z. 5 v. o. Cyprian aus Theodor Z. 8 v. u. u. s. w. aus u. s. S. 163 Z. 4 f. v. u. aufgegangen aus ausgegangen S. 167 Z. 4 v. o. gegeben werden sollte ist ergänzt, fehlte im Druck. S. 182 Z. 16 v. o. zücken aus zucken (nicht im 1. Dr.) S. 188 Z. 4 v. o. war er aus er war (nicht im 1. Dr.) S. 193 Z. 11 v. u. Kiekindiewelt aus Kickindiewelt (über die Schreibung im 1. Dr. vgl. d. Lesarten) S. 194 Z. 10 v. u. Despréaux aus Despreux (auch im 1. Dr.) S. 210 Z. 16 v. o. den aus dem (auch im 1. Dr.) S. 216 Z. 3 v. o. mir wohl aus wiewohl (auch im 1. Dr.) S. 224 Z. 7 v. u. den aus dem (auch im 1. Dr.) S. 228 Z. 3 v. o. sollt' aus soll' (auch im 1. Dr.) S. 229 Z. 15 v. o. würde aus wurde (nicht im 1. Dr.) S. 231 Z. 7 v. o. sollten aus sollen (auch im 1. Dr.) S. 241 Z. 11 v. o. Parlament aus Parlement (auch im 1. Dr.) S. 244 Z. 5 v. u. lächelnd aus lachelnd S. 248 Z. 15 v. o. um aus nun (auch im 1 Dr.) S. 255 Z. 6 v. o. Chevaliers aus Barons (auch im 1. Dr) S. 271 Z. 11 v. o. abgehärtetsten aus abgehärtesten (nicht im 1. Dr.) S. 272 Z. 6 v. u. Thüre aus Thüren (auch im 1. Dr.) S. 276 Z. 15 v. u. hohnlachend aus hohnlachelnd (nach dem 1. Dr.) S. 279 Z. 12 v. u. welchen aus welchem S. 292 Z. 1 v. o. Geminiani aus Gemianini (nicht im 1. Dr.) S. 293 Z. 7 v. u. über den Baron aus auf den Baron (nach dem 1. Dr.) S. 296 Z. 1 v. o. beengt aus bewegt (auch im 1. Dr.)

Über die Orthographie des Originaldrucks wird im ersten Bande der Serapionsbrüder abgehandelt (Bd. V vorliegender Ausgabe an der mit dieser korrespondierenden Stelle).

B. Lesarten.

Siglen.

F = Der Freimüthige.
B = Berlinischer Taschen-Kalender.
E = Der Erzähler.
T = Taschenbuch. Der Liebe und Freundschaft gewidmet.
U = Urania.
MZ = Allgemeine Musikalische Zeitung.
(S. darüber unter: „A. **Die Vorlagen**“ auf S. 301 f.)

(Aus dem Leben eines bekannten Mannes) Nach der Überschrift in *F* noch in Parenthese: Nach einer alten märkischen Chronik. **10** Z. 8 v. u. Gosse] Gasse Drf. *F* **11** Z. 16 v. o. aber danach noch: gar sehr *F* Z. 6 v. u. spielte auf der Zither fehlt *F* Z. 5 v. u. tanzte davor noch: und *F* Z. 3 v. u. und betrug sich dabei sehr ehrbar und sittig] indem er die angenehmsten Touren ausführte und sich dabei sehr ehrbar und sittig betrug *F* **12** Z. 8 v. o. Pergamentblättlein davor noch: kleinen *F* Z. 9 v. o. anderthalb davor noch: höchstens *F* Z. 12 v. o. Bürgerleben] Privatleben *F* **14** Z. 2 v. o. es] er Drf.? *F* **15** Z. 9 v. o. hätte] hatte Drf. *F* Z. 16 v. o. herangekommen] hinangekommen *F* **16** Z. 9 v. o. betrogen danach noch als neuer Abschnitt: Ganz unerträglich war der abscheuliche Gestank, der sich auf dem Neumarkt verbreitete, und unerachtet der hohe Rath mit den auserlesensten Spezereien räuchern ließ, wollte des Teufels Witterung doch in langer Zeit nicht vergehen, ja man sagt, daß noch zuweilen in der Papengasse, durch die der Teufel mit der Hexe gefahren, sich ein sehr übler Geruch verspüren lassen soll. *F* Z. 10 v. o. vor dessen Arglist] für den *F*

(Die Brautwahl) **24** Z. 9 v. o. Geschichte davor noch: berlinische *B* Z. 6 v. u. Kirche *B* **26** Z. 1 v. o. Augenblick *B* **27** Z. 11 v. o. von] vor *B* Z. 16 v. o. begeben danach noch:, das, irre ich nicht, das Sechs- oder Sieben und Neunzigste ist, welches in unserer guten Stadt seit kurzer Zeit aufgegangen. *B* Z. 9 v. u. Bier davor noch: Fredersdorfer *B* Z. 7 v. u. in einem Weinkeller] im Hippelschen Keller *B* **28** Z. 5 v. o. Sitt' *B* Z. 7 v. o. bis] — *B* Z. 15 v. o. großen danach noch: schönen *B* Augenbraunen *B* Z. 16 v. o. offne *B* **29** Z. 3 v. o. vorhanden. Danach als neuer Abschnitt noch: Dem Geheimen Kanzlei-Sekretär T u s m a n n wurde bei der Bestellung des Fremden angst und bange. Er fand sich überzeugt, daß wenn zwei Personen sich an eine Flasche Wein machen, nach der richtigsten Berechnung jeder von ihnen die Hälfte davon trinken müsse, in seinem ganzen Leben hatte er aber noch nicht eine halbe Flasche Wein auf einmal, am wenigsten von solch starker Sorte getrunken. *B* Z. 5 v. o. Tusmann] er *B* Z. 10 v. u. Innern *B* **30** Z. 4 v. u. Professor, Sie *B* **32** Z. 16 v. o. gefolget *B* Z. 6 v. u. steht danach noch: mir *B* **34** Z. 17 v. o. Langenweile *B* Z. 11 v. u. Herren *B* **35** Z. 8 v. o. unseres *B* Z. 10 v. o. siebzig *B* Z. 13 v. o. unsere Theatersängerinnen] Madame Milder oder Madame Seidler *B* [vgl. i. d. Anmerk.] Z. 15 v. o. von] zu *B* zweites von fehlt *B* **36** Z. 3 v. o. zweites und fehlt *B* Z. 5 v. o. Falsett davor noch: höchsten *B* Z. 6 v. u. siebzig *B* **39** Z. 12 v. u. und fehlt *B* Z. 7 v. u. den] dem Drf. *B* **40** Z. 1 v. o. alsbald fehlt *B* Z. 12 v. u. anderes *B* **42** Z. 1 v. o. Person danach noch: (Sie waren in der That damals bei weitem

kleiner, als jetzt, aber auch viel niedlicher) *B* 43 Z. 9 v. o. eigne *B* Z. 9 v. u betroffen] zornig *B* Z. 8 v. u. sagen mir das so geradezu ins Gesicht] scheuen sich nicht, mir eine Sottise ins Gesicht zu sagen *B* Sie danach noch folgender grösserer Abschnitt, worüber des näheren in den Vorbemerkungen abgehandelt wird:

„Still fiel ihm der Goldschmidt ins Wort, still, das ist keine Sottise, das ist die alte deutsche ehrliche Biederkeit, die aus mir spricht, und die Sie vertragen müssen, da sie mit einem altdeutschen Rock angethan sind und sich die Haare nicht verschneiden. Das Wort Sottise sollten Sie gar nicht kennen, viel weniger brauchen. Sie laufen Gefahr, von irgend einem Professor der Turnkunst straks zu Boden geturnt zu werden, vernimmt er solches aus ihrem Munde. — Doch den Beweis meines Ausspruchs! — Sie haben Recht, jeder Maler, sei er Landschafter oder Historikus, muß zugleich ein Dichter sein, denn Gemälde sind Gedichte mit dem Pinsel ausgeführt; aber nennen Sie das Dichten, wenn Bäume mit ihrem Laube, Stamm und ihren Wurzeln zugleich aussehen sollen, wie Menschen, Thiergestalten, ja wenn selbst Figuren zusammengestellt sind, nicht nur eine bestimmte Handlung, sondern nur eine außerhalb des Bildes liegende fantastische Idee auszudrücken? Da kommen wir in die Allegorie hinein, dem ärmlichsten, unkünstlerischsten Theil der Malerei. Hüten Sie sich vor dem [den Drf.] Nebeln und Schwebeln! — Sie verfertigen bisweilen miserable Sonnette, und gefallen sich darin, seltsame Arabesken und Grotesken zusammenzustoppeln, und schwatzen von Ahnung und Sehnsucht, und Lebenstiefe, die in den abgeschmackten Zerrbildern liegen soll. —

In der That, brach Edmund im höchsten Unwillen los, in der That mein Herr! Ihr Horoskop bewährt sich in diesem Augenblick, denn ich bin wirklich ein großer ausgemachter Narr, daß ich hier stehe, und mir von einem Mann, dem es an allem poetischen Sinn gebricht, Grobheiten ins Gesicht sagen lasse. — Gott befohlen. — Und damit rannte der Jüngling spornstreichs durch das Gebüsche von dannen.

Edmund Lehsen hielt den Genius, der nach seiner Meinung ihm innwohnte, so hoch in Ehren, daß er selbst gar nicht begriff, wie er mit diesem überirdischen Insassen so ruhig auf Erden unter seines Gleichen wandeln könne, und nicht vielmehr in den hohen Lüften schwebe. Schon darum mochte der Goldschmidt Recht haben mit seinem schlimmen Horoskop. Edmund arbeitete an einem großen Bilde, das der Triumph der Kunst sein sollte. Als es endlich vollendet, war es jedoch dermaßen mißrathen, daß es auf der Ausstellung bei den Kennern Lachen, bei den Meistern aber Unwillen erregte. Dieser böse Umstand erzeugte in dem Innern des Jünglings einen harten Kampf, in dem aber das bessere Prinzip siegte. Er sah es nemlich

ein, daß er sich wohl auf falschem Wege befunden, und gedachte des alten Goldschmidts und seiner Warnung. So wie er recht lebhaft wünschte, ihn wieder zu sehen, fand er sich wirklich ein in der Werkstatt.

Merkwürdig war es, daß der Goldschmidt von des Jünglings Sinnesänderung ganz unterrichtet zu sein schien. Er wünschte ihm Glück zu dem mißrathenen Bilde, und meinte, es habe ganz mit Recht den großen Rumor herbeigeführt, da es, was Abgeschmacktheit der Idee, Unrichtigkeit der Zeichnung, Unwahrheit des Kolorits anlange, kaum zu übertreffen.

Edmund hörte mit niedergeschlagenen Augen, hohe Röthe auf den Wangen, des alten Goldschmidts herben Tadel an; er schämte sich in der That seines thörigten Beginnens, das er nun in seinem ganzen Umfange fühlte.

Als der Goldschmidt dies gewahr wurde, änderte er indessen sogleich seinen Ton und richtete den niedergeschlagenen ja zerknirschten Jüngling wieder auf, mit trostreichen Worten. *B* Z. 7 v. u. fiel ihm der Goldschmied ins Wort] sprach er *B* 44 Z. 10 v. o. bessern *B* 46 Z. 7 v. o. seinem Kunststudium] seinen Kunststudien *B* Z. 12 v. o. nun] aber *B* Z. 2 f. v. u. aus einem Laden] von Herrn Standke *B* 47 Z. 17 v. o. wolle] wollte *B* Z. 15 v. u. das] die *B* 48 Z. 11 v. u. doch] es *B* Z. 4 v. u. nicht davor noch: auch *B* 50 Z. 15 v. o. ersten Tänzerin] Mademoiſ. Lemiere *B* Z. 12 v. u. geistreichen *B* Z. 5 v. u. g. fehlt *B* Z. 3 v. u. wehte *B* Z. 2 v. u. dunkeln] dunklem [vgl. die Verbesserungen] *B* 51 Z. 14 v. o. Glacé-Handschuhe *B* Z. 11 v. u. 50] funfzig *B* 52 Z. 16 v. o. aufgeknöpfte *B* Z. 7 v. u. konnt *B* 53 Z. 10 v. u. Commissionsrathes *B* Z. 6 v. u. Zusichrung *B* 55 Z. 1 v. o. ungeheuern *B* Z. 11 f. v. u. der berühmteste Kunstgärtner in Berlin] Herr Bouché [vgl. in den Anmerk.] *B* 56 Z. 15 v. u. Rathhausthurm *B* 57 Z. 16 v. u. Traum *B* Z. 6 v. u. warst *B* 58 Z. 5 v. o. Jentscherik-Trommel *B* Z. 3 v. u. Kopfe *B* 59 Z. 11 v. o. verüblen *B* 60 Z. 10 v. u. haben danach noch: , ja daß einmal, und zwar im Jahre Eintausend fünfhundert und ein und funfzig der Teufel an vielen Oertern bei der Nacht sichtlich auf den Gassen in Berlin umher ging, an die Thüren klopfte, oft weiße Todtenhemden anhatte, mit zum Begräbniß ging, sich traurig gebehrdete, oft auch andere Gebehrden hatte, die Leute damit zu erschrecken. *B* 62 Z. 1 v. o. Betheuerungen *B* Z. 9 v. o. Thür *B* 63 Z. 14 v. o. Ranges *B* Z. 4 f. v. u. geschehen] kommen *B* 64 Z. 1 v. o. wo] als *B* Z. 2 v. u. Augenblick *B* 65 Z. 15 v. o. gänzlich stören] ganz verstören *B* 66 Z. 3 v. u. einer Danach noch [vgl. auch die Vorbemerkungen]: Sagt mir die böse Welt nach, daß ich bei meinen halbjährigen Diners aus purem Geiz die Weinflaschen nicht auf den Tisch stellen lasse, sondern den Gästen selbst sparsamlich einschenke, so ist dies schlimme Verläumdung. Nicht aus Geiz thue ich

das, sondern aus Vorsorge für die Gesundheit meiner lieben Freunde, die aus Uebereilung zu viel trinken können. — Nein, Sie sollen mich anders kennen lernen. Jeden Morgen, wenn ich Ihnen sitze, sollen Sie mit einem Gläschen ächten Dry Madeira bedient werden, und sind Sie ein Liebhaber von westphälischen Schinken, so bin ich der Mann, der ihn besitzt in besserer Qualität als Sala Tarone oder Thiermann. Doch ich weiß es schon, mäßige Leute wie Sie, bester Herr Lehsen, mögen sich Morgens nicht gern durch allzucopiöses Frühstücken den Appetit zum Mittagsbrot verderben. — *B* 68 Z. 7 v. o. Commissionsrathes *B* Z. 16 v. o. welche] den *B* Z. 7 v. u. eignen *B* 69 Z. 1 v. o. Commissionsrathes *B* Z. 15 f. v. u. dies Prinzip sich entladet im glühenden Feuerstrom des süßesten Kusses] im süßesten Kuß sich jenes Prinzip im glühenden Feuerstrom entladet *B* Z 12 v. u. er wurde] so wurde er *B* 70 Z. 1 v. u. Sehn *B* 71 Z. 4 v. o. auf] in die Höhe *B* 72 Z. 13 v. u. Thüre *B* 75 Z. 1 v. u. Nase wie eine Baßposaune] Nase so schnell hinter einander, wie eine Baßposaune, wenn Herr Belke ein Conzert darauf bläst *B* 76 Z. 5 v. o. Thüre *B* 77 Z. 7 v. o. all' *B* 78 Z 16 v. o. letztes] bestes *B* Z. 4 v. u. einnistet] eingenistet *B* 79 Z. 9 v. u. Euerm Mühen] euern Mühen *B* Z. 1 v. u. zum erstenmal *B* 80 Z. 17 v. o. euern *B* Z. 15 v. u. irren davor noch: ganz *B* 81 Z. 8 v. o. diese] die *B* Z. 17 v. o. Celia] Lelia Drf. *B* 85 Z. 15 v. u. durchaus davor noch: bei Webers *B* 86 Z. 3 v. o. aus] laut *B* Z. 5 v. o. hinleuchtete] hineinleuchtete *B* Z. 1 v. u. Euch fehlt *B* 87 Z. 7 v. u. Sinn *B* 90 Z. 15 v. u. Hm] Hum *B* 91 Z. 3 v. o. auf irgend einem Kaffeehause] bei Holzapfel, Zimmermann oder auf sonst irgend einem Kaffeehause *B* [vgl. d. Anmerk.] Z. 15 v. o. Ihnen] Sie *B* 92 Z. 2 v. o. drei gesperrt in *B* 95 Z. 10 v. o. jeder] jener Drf. *B* 96 Z. 4 v. o. können danach noch folgendes [worüber in den Vorbemerkungen nachzulesen]: Erst neuerdings hat mich ein tüchtiger, ganz auf- und abgeklärter Aesthetiker im schwarzen Rock für ein Gespenst, ja für eine ganze gespenstische Gattung gehalten und das furchtbare, donnernde Anathema über mich ausgesprochen: weg mit der Gattung! Dieser Mann hält es mit dem schlauen Fuchs in der Donaunymphe, welcher singt: was ich nicht seh', das glaub' ich nicht, ich glaub' an keine Geister! und würd' es lustig sein, wenn es ihm einmal so gehen könnte, wie besagtem Fuchs, der jenes Bekenntniß absingend eben mit beiden Füßen in einem ganzen Garten voll seltsamer Zauberbilder steht. Du hast, mein liebes Kind, vielleicht mit ganzem, innigem Gemüth Schillers Geisterseher und andere Werke von Göthe, Tiek u. s. w. gelesen, in denen ein höheres, geistiges Reich, bald Schauer, Entsetzen, bald innige Lust erregend, aufgeht in unserm armen, beengten Leben und uns mit seltsam süßem Weh ferner Ahnungen umfängt. Ich bedauere dich, mein Kind! — Alle diese

Werke hat jener grausame schwarze Aesthetiker für nicht geschrieben erklärt, so wie jener Kaiser im Mährchen zur Ungebühr gelöste Kanonen durch einen Machtspruch für nicht gelöst erklärte. Er will übrigens den Shakspear auf der Bühne nur deshalb dulden, weil, fällt einmal gespenstisches vor, jeder sogleich auf das Theater treten und sich überzeugen kann, daß aller Spuk ganz natürlich zugeht. Wem ist es verwehrt im Hamlet, so wie der Geist erscheint, sogleich hinaufzusteigen, oder in die Versenkung zu kriechen, um dessen sich zu vergewissern, daß der Geist kein Geist ist, sondern Herr Mattausch, und eben so kann ja jeder mit leiblichen Augen sehen, daß die Hexen im Macbeth keinesweges durch die Lüfte fahren, sondern an Stricken hinaufgezogen werden. Weg auch mit der Fantasie! heißt es denn, wir halten es mit dem Handgreiflichen und genießen lieber tüchtiges hausbackenes Brot, als Austern und Champagner. *B* Z. 8 v. o. jenen Aesthetikern] jenem Aesthetiker *B* **97** Z. 2 v. u. es in seiner Art lag] gewöhnlich *B* **101** Z. 12 v. u. goldnen *B* **103** Z. 8 v. o. umher] einher *B* **104** Z. 6 v. u. schreckliches] erschreckliches *B* **105** Z. 14 v. o. Bällen danach noch: in der Börsenhalle *B* [vgl. Anm.] Z. 6 v. u. geschieht. Danach noch als neuer Absatz [vgl. die Vorbem.]: Der alte räthselhafte Goldschmidt soll noch in Berlin umherwandeln. Herr W o l f hat ihn in den Küpferchen, die dieser Geschichte einverleibt sind, so überaus gut getroffen, daß du, geliebter Leser, den seltsamen Mann, solltest du ihm irgendwo begegnen, auf der Stelle erkennen wirst. Bestätigen kann er, o mein Leser, dann von Mund zu Mund dir alles, was in der Geschichte von der Brautwahl dir hin und wieder ganz unwahrscheinlich, ganz unglaublich vorgekommen seyn sollte und so würde der Erzähler von dem Vorwurf frei werden, den man ihm schon öfters gemacht, nehmlich daß ihm manchmal allerlei närrisches fantastisches Zeug wie ein spukhafter Traum in den Sinn käme, was er denn so aufzutischen wisse, als habe es sich in der That begeben. E. [sic!] T. A. Hoffmann. *B*

(Der unheimliche Gast) **110** Z. 2 v. o. Traumwelt] Trauerwelt Drf. *E* Z. 5 u. 6 f. v. o. ebenso Trauerwelt statt Traumwelt *E* Z. 14 v. o. daß fehlt *E* **115** Z. 3 v. u. ängstigte *E* behauptest *E* Z. 2 v. u. behauptest *E* **116** Z. 3 v. o. sind davor noch einmal: es bleibt *E* Z. 16 v. u. einen *E* **119** Z. 15 v. o. Gestalt] Statur *E* Z. 12 v. u. streifte danach noch: dann *E* **120** Z. 10 v. o. Gläser] Glas *E* **121** Z. 7 v. u. Gerassel danach noch:, so daß die Obristin, Angelika, alle von ihren Sitzen emporfuhren und entsetzt nach dem Vorsaal hinstarrten *E*. Die Partie des Serapionsbrüder-Gespräches Z. 6 v. u. bis S. **123** Z. 15 v. u. (fort.") fehlt natürlich in *E* **124** Z. 10 f. v. u. nicht zu regen] zu Jegen Drf. *E* **127** Z. 9 v. o. die] alle *E* **128** Z. 14 v. o. war danach noch: aber *E* **129** Z. 1 v. o. hätten Drf. *E* Z. 3 v. o. Obriste *E* **130** Z. 4 v. u.

Obriste *E* **131** Z. 1 v. o. Obriste *E* Z. 10 v. o. Obriste *E* **132** Z. 6 f. v. o. unbeschreibliches] unüberschreibliches wohl Drf. *E* **133** Z. 5 v. o. Obriste *E* Z. 10 v. u. Obriste *E* Z. 8 v. u. wie einer, der ringt] wie einer ringt *E* **134** Z. 6 v. o., 11, 10 v. u. Obriste *E* Z. 1 v. u. Zorn Drf. *E* **135** Z. 4, 8 v. o. Obriste *E* **136** Z. 14, 1 v. u. Obriste *E* **137** Z. 17 v. o. Obriste *E* **138** Z. 16 v. o. um] und *E* Z. 16 v. u. sein zu können] seyn könne *E* Z. 15 v. u. Gläser] Glas *E* Z. 11 v. u. Obriste *E* **139** Z. 3, 10 v. o., 8 v. u. Obriste *E* **140** Z. 6 v. o., 13, 5 v. u. Obriste *E* **141** Z. 14, 2 v. u. Obriste *E* **143** Z. 12, 8 v. u. Obriste *E* **144** Z. 13 v. o., 14, 11 v. u. Obriste *E* Z. 2 v. u. tiefer] größter *E* **145** Z. 15 v. o. lispelte *E* **146** Z. 14 v. o., 11 v. u. Obriste *E* **147** Z. 15 v. u. Obriste *E* **148** Z. 13 v. u. schwürigen *E* Z. 10 v. u. können *E* **151** Z. 9 v. o. altväterische] altväterliche [Drf.?] *E* **153** Z. 5 v. u. Marguerite *E* **154** Z. 5 v. u. hoffte] hoffe Drf. *E* **156** Z. 8 v. o. des Grafen fehlt *E* Z. 17 v. o. Obriste *E* Z. 2 v. u. darin] darum Drf. *E* **157** Z. 4 v. o. diese?" Danach die Unterzeichnung des Autors: E. T. A. Hoffmann *E*.

(Das Fräulein von Scuderi) **168** Z. 2 v. o. Vierzehnten. Danach noch: Von E. T. Hoffmann, Verfasser der Phantasiestücke *T* **173** Z. 13 v. u. teuflischste] teuflische wohl Drf. *T* **174** Z. 1 v. o. Tod danach noch: immer *T* Z. 2 v. u. Muster] Meister Drf. *T* **175** Z. 9 v. u. einem] einen *T* **176** Z. 3 v. u. Saint] St. *T* **179** Z. 14 v. o. in] den Drf. *T* **180** Z. 16 v. o. Fern *T* Z. 16 v. u. schreie] schrie *T* Z. 11, 8, 7 v. u. fünfzehn *T* Z. 10 v. u. ruft] schreit *T* **182** Z. 6 v. o. klagen *T* Z. 8 v. u. konnt *T* **183** Z. 6 v. u. Feigheit] Freiheit Drf. *T* **184** Z. 17 v. o. eingebundene *T* **186** Z. 14 v. o. wohl danach noch: und *T* Z. 16 v. u. stand] stund *T* **187** Z. 13 v. o. die] den *T* Z. 11 v. u. fünfziger *T* **189** Z. 8 v. o. wirft sich] reißt ihn *T* Z. 10 v. u. anrücken] anreuten *T* **190** Z. 11 v. u. Sonderling] Sonderlich *T* **193** Z. 11 v. u. Kiekindiewelt] Kick in der Welt *T* vgl. auch in den Druckfehlerverbesserungen. **194** Z. 9 v. o. Verdammlichen *T* **196** Z. 11 v. o. sie] es *T* Z. 12 v. o. werde] will *T* Z. 7 v. u. hineingeengt] hineingemengt *T* **199** Z. 13 v. o. Thüre *T* Z. 10 v. u. heftig] hastig *T* **201** Z. 1 v. u. ruhig] richtig *T* **202** Z. 6 v. u. unter andern] unter allem Greuel *T* **203** Z. 1 v. o. Fünfzehn *T* Z. 11 v. o. ist nachgestellt nach: Lüge (Z. 12 v. o.) *T* Z. 7 v. u. alten davor noch: allen *T* **205** Z. 10 v. o. spähe] spräche Drf. *T* **208** Z. 16 v. u. Tugend] Rechtschaffenheit *T* **209** Z. 15 v. u. alles bekennen danach noch:, was auf ihm lastet *T* **213** Z. 9 v. o. Tod *T* Z. 7 v. u. freilich davor noch: mir *T* **214** Z. 12 f. v. u. Bundes. Cardillac *T* **215** Z. 0 v. u. Marienbild *T* **217** Z. 10 v. o. steinerne *T* **219** Z. 15 v. u. Schwürigkeit *T* **222** Z. 10. v. o. geprägtes] gemeinnütziges *T* **227** Z. 6

v. o. jener Drf. *T* Z. 4 v. u. kamt] kommt *T* 228 Z. 10 v. o. Euere *T* Z. 13 v. u. gewahrte *T* 231 Z. 3 v. o. hoffte *T* Z. 5 v. u. Ausmittlungen *T* 232 Z. 15 v. u. überlaufe] überlaste *T* 233 Z. 9 v. u. schwiegt] schweigt *T* 234 Z. 8 v. o. unserer aller Kehlen] unsere alten Kehlen Drf. *T* 235 Z. 2 v. u. Nachforschung *T* Z. 1 v. u. Rechtsspruch] Rathsspruch *T* 236 Z. 6 v. o. schwürigste *T* Z. 15 v. o. Robe] Farbe *T* 238 Z. 8 v. o. bedurft] bedürft *T* 240 Z. 6 v. u. sagt *T* 242 Z. 13 v. u. Chanvalon] Chamvalon *T*.

(Spieler-Glück) 246 Z. 7 v. o. Spieler-Glück Danach noch: Von E. T. A. Hoffmann *U* 248 Z. 2 v. o. bald davor noch: dann *U* 256 Z. 2 v. u. ihre Arbeiten] ihr Arbeiten *U* 258 Z. 16 v. u. der] den Drf. *U* 259 Z. 6 v. u. bezahlt] gezahlt *U* 260 Z. 15 v. u. gibt's danach noch: noch *U* 267 Z. 3 v. u. Geahndete] Geahnte *U* 270 Z. 17 v. o. bedrohlichen] bedenklichen *U* 275 Z. 15, 11, 10, 7, 5, 2 v. u. Obriste *U* 276 Z. 15 v. u. Obriste *U* 277 Z. 9, 12, 14, v. o., 13, 5, 3 v. u. Obriste *U* Z. 11 v. u. Thüre *U* Z. 2 v. u. fort, man *U*.

(Der Baron von B.) 285 Z. 9 v. u. Ich davor an Stelle der Worte Cyprians, Z. 15 v. o. bis Z. 10 v. u., noch: Der Baron von B. [als Überschrift] Der Baron von B., welcher sich ums Jahr 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt, war wol eine der wunderlichsten Erscheinungen in der musikalischen Welt, die es jemals gegeben: das, was der Schreiber dieses aus dem Munde eines großen weltberühmt gewordenen Violinspielers über jenen merkwürdigen Mann erfuhr, scheint der öffentlichen Mittheilung in diesen Blättern nicht unwerth. *MZ* Z. 5 v. u. Haak] Haack, so die Schreibung stets in *MZ* 287 Z. 8 v. u. unerfahrner *MZ* 291 Z. 12 v. o. mir] mich *MZ* 292 Z. 14 v. o., 15 v. u. Schnörkler] Schnöckler *MZ* Z. 17 v. o. Pülsen *MZ* Z. 1 v. u. sein werde fehlt *MZ* 295 Z. 11 v. u. die Brille] Brill *MZ* (was der bekannten Hoffmannschen Redewendung mehr entspricht) 297 Z. 10f. v. u. Dukaten. – Danach noch: Das war es, was der wackre Violinspieler, dessen Name in der musikalischen Welt glänzt, dem Schreiber dieses über den Baron v. B. mittheilte. Es früge sich, ob mancher unsrer jetzigen Virtuosen, der sich weit erhaben über jegliche Lehre dünken möchte, sich doch nicht noch einen Unterricht gefallen lassen würde auf die Weise, wie ihn der Baron von B. zu ertheilen pflegte. *MZ*.

C. Anmerkungen.

S. 3 Theodor, den ein lange bekämpftes Übel doch zuletzt auf das Lager gebracht Vgl. Anm. zu S. 5.

S. 4 das Leben – ebenso erschien wie dem melancholischen Prinzen

Hamlet, nämlich ekel, schal und oberflächlich Vgl. Shakespeare, Hamlet, Aufz. 1 Sz. 2: „Wie ekel, schaal und flach und unerspriesslich / Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt" (nach A. W. Schlegel).

S. 5 Theodors Krankheit — die ihn dem Grabe nahebrachte In seiner Biographie (1. Aufl. 1823, Th. II, S. 137) erzählt Hitzig: „Im Frühjahr 1819 war er [Hoffmann] nämlich schwer erkrankt, an einem Unterleibsübel mit gichtischen Zufällen." In seinem Brief an Speyer vom 1. Mai 1820 (vgl. Briefw. II, 402) schreibt Hoffmann, dass er im Frühling des vorher gehenden Jahres zum Tode erkrankte und zwar infolge zu grosser Anstrengung in der Arbeit und an einer enormen Erkältung, die er sich nach einer feierlichen Cour bei Hofe, in Uniform (Schuhen und Strümpfen), ohne Überrock auf dem eiskalten Corridor des Schlosses auf den Wagen wartend, zugezogen habe: „Verhärtung im Unterleibe — gichtischer Zustand ppp." In Briefen an Enoch Richter und Stephan Schütze (Briefw. II, 336, 343) spricht er von einem nervösen Fieber. — Vinzenz — gackert sein Liedchen Vgl. im zweiten Bande der „Serapionsbrüder" (Bd. VI, S. 5): Vinzenz-Koreff trägt alles, was er sagt, mit „hellem, beinahe schneidendem Ton und einem höchst drolligen Pathos" vor. Auch wird Vinzenz als unmusikalisch oder zum mindesten als musikalischer Laie gezeichnet (ebenda S. 194).

S. 6 dich mit einem Organism ausstattete, stark genug, dergleichen Krankheit — zu überstehen 3 Jahre später war Hoffmann nicht mehr unter den Lebenden. — psychisch ist er niemals recht krank gewesen, und so lange der Geist sich aufrecht erhält u. s. w. Bekanntlich war Hoffmann bei krankhaften Zufällen, ja selbst in ernstlichen Erkrankungen, besonders fieberhaften Zuständen, von einer ganz eigenartigen geistigen Regsamkeit. So berichtet Hitzig von einem schweren Nervenfieber, das Hoffmann im Frühling 1807 zu Warschau befiel. In der grössten Fieberhitze setzte er dem ihn besuchenden Advokaten Kuhlmeyer die Schönheiten der Zauberflöte auseinander „mit einem Feuer der Beredsamkeit, das den Zuhörer vor Erstaunen nicht zu sich kommen liess." Am 12. August 1813 berichtet er aus Dresden dem Buchhändler Kunz von einem Ruhranfall, der ihn körperlich, aber nicht geistig niedergeworfen. „Lassen die unsäglichen Schmerzen, die ich noch zuweilen leide, nur etwas nach, so bin ich bei der besten Laune", gesteht er während einer starken Erkältung mit heftigen rheumatischen Beschwerden im März 1814. Ja, er entwirft während der Krankheit allerlei lustige Zeichnungen, die ihn gegen den Schmerz im Gleichgewicht halten sollen. Neue Ideen, so der Plan zu den Elixieren des Teufels, erstehen ihm in solchen Zuständen. In dem an vorstehender Stelle erwähnten Nerven-

fieber soll ihm nach Hitzig die Anregung zu „Klein Zaches“ gekommen sein (vgl. unsern IV. Bd. S. LXXXIII). Mit vollem Recht sagt daher Hoffmann, wie sich noch anderweitig belegen liesse, auf S. 7 daß er oft, war nur der Schmerz vorüber, sich in tollen Späßen erlustigte, wie er denn auch die seltene geistige Kraft besaß, sich manchmal seiner Fieberfantasien zu erinnern. Diesem seltenen Geiste gebar der Schmerz das Exotische, und der Kern mancher fantastischen Erzählung, mancher seltsame Einfall entstanden in solchen morbiden Zuständen. —

S. 7 Die schönsten, reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen — sind alte Chroniken Für den „Kampf der Sänger“, „Meister Martin“ war eine solche die Wagenseilsche Chronik. — er lief jeden Tag nach der öffentlichen Bibliothek In einem Billett vom 27. Januar 1819 bittet Hoffmann Chamisso, ihm auf der königlichen Bibliothek einige Bücher zu besorgen, da ihn gehäufte Arbeit hindere, selbst hinzugehen. Soviel ich weiss, ist dies der einzige Beleg für Hoffmanns Inanspruchnahme der Königl. Bibliothek. Meist wandte er sich in Bedarfsfällen an den Leihbibliothekar F. Kralowsky in der Jägerstrasse (vgl. in den „Vorbemerkungen“ bei Nennung der Quellen für „das Fräulein von Scuderi“). — von nichts anderm zu hören als von Krieg und Pestilenz, von Mißgeburten, Stürmen, Kometen, Feuer und Wassersnot, Hexen, Autodafés, Zaubereien, Wundern, vorzüglich aber von den mannigfachen Taten des Gottseibeiuns! der bekanntlich in allen alten Chroniken eine starke bedeutende Rolle spielt Das alles trifft vorzüglich auf das unten erwähnte Microchronicon Marchicum von Peter Hafftiz zu, aber auch alle andern Chroniken bis in das 18. Jahrhundert hinein stecken voll dieser Dinge und geben unzählige Beweise des krassesten Aberglaubens. Nur als kleine Proben führe ich ein paar Beispiele aus der vierten Edition der „Neu-augirten und continuirten Chronica Gottfried Schultzens“ (Lübeck 1654) an. Kurz nach einem rein historischen Bericht heisst es unter den Merkwürdigkeiten des Jahres 1651: „(Wunder) Zu Weisskirchen in Mähren brachte eine Jüdin ein todtes Kind und einen lebendigen Elephanten, welcher dem Kinde das Fleisch an einer Seiten gantz weg gefressen, zur Welt. Wie aber die Jüden den Elephanten mit heiss siedend Wasser begossen, starb er davon.“ Ein Wunder aus dem Jahre 1652: „Zu Breslau flogen 100 Feuerkugeln, davon eine niederfiel und grossen Dampff und Rauch verursachte, über die Stadt. Auch sahe man am Himmel 2 grosse Kriegesheer gegen einander streiten.“ Aus dem Jahre 1653: „In Prage sahe man des Abends umb 9 Uhr ein

Wunderzeichen am Himmel in gestalt eines Armbrusts mit einem darauff liegendem Pfeil und einer grossen fewrigen Ruhten, hinaus gegen Mitternacht gerichtet." Unterm Jahr 1650: „Zu Edenburg genass ein Weib ein Kind, welches 2 Köpffe, aber nur einen Fuss hatte. Item zu Gartz, welches 2 Meilen hinter Crembs im Walde liegt, brachte ein Weib ein Kind zur Welt, welches dem Teuffel (Gott behüte uns dafür) gantz ehnlich sahe."

S. 8 **um Teufeleien nebst ihrem Anhang, ohne die eine kurze Zeit hindurch kein Novellist fertig werden konnte** Dieser Vorwurf trifft besonders die Unterhaltungsliteratur der achtziger und neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Man braucht nur an die Ritter- und Geisterromane von Veit Weber, Carl Gottlob Cramer, Christian Heinrich Spiess, Friedrich Schlenkert, Christian August Vulpius, Heinrich Zschokke u. v. a. zu denken. — **daß ich seine Erzählung ‚der Kampf der Sänger', die ich damals — schützte, für ein durchaus verfehltes Machwerk halte** Vgl. in unserm Bd. VI, S. 73 ff. und in den ‚Vorbemerkungen' S. XV, XXVII ff. — *Aide de Camp* General-Adjutant.

S. 9 **Des Schöpfers von ‚Nußknacker und Mausekönig'** Vgl. in unserm Bd. V (der Serapionsbrüder Erster). — *Hafftitii Microchronicon berolinense* Der Titel lautet richtig: Microchronicon Marchicum, wie auch Hoffmann selbst S. 60 Z. 12 f. v. u. richtig schreibt. Der Verfasser Peter Hafftiz (geb. um 1525 zu Jüterbog, gest. um 1602 in Berlin) war Rektor der Nicolai- und Marienschule zu Berlin bis zum Jahre 1574. Bei der Umwandlung der Nicolaischule in das Gymnasium zum grauen Kloster ging H. seines Amtes verlustig. Sein bedeutendstes Werk war das Microchronicon, dessen Wert neuerdings stark herabgesetzt wird. Schwarze (in der Allg. deutsch. Biographie, Bd. X S. 320 f.) nennt es geradezu ein Plagiat: „Er [Hafftiz] kompilierte das Microchr. unmittelbar, nachdem das Breviarium rerum Marchicarum des Andreas Angelus im Jahre 1593 erschienen war und legte dieses fast wörtlich für die Jahre 1426—1592 zu Grunde." Die Zusätze über Berliner Ereignisse und die Mitteilungen über Kohlhase, die allein auf Hafftizens Rechnung kommen, werden aber als wertvoll anerkannt. „Für den 1. Theil seines Werkes," schreibt Schwarze, „d. h. bis z. J. 1425, hat H. unmittelbar aus derjenigen Quelle geschöpft, welche auch dem entsprechenden Zeitraum des Breviariums zu Grunde liegt, nämlich aus der zeitgenössischen [ungedruckten und verlorenen] Chronik des Engelbert Wusterwitz. Dadurch, dass Hafftiz dieselbe ausgiebiger als Angelus nicht bloss im Breviarium, sondern auch in seinen ausführlicheren ‚Annales Marchiae Brandenburgicae', 1598, benutzte, hat er ein schätzbares Material zur Rekonstruktion jenes leider nur in diesen

Fragmenten erhaltenen Werkes geliefert und seinem Microchr. einen von ihm selbst ungeahnten Wert verliehen.“ Auch Otto Pniower nennt das Microchr. eine „ziemlich plumpe Kompilation“. In einem Separatabdruck aus der Festschrift zur dritten Säcularfeier des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster: „Zur Erinnerung an Peter Hafftitz von W. Hartmann“ (Berlin, 1874) heisst es S. 6f.: „Dass Hafftitz in diesem Theile Wusterwitz ausgeschrieben [dem ersten, s. o.], ja dessen Geschichte der Mark, welche die Zeit von 1388 bis 1423 umfasst haben soll, für sein Werk ausgegeben habe [vgl. J. C. W. Moehsen, Beiträge z. Gesch. d. Wissenschaften i. d. Mark Brandenburg. Berlin u. Leipzig 1783, S. 13], ist eine böswillige, völlig unbegründete Insinuation; dass er ihn aber fleissig benutzt hat, ist aus seiner Uebereinstimmung mit Angelus, der Wusterwitz häufig als Quelle anführt, ersichtlich.“ Hafftizens Microchronicon wurde von ihrem Verfasser handschriftlich verbreitet. Es ist in vielen Exemplaren vorhanden, deren Fassungen aber vielfach voneinander abweichen. (Die erste Abfassung fällt in das Jahr 1595; spätere Notizen erstrecken sich bis in den August 1600.) Hartmann vermutet (a. a. O. S. 5), dass Hafftiz aus den Abschriften seinen Unterhalt gezogen und den Druck wegen der gleichzeitigen Erscheinung der Werke des Angelus für wenig gewinnbringend gehalten habe. Bis in die neuere Zeit blieb das Werk ungedruckt. Der erste Abdruck einer älteren Handschrift findet sich in „Riedel’s Codex diplomaticus Brandenburgensis“ (IV. Haupttheil. 1. Bd. Berlin. G. Reimer. 1862, S. 46—167), doch sind hier die sehr ausführliche Einleitung und die Widmung ausgelassen. Hoffmann benutzte wahrscheinlich eine alte Abschrift aus der Königlichen Bibliothek zu Berlin, worüber in den „Vorbemerkungen“ zu lesen. Für unsere Anmerkungen genügt Riedels Abdruck, der mir hier in München allein zugänglich, sowie die handschriftliche Kopie eines alten Manuskriptes von Friedrich Zander, geschrieben im August 1824, die sich in meinem eigenen Besitz befindet. Der Titel lautet anders als bei Riedel: „Micro-Chronicon Marchicum, das ist: Ein kurz Jahr-Zeitbüchlein, darin der Mark Brandenburg Zustand, ehe denn die Familie der Burggrafen zu Nürnberg dieselbe bekommen, wann und wie sie dazu gekommen, wie sie aufeinander succediret und was für denkwürdige Geschichten bey ihrer Regierung vom 1388ten Jahre nach Christi Geburt bis auf die jetzige Zeit sich allenthalben darinnen begeben und zugetragen haben, gründlich und eigentlich verfasset ist durch M. Petrum Haftitium, weyland Rectorem beyder Schulen zu Berlin u. Cölln a/Spr. Anno Domini MDXCVII.“ Die Handschrift steht sehr schön und leserlich auf starkem Papier. Die Orthographie und Schreibart ist offenbar modernisiert. — In diesem Jahr

wandelte auch der Deuvel öffentlich auf den Straßen von Berlin, folgte den Leichenbegängnissen und gebehrdete sich traurig 2c. Ich kann mich nicht enthalten, hier ein besonderes Kuriosum zu vermerken: Auf den beiden Titelblättern der im Jahre 1824 zu Edinburgh und London erschienenen Übersetzung von Hoffmanns Elixieren des Teufels s. t.: „The Devils' Elixir" steht als Motto zu lesen: „In diesem Jahre wandelte auch der *Deuvel* öffentlich auf den Strassen von Berlin. — — Haftit Microc. Berol. p. 1043." Darunter dasselbe in englischer Übersetzung. Sollte man so etwas für möglich halten? — Die Stelle selbst lautet bei Hafftiz unter dem Jahre 1551 (nach Riedel S. 112): „In diessem Jahre ist der Teufel an vielen örtern bey der nacht sichtlich auf der gassen gangen, hat an Thüren geklopft, offte weisse Todtenkleider angehabt, Ist mit zum begrebnis gangen und sich trawrig gestalt, hat auch offte andere geberde gehabt und die Leute erschreckt." Hoffmann zitiert fast wörtlich so die Stelle im ersten Drucke der „Brautwahl" (vgl. in den Lesarten auf S. 306, zu S. 60 Z. 13 ff. v. u.). Hier ist die Schreibung Teufel, nicht wie oben Deuvel, die auch Hafftiz nicht hat, selbst nicht in der Foliohandschrift Nr. 23 (vgl. d. Vorbem.). — jene seltsame Laune des Teufels — mit einer greulichen Mißgeburt und einem noch greulicheren Hexenprozeß in die angenehmste artigste Verbindung gesetzt hat Tatsächlich bilden diese drei Berichte aus dem Hafftiz die Materialien, aus denen Hoffmann seine kleine Erzählung konstruiert hat (vgl. unten). — was, die ‚Nachricht aus dem Leben eines bekannten Mannes', die ich längst vernichtet glaubte Hier ignoriert Hoffmann ganz die Tatsache, dass die Erzählung bereits im Freimüthigen gedruckt war. Der Titel lautet dort nur: „Aus dem Leben eines bekannten Mannes" (vgl. bei den „Vorlagen" auf S. 301).

S. 10 ein schönes Wams mit Zobel verbrämt, weite Pluderhosen und geschlitzte Schuhe Also das Kostüm der Zeit. Donna, gebietet doch nur u. s. w. Dieselbe gezierte Sprache, wie wir sie aus den Romanen des 17. Jahrhunderts kennen, z. B. aus der „Asiatischen Banise" (vgl. in unserm III. Bande S. 440, Anm. zu S. 325).

S. 11 wenn bald ein Ratsherr, bald ein Pfaff — mit dem Fremden hopste Dieses komische Bild ist wohl durch einen Totentanz inspiriert. — daß er nachts umherging auf den Gassen u. s. w. Vgl. Anm. zu S. 9. — bei den Hochzeiten der Bürger, die damals gar stattlich auf dem Rathause ausgerichtet wurden Vgl. die Anm. zu S. 34.

S. 12 des Ratsherrn Walter Lütkens Ehefrau Dieser Name, niederdeutschen Ursprungs, nicht bei Hafftiz. In der von mir für Anm. zu S. 7 herangezogenen Chronik Gottfried Schultzens findet sich ein Preisgedicht „Ehrensäule" des Hamburger „Gekrönten Poeten, auch Schreib- und Rechenmeisters" Christoph Lemke auf den 1654 zum Bürgermeister ernannten Ratsherrn Peter Lütkens in Hamburg. — Im Anfang des 18. Jahrhunderts lebte ein Theologe Lütkens in Berlin, zu Hoffmanns Zeit ein Landschaftsmaler Lütke.

S. 13. Herr Junker Bekanntlich lässt sich der Teufel gerne so nennen (z. B. Juncker Voland). In Franciscis „Höllischem Proteus" (Nürnberg, 1690) finden sich die Titulaturen: Juncker Hans, Juncker Caspar, Juncker Hanns Bastian, s. dort S. 837 „Die gespenstische Buhlschafft", die von des Teufels unzüchtigen Liebeshändeln berichtet. Auch hier naht der Teufel seinen Auserwählten in sehr geschmackvoller Kleidung, bald hat er einen „grossen hofmännischen Rock an, auch Federn auffm Hut", bald hat er „einen grossen schwartzen Bart gehabt und einen blauen Hut mit roth- und weissen Federn; einen hübschen Fuss; der andre Fuss aber wäre ein Pfote gewest mit blauen Strümpffen", ein andermal trägt er schwarze Kleider, einen schwarzen Hut mit gelbem Federbusch und rote Strümpfe (leider wird auch hier wieder ein Kühfuss vermerkt), zuletzt erwähne ich noch die Ausstattung mit grauen Kleidern und Hut mit braunem Federbusch, gelben Strümpfen, wobei der rechte Fuss der eines Esels gewesen. Diese Personalbeschreibung wie auch das Zugeständnis einer „ganz unmenschlichen Unzucht" mit dem „höllischen Galan" und die Schilderung der unausbleiblichen Folgen (die weissen Elben, die spitzige Schnäbel und schwarze Köpfe haben und wie junge Raupen hin- und herkriechen) stammen von den durch die Folter mitteilsam gemachten Auserwählten des Satan her (hauptsächlich aus: Carpzovs Nova Practica rerum criminal.). In einem ähnlichen Hexenverhältnis scheint die Barbara Roloffin (bei Francisci wird eine Barbara Weiss genannt) zum Teufel zu stehen oder gestanden zu haben, Hoffmann vermeidet aber wohl mit Rücksicht auf das empfindliche Lesepublikum alle weiteren Anspielungen, während die alten Autoren wie Prätorius und Franscisci an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der Schluss der Hoffmannschen Geschichte klärt dagegen die Beziehungen der Roloffin zum Satan ziemlich auf. Ob bei der Herstellung des Wechselbalges dieser seiner traditionellen Rolle auch in bezug auf Frau Lütkens treu geblieben, deutet jedoch Hoffmann in keiner Weise an, man hat im Gegenteil den Eindruck, als ob der Teufel sich diesmal nur auf eine rein psychische Einwirkung beschränkt hätte. Dabei aber wird die Entfernung der alten

Wehmutter (ihre Aussage auf der Folter ist ohne Bedeutung) nicht gut motiviert und die ganze Anekdote scheint ohne rechte Pointe, so dass mir die „rege Selbstironie“ und der „süsssaure Blick“ Lothars bei Beendigung seiner Geschichte ganz am richtigen Platze dünkt, im übrigen aber wird das, was ich in den „Vorbemerkungen“ sage, zu Recht bestehen bleiben können. — **Das Ding war ganz kaſtanienbraun, hatte zwei Hörner, dicke große Augen, keine Naſe** u. s. w. Dieser Passus stammt ziemlich wörtlich aus dem Hafftiz, er steht dort kurz vor der Mitteilung über den Teufel und lautet bei Riedel: „Dis Jahr ist bey Witstock zu Tannenwalde ein Kind Jung [=geboren] worden, das gantz und gar Castanien braun gewessen, hat 2 hörner, dicke grosse augen, eine krumme Nase, weites Maul, weisse verkerte Zunge und keinen halss gehabt, der Kopf ist Ihme an Schultern gestanden, der Leib gar reudig [in der Zanderschen Abschrift steht: der Leib ist rund], runtzlich und geschwollen gewesen. Die Arme haben an Lenden gehangen, hat dünne Schenkel gehabt und an stadt des Nabels einen langen darm bis auf die Füsse.“ Diese Mitteilung über den Nabel lässt Hoffmann fort, wie auch Zander in seiner Abschrift dafür ein u. s. w. setzt. Sonst übernimmt Hoffmann die Stelle fast wörtlich und zieht nur als gewandter Karikaturist das gänzliche Fehlen der Nase einer krummen Nase vor, wodurch das kleine Monstrum entschieden an Drolligkeit gewinnt.

S. 14 **daß nach einiger Zeit ſich um die Mittagsſtunde ein grauſames Wetter und ungeſtümer Wind erhob** Hafftiz schreibt ebenfalls unterm Jahr 1551 (bei Riedel S. 113): „Den 16. Junij, zwischen 1 und 2 Uhren des Morgens, hat sich ein grausam Wetter erhoben und in St. Niclas Kirchspitze zum Berlin eingeschlagen“ u. s. w., unterm Jahr 1552 (bei Riedel S. 115): „In diessem Jahre, kurtz nach Laurentii, ist ein solcher unerhörter wind zu Berlin gewesen, dass er die Ziegelscheune für dem Spandoischen Thore eingerissen“ u. s. w. — **wie die Barbara Roloffin — brauſend durch die Lüfte — hinweggeführt — wurde** Wohl eine Anspielung auf die vermeintliche Leichtigkeit der Hexen (vgl. Wasserprobe und Hexenwage). — Eine amüsante Geschichte, wie eine Hexe vom Teufel durch die Lüfte davongeführt wird, die zu lang ist, um hier abgesetzt zu werden, in W. E. Tentzels „Curieuser Bibliothec“ (Franckfurt und Leipzig 1704) S. 75ff.

S. 15 **mit zwei andern Hexen aus Blumberg, denen vor einiger Zeit der teufliſche Galan den Hals umgedreht, viele Chriſtenkinder geſchlachtet und gekocht, um Teurung im Lande zu erregen** Diese Stelle ist aus zwei Hafftizischen Mitteilungen zusammengesetzt. Unterm Jahre 1552, kurz nach der Nachricht

über den unerhörten Wind, heisst es (bei Riedel S. 115): Eben umb diesse Zeit ist auch eine alte Wettermacherin von Blumberg für Berlin gebrandt, und do das fewr angangen, ist eine Weihe, so zuuor umbs fewer geflogen, hinneingefallen und so lange, dass man ein Vater unser indes hette beten mögen, darin geblieben und nachmals ein stück von Ihrem Peltze, einer Ellen lang, mit sich hinweg gefürt, dass alle, so dabey und uber gewesen, es dafür gehalten, dass Sie der Teufel hinweg gefürt habe." — Unterm Jahre 1553 ist (bei Riedel S. 116) vermerkt: „In diessem Jahre sind 2 Zauberinnen zu Berlin verbrandt, welche in der Tortur [in Zanders Abschrift: in der Urgicht] bekant, dass Sie ein Christen Kind gestolen, zerstückt und gekocht hetten, tewrunge im lande damit anzurichten." — **eine große schwarze Fledermaus** Hoffmann zog diese Verwandlung des Teufels offenbar vor, die Quelle für die ganze Schlussszene liegt in der vorstehenden ersten Hafftiz'schen Mitteilung.

S. 17 **Brill auf der Nase** Die bekannte Lieblingsredensart Hoffmanns nach Shakespeare. Vgl. unsern Bd. IV, S. 275, Anm. zu S. 5. — **der ehrliche alte Hafftiz** Vielleicht hatte Hoffmann diese Bezeichnung von dem königl. Bibliothekar Wilken, den er wohl kannte und oft zu Rate gezogen haben mag. In dem von mir für die Anmerkung zu S. 7 herangezogenen Billett Hoffmanns an Chamisso heisst es bei der Bitte um die Besorgung einiger Bücher: „Spicker und Wilken werden gewiss nähere Auskunft geben können." W. Hartmann sagt in seiner kleinen Abhandlung über Hafftiz (vgl. in Anm. zu S. 9) auf S. 6: „Der verdiente Historiker Wilken, ein gründlicher Kenner der Brandenburgischen Geschichte, legte nicht geringen Werth auf die Chronik des ‚treuen ehrlichen Hafftitz'." Und so sagt auch Hartmann selbst: „Mag Hafftiz sich in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen zeigen, dennoch tritt überall seine treuherzige, streng rechtliche Lebensanschauung hervor." Von Wilken erschien im Berliner „Historisch-Genealogischen Kalender" auf 1820 eine grössere Arbeit: „Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts" (220 Seiten), also gleichzeitig mit Hoffmanns „Brautwahl" in dem auch von der Kgl. preuss. Kalender-Deputation herausgegebenen „Berlinischen Taschenkalender auf 1820" (vgl. die Ausführungen von Friedrich Holtze in „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins", Heft XLIII [Berlin 1910] S. 46ff).

S. 18 **Vor ein paar Jahren fielen mir über Hexerei verhandelte Originalakten in die Hände** Vgl. G. C. Horst, Zauber-Bibliothek (Mainz 1826) Th. III. Dritte Abth. No. II: „Extrahirte Hexen-Bekenntnisse und Hexen-Urtheile, nach den noch ungedruckten Original-Acten abgedruckt, sämmtlich aus der ersten Hälfte des sieben-

zehnten Jahrhunderts." In diesem Werk auch weiterhin reiches Material, dsgl. vgl. Gustav Roskoff, Geschichte des Teufels, Leipzig 1869. Bd. II, Dritter Abschnitt: „Periode der gerichtlichen Hexenverfolgung", ferner: Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. Zwei starke Bände. München bei Georg Müller, o. J. [1912] u. v. m. — Salben, deren Gebrauch den menschlichen Körper in irgend ein Tier verwandelt Diese Salbe bestand aus den Leichen umgebrachter Kinder (vgl. Roskoff a. a. O. II, 218). — das unzüchtige Verhältnis mit dem unsaubern höllischen Galan Vgl. Anm. zu S. 13. — als niemand an der unmittelbaren Einwirkung des Teufels, an seiner sichtbaren Erscheinung zweifelte Deshalb machte Balthasar Bekker's „Bezauberte Welt" (1691—93. deutsch 1693), in der er als erster die Nichtigkeit des Zauberglaubens in seiner Gesamtheit darstellte und besonders die Lehre vom Teufel angriff, so ungeheures Aufsehen (vgl. Soldan-Heppe, hg. v. Bauer, Bd. II, S. 233 ff.). Noch am Ende des 18. Jahrhunderts stritt man sich heftig um die Existenz des Teufels. Mir liegt eben ein kleiner Sammelband vor, der eine Reihe von Schriften enthält, die auf H. Mart. Gfr. Kösters anonym erschienene „Demüthige Bitte um Belehrung an die grossen Männer, welche keinen Teufel glauben (3. Aufl. Giessen 1775)" antworten, wie es gerade eine Unzahl Schriften über das gleiche Thema aus dieser Zeit gibt (vgl. Grässe, Bibliotheca Magica et Pneumatica, Leipzig, 1843, S. 7 ff.).

S. 19 der schauderhaften Erzählung unseres herrlichen Tieck, ›Liebeszauber‹ benannt Vgl. in unserm Bd. III S. XV: Ein junges schönes Mädchen schlachtet mit Hülfe einer hässlichen Alten ein kleines Mädchen zu einem Liebeszauber, um auf diese Weise den Geliebten zu gewinnen. — Während meines Aufenthalts in W. besuchte ich das reizende Lustschloß L., von dem es irgendwo mit Recht heißt, es schwimme in dem spiegelhellen See wie ein herrlicher stolzer Schwan Das königl. Lustschloss Lazienki bei Warschau. Vgl. Hoffmanns Brief an Hippel vom 14. Mai 1804 (Hitzig. 1. Aufl. I, 313 ff.): „mich begeistern im Hain von Lazienki" . . . . . „Ein heiliger Hain umfing mich mit seinen Schatten! — ich war in Lazienki! — Ja wohl, ein jungfräulicher Schwan schwimmt der freundliche Pallast auf dem spiegelhellen See! — Zephire wehen wollüstig durch die Blüthenbäume — wie lieblich wandelt's sich in den belaubten Gängen! — Das ist der Aufenthalt eines liebenswürdigen Epikuräers!" . . . „Der König sollte mir Lazienki einräumen, da muss es sich ganz gut leben lassen!" Am 14. Mai 1807 schreibt er an Hitzig, dass er seine Briefe „auf dem Wege nach Lazienka" lese (I, 335). Vgl. auch (Friedrich Schultz)

„Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau" u. s. w. (Heft III, Berlin 1795, S. 84 ff.): „Diess Lazienka (zu deutsch Bad, Badehaus) liegt unterhalb Ujasdow und gehört dem Könige, der diese schöne Anlage ganz nach eignem Geschmacke hat ausführen lassen. Sie nimmt ein längliches Viereck ein, das auf der nördlichen Seite etwas schmaler ist, als auf der südlichen. Ein Kanal läuft der Länge nach hindurch und bildet, fast in der Mitte desselben, ein viereckigtes Becken, in welchem das Hauptgebäude des Gartens, ein Lustschloss, auf einer Erhöhung steht, die vom Wasser umgeben und durch zwey Brücken, die angezogen werden können, auf zwey Seiten mit dem Lande verbunden wird. Das Schloss selbst fällt höchst anmuthig in die Augen, weil es in einem sehr heitern und leichten Geschmack erbauet ist. Bey Mondenschein gesehen, besonders von der Brücke her, die über den Kanal führt, scheinen dessen schlanke Säulen leicht auf der Oberfläche des Wassers zu ruhen und, wenn der Wind den Wasserspiegel bewegt, unter der hellbeglänzten Masse, die sie emportragen, sanft zu erzittern. Die schwarzen Gruppen von Nadelholz, die auf beiden Seiten den Kanal beschatten, erheben das Malerische dieser Ansicht ungemein. — Das Innere dieses Pallastes ist ebenfalls sehr heiter, bequem eingerichtet und mit Geschmack möblirt" u. s. w.

S. 20 **wie aus einem deformierten Gemälde, dessen verstreute Lineamente sich nur einen, wenn man es durch ein besonders vorbereitetes Glas betrachtet** Hierüber reiches Material in Wiegleb's „Natürliche Magie" [vgl. Bd. III, Anm. zu S. 63] z. B. Bd. II, S. 117: „Auf einer platten Oberfläche eine deformirte Figur zu zeichnen, welche zwey verschiedene Bilder vorstellet, wenn sie gerade in einem conischen Spiegel von zwei Flächen gesehen werden." Ferner ebenda S. 126, 129, Bd. III S. 97ff., 102, Bd. IV S. 105 u. ö.

S. 21 **daß die wahrhafte teutsche Gemütlichkeit sich recht in der Art ausspricht, wie der leidige Satan dargestellt wird, im menschlichen Leben hantierend — aber dabei ist er doch ein ganz ehrlicher Mann** u. s. w. Der Teufelsglaube entwickelte sich erst im germanischen Mittelalter. Der Glaube an Elementargeister, Kobolde, Zwerge, Elfen vermischte sich mit den altchristlichen Vorstellungen vom Teufel und den Dämonen. Erst nach und nach entstand die bis dahin unbekannte humoristische Seite des Satans. Er nimmt Eigenschaften der Elementargeister an (Verschwinden, Verwandeln, Dienstfertigkeit gegen den Menschen u. s. w.). Als ehrlicher Mann zeigt er sich in dem Schwank vom ehrlichen Teufel in Paulis „Schimpf und Ernst" (Nr. 78). Cäsarius von Heisterbach (Cisterziensermönch, lebte im 13. Jahrhundert) berichtet in seinem „Dialogus miraculorum illustrium" eine Reihe

von Zügen, die des Teufels Ehrlichkeit dartun, so die Geschichte, wie der Teufel für einen Klosterdiener einen Weinberg bewacht, wofür er einen grossen Korb voll Trauben erhält, oder die, wie er sich in den Dienst eines jungen Edelmanns begibt, den er mit seltener Treue versieht (vgl. Geschichten von Teufel [nach Collin de Plancy]. Quedlinburg 1821 S. 19 ff., 23 ff.). — als dummer Teufel Hier ist an den „Wettkampf zwischen Teufel und Bauer" (Grimms Märchen, No. 189), an „Der Teufel und seine Grossmutter" (Grimms Märchen, No. 125) und an das bekannte Märchen vom klugen Schmied und viele ähnliche zu erinnern.

S. 22 der Charakter des teutschen Satans hat eine wunderbare Beimischung des Burlesken und, wie Hoffmann auf S. 16 sagt, einer drolligen Naivität, wofür ja Schwänke- und Sagenbücher, auch die Volksmärchen, reiches Material bieten. — denn in den neuen Teufelsspukgeschichten ist jene Mischung niemals geraten Vgl. Anm. zu S. 8. — oder das Grauenhafte, Unheimliche zerreißt das Gemüt Wie es Hoffmann vielleicht mit Lewis „Mönch" gegangen ist. Vgl. in unserm Bd. II S. XIV ff. — Fouqués meisterhafte Erzählung ‚Das Galgenmännlein' Enthalten in Fouqué's „Kleinen Romanen", Th. III, Berlin 1814, S. 101—166; zuerst unter dem Titel „Eine Geschichte vom Galgenmännchen" in: Pantheon 1810. Bd. I, S. 198—240. — gern einige Harnischmänner eintauschen Bekanntlich schrieb Fouqué eine Unzahl Rittergeschichten, deren berühmteste „Der Zauberring" (Nürnberg 1812) lange Zeit zu den beliebtesten Büchern gehörte (Bd. IV, Anm. zu S. 164). — die Geschichte vom Halbheller Das Galgenmännlein muss stets um eine geringere Summe verkauft werden, als die war, für welche es erstanden wurde, sonst holt der Teufel seinen Besitzer. Reichard, der Held der Fouquéschen Erzählung, versucht, da das Männlein durch Zufall für einen Heller, also die kleinste Münze, wieder in seinen Besitz gekommen ist, halbe Heller aufzutreiben, um es wieder los zu werden. Die Sage vom Heckethaler zeigt ein ganz ähnliches Motiv.

S. 23 den Stoff seines Galgenmännleins aus irgend einem alten Buch, aus irgend einer alten Chronik entnommen Sollte Fouqué für seine Erzählung nur durch Grimmelshausens „Galgenmännlin" (vgl. in unserm Bd. IV S. XCIX, Fussnote 2) angeregt worden sein, was mir nicht wahrscheinlich ist, so wäre seine Leistung aufs höchste zu bewundern. — Heinrich Kleist in seiner vortrefflichen, klassisch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas Sie erschien zuerst in Kleist's „Erzählungen" [Bd. I], Berlin 1810, S. 1—215.

S. 24 **in der Spandauerstraße** Sie führt vom Molkenmarkt nach der neuen Friedrichstrasse. — **auf den Türmen der Marien- und Nicolai-Kirchen** Die Marienkirche am neuen Markt, die Nicolaikirche an der Propstgasse, Molkenmarkt und der Spandauerstrasse gelegen, beide also in der Nähe von Tusmanns Wohnung (vgl. Rumpf, Berlin und Potsdam, Berlin 1804, I, 91 ff.).

S. 25 **aus der Königsstraße in die Spandauerstraße** Die Königsstrasse führt von der langen Brücke (vgl. S. 60, Denkmal des grossen Kurfürsten) bis zur Königsbrücke. — **an dem Turm des alten Rathauses** Das alte Rathaus lag an der Ecke der Königs- und Spandauerstrasse (vgl. des näheren im „Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam", Berlin bei Friedrich Nicolai, 1793, S. 1). Der Turm, 1583 erbaut, wurde zum Teil bereits 1819 abgetragen und fiel mit dem ganzen Bau 1861. Eine Abbildung des Turmes gab zuerst O. Pniower im „Archiv der Brandenburgia", Bd. 12 (Berlin 1907), S. 243. — **Reverberen** Reverbère ist eine mit einem Reflektor versehene Strassenlaterne. — **Ladentüre des Kaufmanns Warnatz** Wie auf der erwähnten Abbildung des Turmes zu sehen, hatte hier der Eisenhändler M. Warnatz sein Geschäft, der jedoch durch Leonhards Pochen nicht aus dem Schlafe geweckt werden konnte, da seine Privatwohnung sich am Holzmarkte befand. — **da will ich die Braut schauen** Vgl. die folg. Anm.

S. 27 **wenn — ein Kundiger zur eilften Stunde in der Nacht des Äquinoktiums hier unten an die Türe oder auch nur an die Mauer des Turms klopft, ihm oben am Fenster dasjenige Mädchen erscheint, das bis zum Frühlings-Äquinoktium die glücklichste Braut in Berlin wird** Ob es sich hier um eine Lokalsage oder um eine Erfindung Hoffmanns, vielleicht auch um eine Mitteilung des Kaufmanns Warnatz handelt, vermag ich nicht zu sagen. In Francicis „Höllischem Proteus" (s. Anm. zu S. 13) lässt eine alte Vettel ein junges Mädchen den künftigen Bräutigam im Christall sehen (S. 823 ff.). Etwas ähnliches finden wir in Hoffmanns „Goldnem Topf" (vgl. unsern Bd. I, S. 294, 295, ferner Bd. IV, Anm. zu S. 195). Weiterhin vgl. bei Francisci S. 808: „Die bestraffte Vor-Schau des Bräutigams" (als geeignete Zeit dazu wird die Andreas-Nacht [30. November] oder die Christnacht, als geeigneter Ort der Küchenherd oder ein Kreuzweg [wie im Goldnen Topf] angegeben). In J. G. Schmidts „Gestriegelter Rockenphilosophie" (vgl. II. Hundert. Chemnitz 1718) handelt das 4. Kapitel (S. 169) von folgendem Aberglauben: „Ledige Weibs-Personen, als Jungfern und Mägde, welche gern Männer hätten, die sollen in der Nacht vor St. Andreas Tage

St. Andresen nackend anruffen, so wird ihnen ihr künfftiger Liebster im Schlaffe erscheinen." Vgl. ferner ebenda das 10., 16. und 17. Kapitel und im VI. Hundert (1722) das 17. Kapitel, wonach die Jungfrau um Mitternacht des Weihnachtsabends an das Hühnerhaus klopfen und den Hahn befragen oder mit einem Holzscheit, mit einem Garnfaden oder gar mit einem Pfefferkuchen allerlei aufschlussgebende Manipulationen treiben soll. — Im Kapitel „Liebeszwang" teilt H. Frischbier in dem Schriftchen „Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preussen" (Berlin 1870, S. 159ff.) allerlei ähnliches mit. Als besondere Tage nennt er nur Johann (24. Juni), Andreas (s. o.) und Sylvester, das Äquinoktium wird nicht erwähnt. Um zu sehen, wie der zukünftige Mann aussieht, soll das Mädchen mit zwei brennenden Lichtern am Sylvesterabend vor den Spiegel treten und dreimal den Namen des Jünglings, den sie im Herzen trägt, rufen. Sieht sie im Spiegel sein Bild, wird er um sie freien, sonst grinst der Teufel ihr über die Achsel. Oder sie soll sich um Mitternacht des gleichen Tages nackt auf den Herd stellen und durch die Beine in den Schornstein oder ins Ofenloch sehen, dort wird sie den ihr bestimmten Bräutigam erblicken u. s. w. u. s. w. Auf die geheimnisvollen Einflüsse des Äquinoktiums soll Cagliostro, der in dieser Zeit seine meisten Arzeneien präparierte, viel gehalten haben (nach Elisa von der Recke's Mitteilungen. 1787). — **in das neue Weinstübchen auf dem Alexanderplatz** Dazu sagt Hoffmann im ersten Druck: „Das, irre ich nicht, das Sechs- oder Siebenundneunzigste ist, welches in unserer guten Stadt seit kurzer Zeit aufgegangen" (Vgl. in den Lesarten S. 304). Adolph von Schaden sagt in seinem gehässigen Werkchen „Berlins Licht- und Schattenseiten" (Dessau 1822) auf S. 154: „Weintrinker giebt es in Berlin nicht zu viel, die Zahl der Weinhäuser heisst Legio, und es herrscht eine wahre Wuth, dergleichen Institute zu etabliren. Glaser, Posamentire, Schlächter, mit einem Worte Jeder, der seines eigentlichen Geschäfts müde ist, — eröffnen Weinstuben. Dass bei solcher Gestaltung der Dinge nur sehr wenige Weinhandlungen prosperiren können, versteht sich am Rande; die wenigen soliden ältern halten sich, unter den neuern sind jene der Herren Lutter und Wegner und der Herren Hahn und Wollschläger die besuchtesten. Der erstere Ort ist der gewöhnliche Versammlungsplatz schöner Geister und genialer Künstler: häufig kann man dort den Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier (Hoffmann), den lebenslustigen, berühmten Mimen Devrient u. a. finden." Auf S. 58 im Kapitel „Schöngeister" sagt der beschränkte Schwätzer wenigstens für Hoffmann anerkennend: „Ausser T. A. Hoffmann und Jul. v. Voss

findet ihr hier [in Berlin] nur wenige, welche die Bahn der Mittelmässigkeit überschritten." — Über Weinhäuser vgl. auch Rumpf a. a. O., S. 529. — in einem Kaffeehause Die grosse Anzahl derselben betont Rumpf bereits im Jahre 1804.

S. 28 nur der stattliche Bart verriet den Juden, der alter Sitte und Gewohnheit treu geblieben Zu gewissen Zeiten des Mittelalters, als sonst das Barttragen abkam, trat für die Juden der Bartzwang ein. — wie man sich ums Jahr Eintausendsiebenhundertundzwanzig bis dreißig trug Offenbar eine Anspielung auf den Münzjuden Veit, der im Jahre 1721 mit einem Rückstande von 100 000 Thalern aus dem Leben geschieden war, ohne dass man Vermögen vorfand, aus dem diese fehlende Summe hätte ersetzt werden können. Da der Verbleib des Geldes nicht ausgemittelt werden konnte, wurde König Friedrich Wilhelm I. auf die gesamte Judenschaft zornig, die er mit dem Bann belegen liess. Ein neues Judenreglement war die Folge (vgl. A. B. Königs „Versuch einer Historischen Schilderung . . . . . der Residenzstadt Berlin". Berlin, 1796. Th. IV, Bd. 1, S. 104, auf welches Buch ich in Anm. zu S. 34 zurückkomme). Vorstehende Stelle bei Hoffmann, worüber in den „Vorbemerkungen" des weiteren nachzulesen, ist für die Deutung der Figur Lippold-Manasse's und ihrer Wandlungen von grosser Wichtigkeit. Vgl. auch Anm. zu S. 36f. — dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts an Vgl. die Anm. über Turnhäuser (1582) zu S. 45.

S. 29 eine Flasche des ältesten Franzweins Über die aus dem ersten Druck der „Brautwahl" hier gestrichene Stelle (Lesart auf S. 304) vgl. bei der Auseinandersetzung über Tusmanns Ähnlichkeit mit dem Holzschneider Gubitz in den „Vorbemerkungen".

S. 30 könnten Sie mit Fug und Recht Professor bei der Akademie der Künste sein Vgl. an gleicher Stelle wie für die Anm. zu voriger Seite.

S. 31 Kurzer Entwurff der politischen Klugheit — aus dem Lateinischen des Herrn *Thomasii* — Frankfurt und Leipzig. In Verlag Johann Großens Erben. 1710. Diese Ausgabe vermochten H. v. Müller und G. Ellinger nicht nachzuweisen. Sie liegt mir in einem Exemplar der Münchner Universitäts-Bibliothek (Philos. 392 = 3 Bl. Vorrede, 262 S., 11 Bl. Register) vor. Hoffmann zitiert den Titel genau, nur ist Z. 11 v. u. vor „noch klug": die einzuschieben. Die folgenden Zitate werden an dieser Ausgabe nachgewiesen. Für die Verbreitung der Übersetzung spricht die grosse Anzahl der Auflagen von 1707—1744, welches Jahr die letzte mir bekannte, mit einem Porträt-

kupfer des Verfassers versehene, Ausgabe bringt. Christian Thomasius' (1655—1728) wirkliches Verdienst war die Gründung der Universität Halle und seine Bekämpfung der Hexenverfolgungen (vgl. sein berühmtes Buch „Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberei". Halle 1704 u. ö. Darüber bei Soldan-Heppe a. a. O. [vgl. Anm. zu S. 18] Bd. II, S. 245 ff.).

S. 32 Thomasius im § 17 Im gleichen Kapitel (S. 176), Hoffmann zitiert wörtlich. — wie eine vernünftige angenehme Konversation einzurichten Vgl. Capitel V „Von der Klugheit sich in täglicher Conversation wohl auffzuführen" (S. 105 ff.). — Scherzreden — soll man sich bedienen wie ein Koch des Salzes Vgl. Cap. V, § 53 (S. 133): „Denn ein Weiser lächelt auch und schertzet bissweilen, aber mit Massen, und gebraucht sich der Schertz-Reden wie ein Koch des Saltzes" u. s. w.

S. 33 selbst der spitzigen Redensarten wie eines Gewehrs Ebenda, § 55 (S. 134). — als auf die Worte regardieren Ebend. § 59 (S. 135). — einer ehrerbietigen und freundlichen Gefälligkeit Vgl. Cap. V, § 26 (S. 121), es heisst hier: „gleichwie das Hojanen oder Jähen [Drf., im Druck von 1744, S. 132: ‚Jähnen'] eine gantze Gesellschafft zur Nachahmung antreibet." — weder gute noch böse Engel Ebend. § 25, S. 120 f. — ein schwarz Jahr — komme über Euch Ein jüdischer Fluch, wie auch das Wort verschwarzen oder verschwärzen in diesem Sinne gebraucht wird.

S. 34 damals gab es gar öfters fröhliche Hochzeit auf dem Rathause „Die Hochzeiten wurden, gegen gewisse Abgaben an die Kämmerey, damals auf den Rathhäusern gehalten, weil es in den Wohnungen am nöthigen Raume fehlte, eine so grosse Anzahl Gäste zu bewirthen, welche dazu eingeladen waren" (Nach [Anton Balthasar König's] „Versuch einer Historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften etc. der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten, bis zum Jahre 1786. 4 Theile. Berlin 1793—1796 [bei Wilhelm Oehmigke, Th. 1 u. 2, bei Commerzien-Rath Pauli, Th. 3 u. 4.]" Bd. 1 S. 109). — wie im Jahr Eintausend fünfhundert und ein und achtzig zu Okuli in der Fasten der Kurfürst Augustus zu Sachsen mit seinem Gemahl — zu Cölln eingeholt wurde u. s. w. Den Bericht über dieses Fest, anlässlich der Taufe Marggraf Christians, fand Hoffmann bei Hafftiz, es heisst hier (nach Riedel [vgl. Anm. zu S. 9] S. 136 f.): „Sonnabents für Oculi in der Fasten [1581] ist Herr Augustus, Churfürst zu Sachsen, mit seinem Gemahl und Sohne Herrn Christian von allen anwesenden Herren stattlich und prechtig zu Collen an der Sprewe eingeholt worden und

sind die bürger beider Stedte Berlin und Collen sampt den Spandoischen vom Cöpenickschen Thore an bis zum Schlosse [,zu beiden Seiten' (vgl. bei Hoffmann Z. 9 v. u.) heisst es noch in Zanders Abschrift] in voller rüstunge im einzuge gestanden und haben beyde tag und nacht die wache gehalten. Des folgenden tages ist Marggraff Christian auf dem Saal im Schlosse getaufft und ist nach Mittage eine Fechtschule auf der Bane [Stechbahn] gehalten. Montags und dinstags darnach ist ein statlich ringrennen gehalten, auf welchem man viel und Mancherley schöne Inventiones, Seitenspiel [König hat: Ritterspiel] und Instrumenta Musica gesehen und gehört hat. Und sonderlich ist Herr Christian zu Sachssen mit Graff Jost von [bei Zander: zu] Barby mit 4 andern von Adel, so Ihnen auf den Dienst gewart, statlich aufgezogen in güldener Kleidung, mit Sturmhauben und güldenen Lewenköpfen an Schultern, Ellenbogen und Kniehen, Sonsten an armen und beinen mit fleischfarben Kartecke, als weren sie bloss gewesen, angethan, wie man die Heidenische Kempfer pflegt zu malen, Und sind die Musici und Instrumentisten in einer güldenen Archen Nohae oben mit einen geschnitzten güldenen Dache, dass man sie nicht hat sehen können, fürher gegangen, Auf welcher ein kleiner Knabe, am gantzen Leibe auf der blossen haut mit fleischfarben Kartecke bekleidet, mit Flügeln, bogen, Köcher und verbundenen augen, wie der Cupido gemalt wird, an einer grossen eissern stange stehende gewesen, Und haben 2 kleine Knaben, mit schönen weissen Strausfedern angelegt, güldenen augen und Schnebelein, wie die Täubelein, die Arche gefürt, in welcher, wen der Herr gerandt und getroffen, man lieblichen musicirt, und sind etliche Tauben herraus gelassen, deren Jede einen holtzen pfeil an der brust und gehle und schwartze Kartecken binde nachfliegende gehabt [in Zanders Handschrift: ,einen blauen Schwanz und gelb Kartecken Feldzeichen'], Ist die Erste dem Churfürsten zu Sachsen, Herrn Augusto etc., so beym Churfürsten zu Brandenburg auf dem Trummeter stul gestanden, zugeflogen und hat sich auf seine Zobeln mütze gesetzt, Die ander ist Frewlein Sophien, Marggräffin zu Brandenburg, so Herrn Christian zu Sachsen verlobt war, zugeflogen, sich bey Ihr aufs fenster gesetzt und sich greifen lassen; Die andern sindt vom geschrey des Volks verscheuchet und haben sich hin und widder auf den Dechern gesetzt. In diessem Ringrennen haben Marggraff Joachim Friderich zu Brandenburg, zu der Zeit Administrator des Ertzstiffts Magdeburg, Fürst Joachim Ernst zu Anhalt und Churt von Arnim, Hoff-Marschalck, allen andern Ringrennern widderpart gehalten. Des Mitwochs darnach hat man einen Fuss-Turnir uber die Balgen gehalten und ist abermal Herr Christian zu Sachsen mit dem Graffen zu Barby in einem Schiffe, mit schwartzen und gehlen Kar-

tecke bekleidet, welchs von gülden Zindel ein Segel gehabt, und hinter Ihm der kleine Knabe, so zuvor Cupido gewesen, mit einem langen grawen barte, rocke und spitzen hute von schwartzen und gehlen Kartecke, als der Stewrman, stehende aufgezogen und sind die Cantores und Instrumentisten gleicher gestalt also gekleidet fürher gegangen, sampt andern vielen von Adel, die mit Ihnen im Turnir sich haben gebrauchen lassen. Es sind auch die Balgen allenthalben vol Schösse gewesen, welche, als sie alle zugleich gegen einander turnirt, sind angezündt und abgangen [in Zanders Handschrift statt Schösse: ‚Raketlein']. Donnerstags darnach auf den abendt hat man umb 10 Uhr ein schön Fewrwerck angezündt, welchs etliche tausend schösse hatte, in der gestalt einer viereckigen Festunge, mit Soldaten [in Handschrift No. 23 nach Müller: ‚Landes Knechten'] besetzt, die alle voller schösse gewesen, und haben die Büchsmeister viel lustiger wercklicher [in Zanders Abschrift wie bei Hoffmann: merklicher] possen mit stechen, Fechten in allerley weren, die alle voller Schösse, als werens Fewrige Menner und Rosse gewesen, getrieben, Auch seltzame Kugeln aus dem Wasser fahren lassen, welche, wen sie in die Höhe komen, grausam fewr umb sich geworfen, welchs fast bey 2 Stunden gewert. Am Freitage ist der Churfürst zu Sachsen widder aufgebrochen und hat Ihme der Churfürst zu Brandenburg nebenst den andern Herrn das geleite geben und sind die Sachssen so volmechtig abgescheiden, dass etliche mit den pferden gestürtzt und wegen des grossen gesöffs bald darnach haben müssen das maul zuthun." Die Verarbeitung dieser Vorlage, an die Hoffmann sich bisweilen wörtlich anschliesst, ergiebt ein Vergleich, so dass auf besondere Hinweise verzichtet werden kann. Den Bericht des Hafftiz giebt auch König in seinem „Versuch" (I, 141 f.) wörtlich wieder; wie einige Abweichungen zeigen, hat er jedoch eine andere Handschrift als Hoffmann benutzt. Eine weit eingehendere Schilderung des Festes nach andern Quellen gab der Bibliothekar Wilken (a. a. O. [vgl. Anm. zu S. 17], S. 152 ff.).

S. 35 als siebenzig Jahre später unser Hofsänger Bernhard Pasquino Grosso aus Mantua Wie Hans von Müller nach einer „Sammelhandschrift aus Hoffmanns Nachlass", über die nähere Mitteilungen vorenthalten werden, feststellen durfte, hatte sich Hoffmann aus Königs „Versuch" einige handschriftliche Notizen gemacht, unter diesen auch: „Bernhard Pasquin Grosso aus Mantua Sänger im J. 1611." Vgl. bei König Bd. I, S. 190, der sich darüber wundert, bereits 1616 [so!] einen italienischen Sänger in churfürstlichen Diensten zu finden. — als zu jetziger Zeit unsere Theatersängerinnen, die freilich, zeigen sie ihre Kunst, besser plaziert sind als jenes Täubelein Im ersten

Druck der Brautwahl drückt sich Hoffmann präziser aus, er nennt Madame Milder und Madame Seidler (vgl. Lesarten S. 304). Anna Milder, geb. 1785 als Tochter eines österreichischen Cabinetscouriers in Constantinopel, ihr Jugendaufenthalt war Wien, sie wurde von Schikaneder entdeckt, der von dem wundervollen Klang und der Macht ihrer Stimme wie auch von ihrer hochgewachsenen, imponierenden Gestalt überrascht und entzückt war. Madame Milder kam 1812 nach Berlin und wurde 1816 lebenslänglich für die dortige Bühne, deren Hauptstütze sie in der antiken, klassischen Oper gewesen sein soll, gewonnen. Bei aller Bewunderung der Gewalt ihrer Stimme, wird ihr eigentliches Feuer und Schmelz des Vortrags abgesprochen wie der Mangel einer gründlichen technischen Ausbildung vorgeworfen. 1829 verliess sie Berlin. Sie starb 1838 (nach dem Allg. Theater-Lexikon von Herlosssohn, Marggraf u. A. Altenburg 1846). Ihr Gehalt betrug 3000 Thaler und war das höchste, das die Berliner Bühne zahlte (nach J. V. Teichmanns Tabellen). — Caroline Seidler, geboren als Tochter des Kapellmeisters Wranitzki um 1790 in Wien. Wirkte anfangs hier, dann in Pressburg, Pest u. a., gastierte 1815 mit grossem Beifall in Berlin, wurde 1816 Mitglied des Theaters. Neben einer reizenden Gestalt besass sie eine volle, umfangreiche Stimme und einen feingebildeten, trefflichen Vortrag. Ihr Darstellungstalent soll hinter ihren gesanglichen Leistungen zurückgeblieben sein (nach dem genannten Theater-Lexikon). Ihr Gehalt betrug nach Teichmann 1816 nur 1400, von 1820 ab aber 2500 Thaler ohne Zulage. 1838 trat sie von der Bühne ab und starb erst am 7. Dezember 1872 in Berlin. — **Herren vom Adel her mit Köpfen und Schwänzen von Lachsen, Heringen und andern lustigen Fischen angetan** Hoffmann weicht hier von der Vorlage ab, in Rücksicht auf das Schiff schien ihm offenbar diese Maskerade stilgerechter zu sein. Verkleidungen in Tiere, worunter auch Vögel und Fische, sind bei festlichen Aufzügen jener Zeit üblich gewesen (vgl. Flögels „Geschichte des Groteskekomischen", 1788, Vulpius' „Curiositäten", 1811 ff. u. a. passim).

S. 36 **die Geschichte vom Münzjuden Lippold, wie sie sich im Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und siebenzig zutrug** u. s. w. Hafftiz erzählt unterm Jahr 1571, dass Johann George, Churfürst Joachim II. Sohn, sogleich nach dem plötzlichen Ableben seines Vaters die Stadtthore habe schliessen lassen, „viel bestricken und in Heussern alles zusiegeln, zuvoraus bey denen, die des Herrn wolgenossen, für andern allen aber hat er Lippoldt Juden, der die flucht nemen wolte, erwischt, gefenglich einziehen lassen, alles versigeln und das haus mit bürgern bewachen" u. s. w. (Riedel S. 128 f., kurz darauf heisst es weiter:)

„Hier ist sonderlich wol zu mercken, was dieser Lippolt, Jude, für ein Ertzbösewicht und ausbündiger loser schelm gewesen, dass Ihme auch zu Prage in beiden Seiten am Leibe Zeichen sind gebrandt, dass er die Müntze beschnitten und durch Zaubereie dem Fromen löblichen Churfürsten zu Brandenburg so viel bey gebracht, dass er mehr platz bey Ihm gehabt, als keiner seiner Rethe und fürnembsten Officirer. Hat einen eigenen Schlüssel zu des Herrn gemach gehabt, dass er seins gefallens aus und eingegangen und hat offte die Rethe für der Thüre stehn lassen, wens Ihme nicht ist eben gewesen. Es hat Ihn auch der Churfürst zum Müntzmeister gemacht, Ihme seine beste Kleinodien zugetrawet" u. s. w. S. 130 unter dem Jahre 1573 (in Zanders Abschrift dagegen: 1572, wie auch in der erwähnten Foliohandschrift 23) lässt Riedel Hafftiz in der Geschichte fortfahren: „In diessem Monat [Februar], Mitwochs für Fastnacht, als es hiebevor darauf gestanden, dass Lippoldt, Jude, solte loss kommen und in seinem kleinen hausse, in der Straloischen Strasse gelegen, nichts deste weniger von Bürgern bewacht ward, hat er sich mit seinem Weibe vorzürnt, welche im zornigen gemüte [bei Zander: im zornigen Muthe] zu Ihm gesagt: Wüste der Churfürst, was für ein böser schelm du werest und was für bubenstücken du mit deinem Zauberbuche kanst zu wege bringen, würde deiner übel gewart werden [bei Zander die Hoffmannsche Wendung: ‚so würdest du lange kalt seyn']. Und als diss dem Churfürsten bericht worden, hat man das buch von Ihm nemen und Leuten, die es verstandt gehabt, lesen lassen, da sind seine bubenstücken an tag komen, Ist derwegen widder gefenglich angenomen, torquirt und auf eine bekentnis [hier steht noch bei Zander: ‚Mittewochs nach Septuagesimae'] erstlich 4 Mahl mit Zangen gerissen, Darnach auf ein sonderlich dazu aufm Neuen Marckte zum Berlin aufgerichten gerüste an armen und beinen mit dem rade gestossen, in 4 Stücken gehawen und fürn Thoren aufgehengt Und letztlich, do man sein eingeweide sampt dem Zauberbuche verbrandt, ist eine grosse Maus unter dem gerüste herfür komen, ins fewr gelaufen und mit verbrandt. Man hats dafür gehalten, dass es sein Zaubergeist, so er bey sich gehabt, gewesen sey. Also hat der verrheterische bube, der vielen unschuldigen Leuten mit seinen falschen angeben und bezichtigung wehe gethan, seinen gebürlichen Lohn entpfangen." König erzählt die Geschichte besser und eingehender a. a. O., Bd. I, S. 103—106, er gebraucht auch, wie nach ihm Hoffmann, das Wort Zauberteufel für Zaubergeist.

S. 37 **etzliche, die beim Herrn Tun und Lassen waren, mit der silbernen Büchse geschossen** Diese Beschuldigung fehlt bei Riedel und Zander, findet sich aber in der in Anm. zu S. 9 erwähnten Folio-

handschrift No. 23; der Ausdruck „mit der silbernen Büchse schiessen“ bedeutet offenbar so viel wie bestechen.

S. 38 **mir mittelst einer *Laterna magica*, die Sie unter dem Mantel verborgen, das angenehme Bildnis gezeigt am Rathausturm** Vermittelst einer Zauberlaterne Geistererscheinungen nicht nur in geschlossenen Räumen, sondern auch im Freien, wo man an ein Kunststück weniger glaubt, hervorzurufen, empfiehlt besonders der bekannte Hofrat Karl von Eckartshausen. Im 2. Bd. seiner „Aufschlüsse zur Magie“ (München 1806) S. 71ff. gibt er die genaue Beschreibung einer „Taschen-Zauberlaterne zu optischen Geistererscheinungen“; das beigegebene Kupfer stellt eine nächtliche Szene dar, die entfernt an Tusmanns Abenteuer am Rathausturm erinnert.

S. 39 **statt des Goldschmieds ein abscheuliches Fuchsgesicht** Vgl. dazu das beigegebene Kupfer nach Wolf. Der Kuriosität halber sei hier auf das Kupfer zu S. 110 in F. M. Klingers „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt“ (2. verb. u. verm. Ausg. St. Petersburg 1794) aufmerksam gemacht, das die Szene darstellt, wie der Teufel mit dem Bürgermeister von Frankfurt und seinen Gästen Schabernack treibt und ihre Köpfe in Tierköpfe verwandelt: „Die ganze Gesellschaft sass da, verwandelt in possierliche Masken einer tollen Faschingsnacht. Der Bürgermeister trug einen Hirschkopf zwischen den Schultern, alle übrigen, Weiber und Männer, waren mit Larven aus dem launigen Reiche der grotesken und bizarren Fantasie geziert“ u. s. w. Neben dem Entenkopf der Bürgermeisterin sehen wir ein Fuchsgesicht über einem Halskragen, genau wie beides das Wolfsche Kupfer zeigt.

S. 40 **der junge Maler Edmund Lehsen** Vgl. die „Vorbemerkungen“.

S. 41 **heftig ans Tageslicht verlangt, das man Ihnen nach meinem Rat nicht verweigern durfte, da nach dem Ausspruch der neuesten Ärzte dieses den neugebornen Kindern nicht nur keineswegs schadet, sondern vielmehr wohltätig auf ihren Verstand, auf ihre physischen Kräfte überhaupt wirkt** Noch um die Jahrhundertwende schrieb Ernst Horn (vgl. dessen „Über die Wirkungen des Lichts auf den lebenden menschlichen Körper“, Königsberg, 1799. S. 127): „Noch mehr verdient die Mittheilung des Lichtreizes bei dem neugebornen Foetus Vorsicht. Der schnelle und volle Genuss dieses starken Reizes, dessen er noch während seiner ganzen Existenz bis zur Geburt entbehrte, wird zu heftige Erschütterungen und Reizungen seines zu beweglichen Systems hervorbringen, und eine Mässigung desselben dem Grade und der Dauer nach scheint unter diesen Umständen nothwendig zu sein.“

S. 42 **aus Müncheberg** Vgl. die „Vorbemerkungen". — **Berlin, wenn funkelnagelneue Antiken aus der Tiber gefischt und hieher transportiert werden** Eine Anspielung auf den „Anbetenden Knaben" kann hier nicht vorliegen, da bei diesem Kunstwerke an der Echtheit nicht gezweifelt werden kann. Papst Clemens XI. hatte diese in der Tiber gefundene Statue dem Prinzen Eugen von Savoyen geschenkt, aus dessen Nachlass sie in den Besitz des Fürsten von Lichtenstein, dann in den Friedrichs des Grossen überging. 1806 von den Franzosen entführt, wurde sie 1812 wieder nach Berlin zurückgebracht. — Eher liesse sich an die Figur des Antinous als Mercur, durch Bianconi in Rom gekauft, denken. Die Statue soll ausserhalb Roms in der Tiber gefunden sein (vgl. Fr. Tieck, Verzeichn. d. antik. Bildhauerwerke des Kgl. Museums zu Berlin. Berlin 1831 S. 20; E. Gerhard, Berlins antike Bildwerke. Berlin 1836 S. 85 f.; Beschreibung der antiken Skulpturen. Berlin 1891 S. 200, No. 510). An dieser Statue ist bis auf den Torso alles ergänzt. — Wahrscheinlich hatte aber Hoffmann zu seiner Zeit gemachte Ankäufe von Fälschungen im Auge.

S. 43 **Ahasverus, der ewige Jude** Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass Hoffmann durch die Gestalt des ewigen Juden zu der Erfindung seiner Revenants gekommen ist, auch an das stets wiederkehrende Gespenst der weissen Frau u. ä. liesse sich denken, obwohl zwischen diesen und Hoffmanns Figuren ein weiter gedanklicher Abstand ist. In Reichards „Bibliothek der Romane" (Berlin und Riga 1778—1794), die Hoffmann bekannt gewesen sein muss (er las hierin Cazottes „Diable amoureux" in einer Übersetzung unter dem Titel „Teufel Amor" [Bd. 3—5], vgl. Bd. XII unserer Ausgabe, der die „Letzten Erzählungen" bringt), findet sich Bd. 8—12 unter der Rubrik „Volks-Romane" eine satirische Skizze „Der immer in der Welt herumwandernde Jude, das ist: Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus" u. s. w. Der Erzählung Ahasvers, was er alles bis auf die letzte Zeit erlebt, geht als Einführung eine Anekdote voran, die uns dadurch merkwürdig wird, dass das Zusammentreffen Ahasvers mit vier jungen Leuten in die neueste Zeit verlegt ist. Der Schauplatz ist die Leipziger Ostermesse im Jahre 1780. — Über das, was über den ewigen Juden bis zu Hoffmanns Lebzeiten als Sage oder in dichterischer Verarbeitung erschienen ist, unterrichten: 1) J. G. Th. Grässe, Der Tannhäuser und Ewige Jude, 2. verb. Aufl., Dresden 1861, 2) L. Neubaur, die Sage vom ewigen Juden, 2. Aufl., Leipzig 1893, 3) Derselbe, Neue Mitteilungen über die Sage vom ewigen Juden, Leipzig 1893, 4) A. Rimmer, Die Sage vom ewigen Juden (in L. A. Frankl's „Sonntagsblättern", Jahrg. IV, No. 49, vom 7. Dez. 1845). —

Bekanntlich tritt Ahasverus auch in Achim von Arnims „Halle und Jerusalem“ (1811) auf, was in den vorerwähnten Schriften nicht vermerkt ist. — Hoffmann erwähnt in seinem Brief an Pückler (vgl. Bd. IV, S. LXXXIII) den ewigen Juden („am Ende war's ein alter Bekannter, nehmlich Ahasverus, der ewige Jude!“). Wohl nicht ohne tieferen Grund lässt Wilhelm Hauff in seinen „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan“ (Stuttgart 1826 [Th. I] S. 149 ff.) beim Weberschen Zelt im Tiergarten zu Berlin den Satan mit Hoffmann und dem ewigen Juden zusammentreffen (Abschn. II, Kap. 11): „Den einen konnte ich nur vom Rücken sehen, es war ein kleiner beweglicher Mann, schien viel an seinen Nachbar hinzusprechen, gestikulirte oft mit den Armen, und nahm nach jedem grösseren Satz, den er gesprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelrothen Franzweins zu sich“, lautet Hauffs Schilderung von Hoffmann. — Rattenfänger von Hameln Die bekannte Sage auch in den „Deutschen Sagen“ der Gebrüder Grimm (Berlin 1816—1818): „Die Kinder zu Hameln“ unter No. 244, hier auch einige Quellenangaben. Vgl. ferner: Mart. Schoock, Fabula Hamelensis sive disquisitio historica . . . . de infausto exitu puerorum Hamelensium etc. Groningen 1662, und Sam. Erichs, Bericht von der Hamelischen Kinder Ausgang. Hannover 1661 u. ö. — Zacharias Werner begann 1808 eine burleske Oper: „Der Rattenfänger von Hameln.“ — der Alte Überall und Nirgends Vgl. Christian Heinrich Spiess, Der Alte Überall und Nirgends, Geistergeschichte (erschien nach Goedeke 1792—93 zu Prag [? die Originalausgabe wohl in Leipzig!], liegt mir aus eigner Sammlung in einem Nachdruck: Frankfurt und Leipzig 1795 bis 1796 vor). Der alte Überall und Nirgends ist der Ritter Georg von Hohenstaufen, der im Widerspruch mit dem Willen seines Oberhauptes das Recht der Bedrückten und Armen geschützt hat und von Karl dem Grossen deswegen enthauptet wird. Doch statt der Anerkennung seiner Taten empfängt er des Himmels Fluch, wie Ahasver auf der Erde zu wandeln, bis er fünf wirklich gut und edel zu nennende Handlungen verrichtet haben wird. Unter verschiedenen Gestalten setzt er seine Bemühungen fort, die fast stets nur als blosse Pflichterfüllungen oder gar als Täuschungen erkannt werden, bis ihm endlich wirklich grosse Taten die Erlösung bringen. — das Petermännchen Ebenfalls eine Erzählung von Spiess „Das Petermännchen. Geistergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert“ (1791—92; Goedeke gibt wieder Prag als Verlagsort an, während meine Sammlung auch diesmal nur über einen Nachdruck: Frankfurt und Leipzig 1795 verfügt; die Drucke dieser viel ge- und zerlesenen Leihbibliotheksliteratur sind sehr selten). Das Petermännchen [nach Grimm heisst in manchen Gegenden der Teufel Meister Peter oder Peterchen]

ist der Hausgeist der Ritter von Westerburg, der den jungen Ritter Rudolf dazu verleitet, Mädchen auf Mädchen zu verführen und in tiefes Elend zu stürzen. Peter erscheint anfangs in Zwerggestalt als Freund Rudolfs, nach Verlauf von sechs Jahren in Riesengestalt als dessen Diener. Seine Hilfeleistungen sind stets mit Mord und Verbrechen verbunden, die Rudolf von Westerburg endlich in die Gewalt der Hölle bringen, dass er von Teufeln geholt und in der Luft zerrissen wird. Eine symbolische Deutung gibt Spiess am Schluss seines ziemlich rohen Machwerks; jedoch muss man die Erfindungsgabe und Fabulierkunst des Verfassers anerkennen, wenn auch die Art der Darstellung sich offenbar an ein sehr naives Publikum zu wenden scheint. Als beste und auch für einen Vergleich mit Hoffmanns Art merkwürdige Stelle wäre gegen Ende des zweiten Bandes die Schilderung der Geister auf der Burg und der Teufelsbeschwörung hervorzuheben (in meinem Exemplar [s. o.] S. 128—132). — es würde was Großes aus mir werden, entweder ein großer Künstler oder ein großer Narr Hier fällt mir eine ähnliche Stelle aus Johann Carl Wezels Roman „Herrmann und Ulrike“ (Leipzig, 1780. Bd. I, S. 13) ein: „Mein Sohn, sagte die Gräfin darauf, du wirst einmal ein grosser Mann oder ein grosser Narr werden.“ — Es liegt — nun gänzlich an dir Dieser plötzliche Sprung von „Sie“ auf „Du“ in Leonhards Anrede wirkt etwas unvermittelt. Wie ein Blick in die Lesarten (s. S. 305 f.) zeigt, hat Hoffmann hier eine grössere Stelle gestrichen und aus zwei Gesprächen eines gemacht.

S. 44 sie hätten gemalt in der Manier der alten deutschen hohen Meister Hoffmann denkt hier wohl an einige absonderliche Nichtkönner im Lager der sogenannten Präraffaëliten, in Deutschland meist Nazarener genannt, zu denen Friedr. Overbeck, die beiden Veit, Cornelius, Schnorr, Schadow, Steinle, Hess u. a. gehörten. Das romantisch-katholische Element und die schwärmerische Verehrung des Mittelalters haben hier ähnliche Bedeutung wie in der Dichtung. Mit einigen dieser Maler war Hoffmann persönlich befreundet, und im grossen ganzen stand er der Schule sympathisch gegenüber. — dem Bauerjungen zu vergleichen sein, der in der Kirche bei dem Vaterunser den Hut vor die Nase hielt, ohne es auswendig beten zu können u. s. w. Georg Ellinger weist hier zuerst auf eine Anekdote hin, die sehr viel Ähnlichkeit mit Hoffmanns Zitat zeigt. Vgl. „Der junge Antihypochondriakus oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung. Drittes Porziönchen“ (Lindenstadt, 1798. No. 2, S. 4): „Zu einem äusserst unwissenden Bauer ward ein Prediger gerufen, um, wie man zu sagen pflegt, mit ihm zu beten. Der Prediger, der bald

die grobe Unwissenheit seines Patienten merkte, sagte zu ihm, er mögte doch nur das Vater unser beten. ‚Das kann ich nicht,‘ rief der Bauer, ‚sondern nur die Weise davon.‘ Da der Prediger wissen wollte, was er damit meynte, schrie der Bauer: ‚Frau, gieb mir einmal meinen Hut von der Wand!‘ Als er diesen hatte, richtete er sich im Bette auf, hielt den Hut einige Minuten vor das Gesichte, und stöhnte etlichemal recht kräftig dazu. ‚Das ist‘, fuhr er fort, ‚die Weise vom Vaterunser‘.“

S. 45 als jenen Schweizer Leonhard Turnhäuser zum Thurm, der ums Jahr Eintausend fünfhundert und zwei und achtzig hier in Berlin u. s. w. Vgl. Hafftizens Chronik (bei Riedel S. 138 ff.): „Eben zu der Zeit hat Leonhart Turnheusser [in Handschrift No. 23 und in Hartmanns genanntem Schriftchen, der den ausführlicheren Bericht S. 12 ff. abdruckt, lautet der Name wie bei Hoffmann Turnhäuser] zum Thurn, der Landtart ein Schweitzer und seines handtwercks ein Goldtschmidt, ein durchtriebener, unverschampter, verschmitzter geselle, welcher, nachdem er sich für einen gewaltigen Artzt ausgeben, und do er doch kein Lateinisch wordt, viel weniger Griechisch oder Hebraisch verstanden, nichts deste weniger Calender und prognostica umb sein gelt von andern Leuten gemacht, in seinem Namen ausgehn und drucken lassen, zu hofe sich eingeflickt, einen grossen namen und autoritet gemacht, Auch mit seinen wucherischen und Jüdischen hendeln die Marcke ausgesogen und entlich Golt machen wollen, welchs er doch nicht gekont, und befürchte sich, seine Zeuberische Possen und Jüdische hendel möchten die lenge nicht stich halten, hat er der Marcke gute nacht geben (welchs doch wenig leute gehört) Und hat sich zum Bäpstischen [haufen] verfügt, Dafür Ihm der Hellische Diebshencker (wo es nicht albereit geschehen) zu gelegener Zeit seinen gebürlichen Lohn wol wird geben, Ob er schon dem Irdischen ist entlaufen und hat das Mittel gehalten: Denn in solchen wasser fengt man solche Fische.“ In einer Fussnote gibt Riedel einen weit ausführlicheren Bericht aus andern [späteren] Handschriften, den wir aber darum ganz übergehen können, da Hoffmann ihn weder genutzt hat noch überhaupt gekannt zu haben scheint. In ganz ähnlicher Fassung ist dieser umfangreiche Bericht auch bei Hartmann (vgl. in Anm. zu S. 9) und in meiner Zanderschen Abschrift wiedergegeben. In Königs „Versuch“ (vgl. Anm. zu S. 34), aus dem Hoffmann seine ersten Notizen nahm, heisst es nur kurz im 1. Bande S. 148 f.: „Ein Charlatan, Leonhard Thurnheiser, der vorgab, Gold zu machen, und geheime Wissenschaften zu besitzen, fand bei dem Churfürsten baldigen Eingang, und hielt sich eine geraume Zeit bei demselben, besonders zu Berlin, auf. Wenn man ihm in den märkischen Geschichtsbüchern kein

sonderliches Lob beilegt, sondern mehr für einen Windbeutel, Betrüger und Landläufer ausgiebt; so hatte er doch das Verdienst, viel Künstler ins Land gebracht zu haben, als Maler, Zeichner, Formschneider, Buchdrucker und andere geschickte Leute, die unsere Vorfahren mit Dingen bekannt machten, welche ihnen bis dahin unwissend und fremd gewesen waren.“ Diese Worte schwächen Hafftizens hartes Urteil schon erheblich ab, dessen erwähnter ausführlicher Bericht die allerschwersten Beschuldigungen enthält. Hoffmann führt alle Beschuldigungen auf Verleumdung von Thurneyssers Feinden zurück, womit er jedenfalls der historischen Wahrheit nahe kommt. Eine sehr ausführliche, ungemein interessante Schilderung von Thurneyssers Leben und Wirken gibt J. C. W. Moehsen in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg“ (Berlin und Leipzig, 1783) auf 198 grossen Quartseiten, auf die König an zitierter Stelle verweist. Hoffmanns Bericht, der nur wenig über die Mitteilungen bei Hafftiz hinausgeht, lässt nicht darauf schliessen, dass ihm Moehsens Arbeit bekannt war, nur seine Ehrenrettung Thurneyssers lässt eine solche Vermutung zu. Der oben (vgl. Anm. zu S. 9) genannte märkische Chronist Engel (Angelus) gedenkt Thurneyssers gar nicht, obwohl er viele unbedeutende Männer der Zeit, die mit ihm gar nicht zu vergleichen, anführt. Hafftizens böse Worte müssen wohl in einer persönlichen Abneigung oder einer Kränkung durch Th. ihre Ursache haben, denn Moehsens Forschungen auf Grund authentischen historischen Materials (alle späteren Arbeiten über Th. fussen auf diesem wichtigen Werk) lassen Thurneysser in keinem ungünstigen Lichte erscheinen. C. F. Paulis (s. dessen Allg. preuss. Staatsgeschichte, 1762, III, 231) und S. Buchholz' (s. dessen Gesch. d. Churmark Brandenburg, 1767, III, 483) Berichte über ihn gehen, wie Moehsen zeigt, auf Hafftiz und Leuthinger zurück, denen man „nicht trauen darf“. Hier die wichtigsten Daten aus Th.s Leben: Als Sohn eines Baseler Goldschmieds 1530 geboren, lernte er das Handwerk des Vaters, verheiratete sich im Alter von 17 Jahren mit einer Witwe, geriet in Schulden und Wucherern in die Hände, floh und fristete sein Leben als Soldat, Goldschmied und Wappenstecher. Er verheiratete sich 1558 in Konstanz wieder, legte bei Imst in Tirol ein Bergwerk, eine Schmiede und Schwefelhütte an, die durch hohe Gönner gefördert wurden. 1560 machte er Reisen nach Schottland, Spanien, Portugal und in den Orient, nach Griechenland und Italien. Bei seiner Rückkehr waren die Tiroler Unternehmungen in Verfall geraten, er wandte sich nun dem Studium der Medizin, Alchimie und Astrologie zu, liess seine ersten Bücher in Münster in Westfalen, dann in Frankfurt a. d. O. drucken, von hier aus kam er durch den Kurfürsten Johann George nach

Berlin. Das grosse Interesse und die rege Unterstützung des Fürsten brachte ihn bald in Ansehen und zu grosser Wohlhabenheit. Seine Tätigkeit als Arzt, die bisher mit Quacksalberei bezeichnet worden ist, während neuere Forschungen wahrscheinlich zu einem besseren Urteil kommen werden, seine bedeutenden Leistungen als Buchdrucker, sein reger geldbringender medizinischer Briefwechsel, seine kostspieligen, in eignen Laboratorien gefertigten Arzeneien, seine vielbegehrten Kalender mit Prophezeiungen, Talismane und Amulette, Nativitätsstellen verschafften ihm bald grosse Reichtümer. Auch soll er Geld auf hohe Zinsen ausgeliehen haben, was ihm wohl die meisten Feinde eingebracht hat. Hervorragend müssen seine Sammlungen von Mineralien, Pflanzen (erwähnenswert ist sein berühmtes Kräuterbuch) und andern Dingen gewesen sein. Die typographischen Leistungen seiner Druckerei verschafften ihm einen grossen Ruf, dass selbst Schweizer Gelehrte bei ihm ihre Bücher herstellen liessen. Durch eine unglückliche Heirat mit einer in moralischer Hinsicht sehr minderwertigen Baseler Patrizierstochter kam er um sein ganzes Vermögen. Seine Flucht aus Berlin vermag auch Moehsen nicht völlig zu motivieren, der die Möglichkeit, Thurneysser habe den Kurfürsten in alchimistische Versuche hineingezogen, nicht ganz von der Hand weisen kann, obwohl sich auf Grund des ihm zur Verfügung gewesenen handschriftlichen Materials keinerlei Anhaltspunkte hierfür ergeben. Sein finanzieller Zusammenbruch wie das Misstrauen seiner abergläubischen Zeitgenossen waren immerhin Ursache genug für eine heimliche Entfernung. Über Th.s letzte Lebensjahre herrscht ziemliche Dunkelheit, er soll über Prag und Köln nach Italien gegangen und später etwa ums Jahr 1595 in einem Kloster zu Köln gestorben sein. Ein Verzeichnis von Thurneyssers alchimistischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Schriften gibt Moehsen S. 188 ff. An mysteriöser Dunkelheit und Unverständlichkeit lassen sie z. T. nichts zu wünschen übrig. Das meiste in Thurneyssers Schaffen, wie besonders seine medizinischen Leistungen, harrt noch einer gerechten Prüfung, die vielleicht Überraschungen zutage fördert. Das wird aber jeder, der sich in Moehsens Buch vertieft hat, empfunden haben, dass man es hier mit einem seltenen, ganz besonderen Menschen zu tun hat. Einige Sätze Hoffmanns bedürfen noch einer kurzen Erläuterung: Er hatte indessen den Fehler, seine Wissenschaft überall geltend machen zu wollen Diese Bemerkung ist nicht in Hafftizens Bericht zu finden. Nach Moehsens Mitteilungen hatte Th. allerdings das Bestreben, sich in das rechte Licht zu setzen und sein eignes Lob mit allen Kräften zu singen, besonders ist seine Grobheit, die sich auch in seinen Schriften zeigt und vor persönlichen Invektiven nicht zurückschreckt, hervorzuheben, wie er auch,

was sehr natürlich, mit den galenischen Ärzten der Zeit in Streit geriet. — dem Kurfürsten eingeredet hatte, Turnhäuser vermöge Gold zu machen Auch hierüber ist nichts in der angezogenen Stelle bei Hafftiz zu finden, wenigstens kann die Bemerkung des Goldmachens nicht mehr auf das sich Einflicken bei Hofe bezogen werden. In der erwähnten ausführlichen Version des späteren Hafftiz'schen Berichtes wird nur erwähnt, Thurneysser habe dem Kurfürsten von Sachsen Goldproben zu bringen versprochen. Pauli schreibt allerdings in seiner Allg. preuss. Staatsgeschichte (Halle 1762. III, 231), dass Turnhäuser den Kurfürsten zum Goldmachen verleitet habe. Hoffmanns Worte werden wohl auf Königs Bemerkung (s. o.) zurückzuführen sein. Dass Th. sich hartnäckig weigerte, zu laborieren hat wohl Hoffmann aus eigenem dazugesetzt. — jüdische Händel Wie oben erwähnt, trieb Th. tatsächlich seiner nicht recht würdige Geldgeschäfte. — daß er all die scharfsinnigen Schriften, die bedeutungsvollen Prognostica – sich habe machen lassen – um bares Geld Nach Hafftiz. Historische Belege für diese Behauptung gibt es nicht. Dass Thurneyssers Kenntnisse des Lateinischen geringe waren, gesteht er selbst in den Schlussreimen zu seinem Buche Pison, während es mit seinen griechischen Sprachkenntnissen besser stand. Ausserdem hatte er auf seinen Reisen einige morgenländische Sprachen erlernt. Später brachte er sich selbst in den Ruf, 32 Sprachen zu verstehen, was so zu erklären ist, dass er sich eine Unmenge Gelehrter dienstbar machte, die ihn mit den verschiedensten fremden Alphabeten versorgten, die er für seine Druckerei brauchte, oder die ihm fremdländische Namen für sein Kräuterbuch mitteilten. Ein Dr. Fincelius in Zwickau und ein Pastor Rosentritt in Lissa hatten sich erboten, alles, was er ihnen zuschicken würde, ins Lateinische, das Th. übrigens selbst nach und nach erlernte, zu übersetzen. „Er wusste in seinen Schriften die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften seiner Korrespondenten zur Vermehrung seines Ruhms als sein Eigentum zu gebrauchen," sagt Moehsen. Auf diese Tatsachen bauen sich wohl Hafftizens Beschuldigungen auf, die natürlich weit über das Ziel hinausschiessen, denn dafür, dass Th. seine durch ihre Prophezeiungen weit berühmten und stark begehrten Kalender nicht selbst angefertigt haben sollte, gibt es keine historischen Anhaltspunkte. Neid, Missgunst und Aberglauben haben Th.s Charakterbild fast bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Dass er aus Eitelkeit und Gewinnsucht mehr aus sich machen wollte, als er war, macht schon der prahlerische Ton seiner Werke wahrscheinlich, es bleibt aber trotzdem noch genug übrig, ihn als einen höchst merkwürdigen, aller Beachtung würdigen Menschen seiner Zeit der weiteren Forschung dringend zu empfehlen.

S. 46 er habe sich zum päpstischen Haufen begeben, das ist aber nicht wahr. Er ging nach Sachsen und trieb sein Goldschmieds-Handwerk, ohne der Wissenschaft zu entsagen Wie unsere biographische Notiz zeigt, hatte er sich nach Italien gewandt, in Rom machte er in Gegenwart des Kardinals, späteren Grossherzogs, Franz von Medici das Kunststück mit dem halb zu Gold gemachten eisernen Nagel (es galt damals für unmöglich, Gold und Eisen zusammenzuschweissen), der noch heute vorhanden sein soll. Mehr ist von seinem italienischen Aufenthalt nicht bekannt. Er starb, wie bereits erwähnt, in Köln; von einem Aufenthalt in Sachsen ist nichts überliefert. Ob Hoffmann sich hierfür auf eine andere Quelle stützt, weiss ich nicht zu sagen. — in Ansehung der Bereitung und Mischung der Farben gewisse Geheimnisse, die den alten Malern zu Gebote standen, entdeckte Gerade zu Hoffmanns Zeit experimentierte man stark mit neuen Farbenmischungen und bemühte sich, Glanz und Intensität der von den alten Meistern verwandten Farben wieder zu erreichen. Die Tageszeitungen jener Epoche brachten von Zeit zu Zeit diesbezügliche Artikel und berichteten von neuen Erfindungen. Vgl. z. B. die Zeitung für die elegante Welt vom 12. Januar 1818, worin aus Berlin berichtet wird, dass der Ober-Medizinalrat Dr. F. A. Walter „die Malerei der Alten wieder aufgefunden". — bei dem Hofjäger im Tiergarten Ein Kaffeehaus und Kaffeegarten im Tiergarten, von dem es im „Wegweiser" (vgl. die Abkürz.) S. 151 heisst: „Längst dieser linken Seite des Parks [am Schaafgraben] liegen verschiedene Wirthshäuser, wo man Erfrischungen erhalten und speisen kann. Das letzte ist in der Wohnung des Königl. Hofjägers. Bey dem Garten derselben ist eine artige Anlage von grünen Gängen und eine kleine Einsiedeley." Bei Rumpf (vgl. d. Abkürz.) heisst es S. 545: „Nicht weit entfernt von diesem Orte [der kgl. Fasanerie], nach dem Potsdamer Thor zu, wohnt der Königliche Hofjäger, welcher die Aufsicht über den Thiergarten hat. Man kann hier Erfrischungen aller Art haben, und findet daselbst schon des Morgens gute Gesellschaft, Musik und heitere Freude." — aus einem Laden in der Friedrichsstraße Im 1. Druck der Erzählung heisst es (vgl. S. 306): „von Herrn Standke in der Friedrichsstrasse".

S. 47 Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Zigarro benannt haben wollen Die Puristen oder „Sprachfeger" zeigten und zeigen noch ein lächerliches Bestreben, alle fremden Bestandteile, also nicht nur die ersetzbaren Fremdwörter, sondern auch alle Lehnwörter durch entsprechende Ausdrücke der eigenen Sprache zu ersetzen. Dass da die sonderbarsten Dinge zum Vorschein kamen, ist

natürlich. Bereits 1740 schlug Jänichen in seinem „Deutschen Parnass" Seevogt für Admiral, Gegenzeuger für Protestant, weltselig für politisch vor, tadelt aber Dichter, die „Fenster" in „Tagleuchter", „Hut" in „Kopfstiefel", „Messer" in „Brotaxt" oder „Essdegen" umwandeln. Gegen Ende des Jahrhunderts versuchte Campe eine Sprachreinigung und -bereicherung, die vielfach, z. B. von Friedrich Schulz in seinen „Mikrologischen Aufsätzen", 1793, angegriffen wurde, der dabei Worte für unmöglich erklärte, die heute gang und gäbe sind, während andere ihre volle Lächerlichkeit bewahrt haben (z. B. Stallbruder für Kamerad, Maulzimmerchen für Boudoir, Nebensang für Episode, vernunften für räsonnieren u. ä.). Noch bis 1805, also vor dem Kriege, hatte man sich in Berlin über die Sprachreinigung lustig gemacht, nach den Freiheitskriegen jedoch begann man mit der französischen Sprache energisch aufzuräumen: Rosenheyn, K. W. Kolbe (Über Wortmengerei, Leipzig 1809), Arndt und Jahn griffen die Arbeit energisch an (auf Befehl des Königs musste aber Demoiselle für Fräulein auf den Theaterzetteln bleiben). 1816 wurde deutsch nicht teutsch (welche Schreibung wir ja bei Hoffmann häufig finden) für richtig erklärt, nach Bundesratsbeschluss (vgl. auch Grimm). 1815 wurde die Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin begründet, als deren Matadore der Turnvater Jahn und der Geograph Zeune (vgl. in unserm Bd. VI S. XVI) zu nennen wären, von denen dieser besonders komisch in seinen Bemühungen war, so erklärte er die Namen London und Paris als Bezeichnung von „Schiffstadt" und „Schlammstadt" „zufolge der Bodenräume, auf denen der Bau dieser Städte ursprünglich begann", wie Gubitz (Erlebnisse III, 55) sich ausdrückt. — in der vorjährigen Kunstausstellung vor einer von seinen Zeichnungen — den Sinn des fantastischen Gebildes Über Hensels Gemälde vgl. die Ausführungen in den „Vorbemerkungen".

S. 49 als die lackierten Teebretter, Ofenschirme und dergleichen in dem Stobwasserschen Laden unter den Linden „Jeder Unpartheyische wird gestehen, dass die hiesigen lackierten Waaren, als Caffeebretter, Dosen und andere Sachen, nicht allein einen sehr dauerhaften und schönen Lack haben, sondern auch ganz geschmackvoll gearbeitet sind", sagt Gaedicke in seinem „Lexicon von Berlin" (vgl. d. Abkürz.), er nennt die Lackierfabrik von Stobwasser und Comp. auf der Wilhelmstrasse No. 98 und auf der Stechbahn No. 6. Ein Verkaufsladen befand sich unter den Linden No. 32, in demselben Hause, worin sich Sala Tarones Handlung befand.

S. 50 Sala Tarone Eine „Wein- und Italiänerwaaren-Handlung" an der Ecke der Charlottenstrasse und Unter den Linden, die Hoffmann

auch in der „Fermate“ erwähnt (vgl. in unserm Bd. V). Derartige italienische Warenhandlungen gab es nach Gädicke viele in Berlin, die, wie er sagt „allerley feine Waaren und zum Theil Luxusspeisen führten.“ — daß sie sich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der besten Mode sehr geschmackvoll zu kleiden weiß Das erkennt selbst Adolph von Schaden in seinem Buche über Berlin (vgl. in Anm. zu S. 27) an, er schreibt S. 108 über das schöne Geschlecht: „Der Wuchs der Damen erinnert an die Cedern des Berges Libanon, und sehr vortheilhaft wissen sie sich zu kleiden.“ Im Hinblick auf andere deutsche Städte darf man dies auch heutzutage noch getrost behaupten, selbst einfache Ladenmädchen zeichnen sich durch die adrette und einfache, saubere Art ihrer Kleidung aus. — in der Zelterschen Akademie singt „Sing-Academie, im Academie-Gebäude, unter den Linden No. 38. Diese Privat-Akademie wurde 1790 von dem Cammermusikus Fasch gestiftet, und nach dessen Tode erhielt Hr. Zelter die Direction. Die Mitglieder bestehen aus Herren und Damen, mehr als hundert an der Zahl, und alle aus der gebildeten Classe. Sie tragen die Unkosten gemeinschaftlich und versammeln sich alle Dienstage, um sich, blos aus Liebe zur Kunst, im Singen zu üben, zu welchem Zwecke solche Sachen, welche nur der Begleitung eines Flügels bedürfen, einstudirt werden. Zuhörer werden nur wenige, auf Billets von Hrn. Zelter, zugelassen. Oeffentlich hat sich die Sing-Academie bey einigen grossen Conzerten und Kirchenmusiken hören lassen und den vollkommensten Beyfall eingeärndtet“ (Gaedickes Lexikon S. 573). — von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält Franz Seraphinus Lauska (geb. 1764 in Brünn, gest. 1825 in Berlin) kam 1798 nach Berlin, wo er als Musiklehrer auf dem Klavier sogleich grossen Anhang, besonders bei Hofe und in den vornehmsten Gesellschaftskreisen, fand, 1799 trat er in die Liedertafel ein und komponierte für sie mehrfach vierstimmige Männergesänge (über seine Kompositionen vgl. Eitner VI, 80). Sein Klavierspiel zeugte von feinstem Geschmack, edelster Empfindung und grosser Technik. Auch Meyerbeer gehörte zu seinen Schülern. — in den niedlichsten Sprüngen der ersten Tänzerin nachtanzt Im ersten Druck nennt Hoffmann den Namen der an der Berliner Oper engagierten Tänzerin: Mademoiselle Lemière (vgl. auf S. 306). — zur Kunstausstellung Vgl. in den „Vorbemerkungen“. — mit niedlicher, sauberer Perlschrift Gedichte — in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt Alle Stammbücher aus Damenhand jener Zeit zeigen diese heute weniger geschätzte Zierschrift. — das Mir und Mich, Sie und Ihnen niemals verwechselt Diese dialektische

Eigentümlichkeit hat der Berliner wohlbekanntermassen noch heute. In Friedrich Tietz' „Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten . . . . aus Berlin und anderswoher" (Berlin, 1854) wird S. 58 ff. eine waschechte Berlinerin: „Die Madame du Titre", eine angesehene, recht wohlhabende Person vorgeführt, mit der selbst der König ihres urwüchsigen Humors und ihres unverfälschten drolligen Dialekts halber gerne plauderte. S. 65 sagt der Verfasser: „Das aber wollen wir noch erwähnen, dass E. T. A. Hoffmann, unser Berliner Phantast, fest behauptete: Madame du Titre sei die einzige Frau, welche die Berliner Mundart mit Grazie zu sprechen verstehe." — Lebenstiefe An diesem nichtssagenden Ausdruck, der wohl von Fouqué oder einem andern empfindsamen Dichter stammt, muss Hoffmann ganz besondern Anstoss genommen haben, denn eins der kleinen persiflierenden Gedichte in Ottmars Schilderung eines ästhetischen Tees (vgl. in Bd. IV der „Serapionsbrüder" in unserm VIII. Band, kurz vor der „Königsbraut") ist „Lebenstiefe" betitelt.

S. 51 aus Fouqués Gedichten: Ein Flüstern, Rauschen, Klingen u. s. w. Vgl. Gedichte von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Bd. I. Gedichte aus dem Jünglings-Alter. Stuttgart und Tübingen 1816. S. 102: „Waldessprache". Hoffmann zitiert von dem vierstrophigen Gedicht die erste und dritte Strophe. — daß man im Tiergarten wandelnd rauche Dieses Verbot war damals tatsächlich erlassen worden.

S. 52 Nach Rosalindens Ausspruch in Shakespeares „Wie es Euch gefällt" Vgl. Aufz. III, Sz. 2 gegen Ende.

S. 53 ganz unersprießlich sei es — wenn er gleich ans Heiraten dächte Diese Idee legte Hoffmann bekanntlich den Erzählungen „Die Jesuiterkirche in G." (vgl. Bd. III) und „Der Artushof" (vgl. Bd. V) zugrunde. — deshalb habe auch der junge Sternbald zur Heirat sich durchaus nicht bequemen wollen Vgl. Ludwig Tieck, Franz Sternbalds Wanderungen. Berlin, 1798. Bd. I, Zweites Buch, fünftes Kapitel: Der niederländische Kaufmann Vansen bietet Sternbald seine Tochter zur Ehe an, wobei er ihm jedoch keineswegs von der Reise nach Italien abhalten will, sondern ihn vielmehr selber auffordert, die Studien dort durchzuführen, um sich nach seiner Rückkehr zu verheiraten (vgl. Leonhard und Edmund, in unserm Text S. 80 f.). „So nahe auf ihn zu war das wirkliche Leben noch nie getreten, um sein inneres poetisches zu verdrängen", heisst es von Sternbald. Und trotz der Aussicht auf eine sichere Zukunft „fürchtete er sich wieder, so seinen Lebenslauf zu bestimmen und sich selber Gränzen zu setzen; die Sehnsucht rief ihn wieder in die Ferne hinein, seltsame Töne lockten ihn und versprachen

ihm ein goldenes Glück, das weit ab seiner wartete.“ Sehr schön sind Tiecks Worte auf S. 358 über die Ehe und über die Stellung des Künstlers zu ihr. Hoffmann lernte den Sternbald in Warschau kennen und lieben, am 16. September 1805 schrieb er seinem Freunde Hippel: „Hast Du schon Sternbalds Wanderungen von Tiek gelesen? In casu quod non, — lies so bald als möglich dies wahre Künstlerbuch!“ (Vgl. auch in unserm Bd. II, S. XIII und Anm. zu S. 123).

S. 54 **von kleiner Statur war, kahlköpfig** u. s. w. Vgl. in den Vorbemerkungen: Gubitz als Tusmann. — **das Kavallerie-Reglement Friedrich Wilhelms des Ersten** Vgl. Reglement vor die Königl. Preusschen Cavallerie-Regimenter, worinnen enthalten die Evolutiones zu Pferde und zu Fuss u. s. w. Berlin 1750. — **Cicero, als großer Windbeutel und Rabulist dargestellt in zehn Reden, aus dem Jahre 1720** Vgl. Cicero, Ein grosser Wind-Beutel, Rabulist, und Charletan; Zur Probe aus Dessen übersetzter Schutz-Rede, Die er Vor den Quintius gegen den Nervius gehalten, Klar erwiesen von D. Johann Ernst Philippi, Prof. der deutschen Bereds. zu Halle. Samt Einem doppelten Anhange u. s. w. Halle, 1735. [Die Vorrede ist unterzeichnet: 6. Juli 1734.] In Verlegung des Autoris, und in Leipzig in Commission u. s. w. (nach dem Exemplar der Münchner Universitätsbibliothek: P. Germ. 511). Dieses ist die erste und einzige Ausgabe des Buches (vgl. u. a. auch Goedekes Grundriss IV, 23), Hoffmann zitiert falsch, wohl aus dem Gedächtnis. Johann Ernst Philippi ist dem Literarhistoriker nur als Opfer des stets überschätzten Satirikers Christian Ludwig Liscow bekannt. Über den Streit Liscow-Philippi orientiert ausgezeichnet Friedrich W. Ebeling in seiner „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (Leipzig, 1869), Bd. I, S. 45—70 (über den „Cicero“ S. 62 ff.). Philippi war 1701 in Merseburg geboren. „Wo er gestorben, der zu Tode gehetzte Narr, und ob 1750 oder im Jahre darauf, ist mit Bestimmtheit nicht ermittelt worden“ (Ebeling). Mit dem Ruhme Liscows räumt Ebeling endgültig auf: „Er kommt über die niedrige Stufe eines literarischen Klopffechters nicht hinweg“, womit er einen Hieb gegen die „Gervinus'sche Pausbackigkeit“ führt.

S. 55 **der berühmteste Kunstgärtner in Berlin** Im ersten Druck der „Brautwahl“ wird sein Name genannt: Herr Bouché. Von den vielen Gärtnern dieses Namens ist wohl Paul Bouché, Lehmgasse No. 70, gemeint. Vgl. auch unsere Anmerkung zu S. 349 in Bd. I (nach Rumpf und Gädicke). Ferner: (I. A. Mercy) Berlinische Nächte. Th. II (Leipzig und Züllichau 1804), Siebenundsechszigste Nacht: „In den Kunstgärten der Brüder Bouché in dem Strahlauer Viertel“ (S. 69 ff.).

S. 57 **aus Nudows Theorie des Schlafes beweisen, was Schlaf heißt, und daß man schlafen kann, ohne zu träumen** Vgl. Heinrich Nudow, Versuch einer Theorie des Schlafs. Königsberg 1791. bey Friedrich Nicolovius. Der erste Abschnitt handelt „vom natürlichen Schlafe". Der dritte Abschnitt „Seelenlehre des Schlafs" bringt im zweiten Kapitel eine Abhandlung: „Von den Träumen", worin der Verfasser S. 144 ff. die Frage aufwirft: „Ob aber wol alle Menschen träumen?", wobei er erwähnt, dass bei alten und neueren Schriftstellern verschiedene Beispiele angeführt sind von Personen, die nie geträumt haben. Nudows Werk gehörte zu Hoffmanns Lieblingslektüre, wir zogen es bereits im Bd. III für die Anm. zu S. 270 heran. — **Prinz Hamlet sagt: Schlafen, vielleicht auch träumen** Vgl. Shakespeare, Hamlet, Aufz. III, Sz. 1 im Monolog: „Seyn oder Nichtseyn". — **das** *Somnium Scipionis* Vgl. in unserm Bd. VI, Anm. zu S. 113. — **Artemidori berühmtes Werk von Träumen** Artemidorus, genannt Daldianus, ein griechischer Schriftsteller des 2. Jahrhunderts nach Chr. verfasste eine „Oneirokritika", die auch ins Deutsche übersetzt wurde, z. B. „Traumbuch Artemidori des Griechischen Philosophi, darinnen ursprung, unterschied, und bedeutung allerhand Träumen, wie dieselben eynem im schlaaff fürkommen mögen, auss natürlichen ursachen gründlich ausgelegt und erklärt werden. Samt einer erinnerung Philipp Melanchthonis von unterscheyd der Träume und angehenktem Bericht, was von Träumen zu halten sey. Strassburg 1624; spätere Ausgaben ebenda 1634, zu Leipzig 1666, 1713, 1721. — **das Frankfurter Traumbüchlein** G. H. Schubert weist in seiner „Symbolik des Traumes" (Bamberg 1814) in einer Fussnote zu S. 7 auf „das alte Frankfurter Traumbuch" hin. Es ist mir nicht klar, welches Buch Schubert im Auge hat. 1753 erschien zu Frankfurt ein Buch „Von Träumen, ihren Gattungen und Kennzeichen" u. s. w. von Ad. Fr. W. Saalfeld, das seines jungen Datums wegen wohl nicht gemeint sein kann. Eher könnte man denken an: „Traumbuch Apomasaris, das ist: Kurtze Auslegung und Bedeutung der Träume, nach der Lehr der Indianer, Persianer, Egypter und Araber. Erstlich auss Griechischer Sprach ins Latein bracht durch Herrn Johann Lewenklaw; Jetzund aber dem gemeinen Mann, so das Latein nicht verstehent, zum besten verdeutschet, etc. Frankfurt bey M. Kämpfern ao. 1644." Auch Männlings Merkwürdiger Traumtempel erschien 1714 zu Frankfurt. — Vgl. auch: Sammlung der merkwürdigsten Träume. Leipzig [1810] S. 19ff. „Litterarische Notizen".

S. 58 **Janitscharen- oder richtiger gesprochen, Jenjitscherik-Trommel** Abgeleitet vom türkischen *jeni tscheri*, d. i. neue Miliz. —

im saubersten Brautschmuck Über die Hochzeiten auf dem Rathause vgl. Anm. zu S. 34.

S. 60 **auf dem Pferde vor dem großen Kurfürsten** Das Denkmal des grossen Kurfürsten, von Schlüter (1703), wohl das schönste Denkmal Berlins, auf der jetzigen Kurfürsten-, damals langen Brücke. — *Haftitii — Microchronicon marchicum* Vgl. Anm. zu S. 9.

S. 61 **ein zweiter Leander** Vgl. Schillers Ballade „Hero und Leander" (1801). — **ein zweiter Troilus** Vgl. Shakespeare, Troilus und Cressida.

S. 63 **Benjamin Dümmerl** Vgl. die „Vorbemerkungen".

S. 65 **Lehsen, der schon die schönsten, wohlgetroffensten Bildnisse gemalt** Vgl. die „Vorbemerkungen". — **Die jungen Künstler — sprechen von nichts anderm als blanken Friedrichsd'oren, sind mit dem schönsten Courant, sollten es sogar neue Talerstücke sein, nicht zufrieden** Hier denkt Hoffmann ganz offenbar an eine Anekdote, die ihm von Zacharias Werner erzählt wurde, und die er in einem Briefe (ohne Datum, etwa April oder Mai 1808) aus Berlin seinem Freunde Hippel mitteilt. Ich zitiere nach dem 1. Abdruck des Briefes aus: [Dorow,] Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Bd. V (Berlin, 1841), S. 175: „Hast Du Werner persönlich gekannt? — ich glaube, ja! — Ueber seinen schmutzigen Geiz, der doch in keiner Künstlerseele wohnen sollte, hat Iffland neulich eine charakteristische Anekdote debitirt. Als die Weihe der Kraft in Berlin aufgeführt werden soll, erhält Werner bloss für die Mittheilung des Manuskripts, welches er gleich darauf drucken liess, aus der Theaterkasse 500 Thaler in Thalerstücken — gewiss ein ungeheuer grosses Honorar. Im Begriff, sie einzustreichen, neigt er sich, bittersüss lächelnd, zu Iffland und flüstert: ‚hätte doch gedacht im Golde, mein Herr Direktor!' — Iffland drückte sich sehr pittoresk aus, indem er sagte: ‚Immer nur sehe ich, wenn ich mit Werner über seine Werke für unser Theater spreche, die Goldfaust hervorragen!' (wie eine Teufelspfote)."

S. 68 **einen sehr hübschen, freundlichen, stattlich gekleideten Mann, der in der That einige entfernte Züge von dem Kommissionsrat im Gesichte trug** Vgl. in den „Vorbemerkungen", wo von Hensels Hoffmann-Porträt die Rede ist. — **in der Humanitätsgesellschaft** „Diese Privatgesellschaft wurde den 11. Januar 1796 gestiftet, und kömmt im Hause der Freymaurer-Loge Royal-York, Letzte-Strasse [die heutige Dorotheenstrasse] No. 24 alle Sonnabend zusammen. Sie beschäftiget sich mit wissenschaftlichen Vorlesungen, und hält gesetzliche und gesetzfreie Sitzungen. In jenen werden

eigene Abhandlungen aus dem Gebiete der Moral, der schönen Künste, des Gemeinnützlichen etc. vorgelesen. Politik und Fakultätwissenschaften sind ausgeschlossen. An gesetzfreien Tagen werden auch Damen zugelassen. Der jetzige [1806] Director ist Hr. Bendavid". (Gaedicke).

S. 71 **ein der Charité Entsprungener** Die Charité bestand aus einem Hospital für Kranke und Abgelebte, für arme Schwangere, einer abgesonderten Anstalt für ansteckende Krankheiten, und einer Anstalt für Wahnsinnige, worauf Hoffmann an dieser Stelle anspielt (nach Rumpf). Noch heute hat die Berliner Charité (wie damals schon in der Unterbaumstrasse) eine Station für Geisteskranke.

S. 72 **nach Thomasii politisch klugem Rat muß ich bleiben** Vgl. Anm. zu S. 31 ff. Hoffmann spielt hier wohl auf das siebente Kapitel a. a. O., S. 166 ff. an. Vgl. dort § 37: „Mit einer närrischen Frauen soll er Gedult haben, so lange er kann" u. s. w.

S. 76 **eine übergroße abscheuliche Maus** Vgl. auf S. 37: „Viele Leute hielten die Maus für Lippolds Zauberteufel." — **dein ganzes Geschlecht hinweggenommen wie die hülflose Brut eines Vogels – Gras soll vor deiner Thür wachsen – soll gleichen dem Tun des Hungernden** u. s. w. — **wie ein verachteter Zweig, zur Erde geworfen, und statt des Klanges der Harfen Motten deine Gesellschaft** Diesen jüdischen Fluch setzte sich Hoffmann aus einer Stelle in Schuberts Symbolik des Traumes (vgl. Anm. zu S. 57) zusammen. Schubert spricht (S. 18 ff.) von dem Ton der Ironie in der Sprache des Traumes und findet diesen in einer ungleich höheren Weise in den Vorherkündigungen aller Propheten wieder. Es heisst S. 19: „Der Stolz jenes mächtigen Fürsten, welcher ganze Völker hinweggenommen, wie man die hülflose Brut eines Vogels hinwegnimmt, wird mit dem Stolze eines Steckens verglichen, den ein starker Arm zum Schlagen braucht" u. s. w. — Ferner: „Jener schöne Morgenstern, der die Völker bezwang . . . . ist zur Erde geworfen, ... wie ein verachteter Zweig, da sind nun statt dem Klange der Harfen, Motten seine Gesellschaft" u. s. w. . . . . . „Seine Unternehmungen [werden verglichen] mit dem Thun eines Hungernden im Traume, der sich an den erdichteten Speisen zu ersättigen glaubt, und nur kraftloser vom Schlafe erwacht." Der Fluch „Gras soll vor Deiner Thür wachsen", findet sich u. a. auch in der Posse „Unser Verkehr" von Sessa (vgl. Bd. IV, Fussnote zu S. LXXIII u. S. LXXIX), die das Judentum aufs schärfste verspottete (wie Cumberlands „Der Jude" [vgl. Bd. IV, S. LXX], es auf das lächerlichste verherrlichte): Im Anfang des ersten Auftritts sagt Rachel zu

Jakob: „Süll der wachsen Gras vor Deiner Thür, wenn de schweerst falsch."

S. 77 die Bewandtnis, die es mit diesem Dales der Juden hat Nachdem es mir nicht gelungen war, diese Sage in älteren einschlägigen Büchern zu entdecken, wandte ich mich mit einer Anfrage an Herrn Dr. Martin Buber, der mir freundlichst mitteilte, dass die hier von Hoffmann erzählte Sage noch im jüdischen Volksmund lebendig sei und auch in älteren jüdischen Sagenbüchern zu finden sein müsse. — Vgl. auch Ignaz Bernstein, Jüdische Sprichwörter und Redensarten (Warschau 1908) S. 68: „Der dalüss legt sich züm erschten auf'n punim". „Wü der dalüss klebt sich un, ken men ihm nit asoj bald putür weren".

S. 79 dahin, wo der Pfeffer wächst — wie es unter der vorigen französischen Regierung geschah Nach Cayenne, bekanntlich während der französischen Revolution als Verbannungsort benutzt.

S. 80 daß — ein junger Künstler sich wohl verlieben könne, aber nicht gleich ans Heiraten denken müsse, da dies ganz unersprießlich sei — das Beispiel des jungen Sternbald Vgl. Anm. zu S. 53.

S. 81 um mit Celia in „Wie es euch gefällt" zu reden Vgl. Aufz. III, Sz. 2: „Ich fand ihn unter einem Baum, wie eine abgefallne Eichel", und etwas später: „Da lag er, hingestreckt wie ein verwundeter Ritter" (nach A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung). — Thomasius, daß der Ehestand an Erlangung der Weisheit keineswegs hindern solle Vgl. a. a. O. (s. Anm. zu S. 31), Kap. VII, § 5: „Der Ehestand hindert uns nicht an Erlangung der Weissheit, aber der ledige Stand ist derselben bequemer." — ein Politikus, der keine Frau haben Vgl. im selben Paragraphen: „Und dahin gehet das Sprichwort: dass ein Politicus keine Frau haben solle". — ein Rechtsgelehrter, der nach der Lehre des Cleobulus seine Frau, sobald sie unartig, was weniges prügeln soll Vgl. Thomasius, a. a. O., Kap. VII, § 23: „Dahin zielet Cleobulus [Tyrann von Lindos, einer der Sieben Weisen Griechenlands], wenn er lehret, dass man in Gegenwart anderer Leute weder seine Frau caressiren, noch mit ihr zanken solle, indem jenes etwas weibisches, dieses aber etwas rasendes ist." Und § 24: „Was würde dieser Mann von denenjenigen gesagt haben, die in ihren Tractaten von der Bescheidenheit der Rechts-Gelehrten närrischer Weise vorgeben, es gehöre einem bescheidenen Juristen zu, dass er seine Frau, wenn sie unartig ist, mit Schlägen tractire."

S. 82 Herrn Streccius, der in der Chemie wohlerfahren ist Ein Farbenfabrikant in der Kommandantenstrasse.

S. 83 **nach dem nahe gelegenen Bassin** Gemeint ist wohl das Grosse oder Venus-Bassin. Im „Wegweiser . . . . durch Berlin und Potsdam“ (vgl. Anm. zu S. 46) heisst es auf S. 151: „Links vom Brandenburger Thore hat der Park reizende Alleen, geschlängelte Gänge, Salons von Birken und Weissbüchen, den Apoll- und Florasalon, das grosse- oder Venusbassin und das kleine Bassin. Weiter hinauf ist eine neue 1791 gemachte Anlage, wo um einen Teich verschiedene sich schlängelnde anmuthige Gänge sich befinden.“ — **Hufelands Kunst das Leben zu verlängern** Das berühmte Werk Christoph Wilhelm Hufelands „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ erschien zuerst in der akademischen Buchhandlung in Jena 1797 und war Georg Christoph Lichtenberg gewidmet.

S. 85 **die hellen Laternen des Weberschen Zeltes** Vgl. Bd. I, Anm. zu S. 17.

S. 87 **Schlemihls berühmte Siebenmeilenstiefel** Vgl. Bd. I, S. 352 f.

S. 88 **Ihr liebes Bild auf würdige Weise zu retuschieren** Diese Idee, die Rache eines gekränkten Malers, ist wohl durch ähnliche Geschichten in alten Anekdotenbüchern angeregt. So erzählt das „Vade Mecum für lustige Leute“ (Bd. 7. Berlin 1777, S. 65 f.): „Ein junger Mensch hatte sich malen lassen, und der Maler hatte ihn bis zum Reden getroffen. Da es an die Bezahlung gieng, fand der junge Mensch die Forderung zu hoch, und verliess sich darauf, dass der Maler schon ablassen müsste, weil das Bild keinem andern nütze würde. — Mein Herr, sagte der Maler, ich bin gewiss, dass ich Sie nicht übertheuert habe, und ich werde das Bild so lange da behalten, bis Sie es selbst um den verlangten Preis von mir abfordern. — Die Zeit, mein Herr, wird nicht kommen, sagte der junge Mensch, und gieng trotzig fort. — Den andern Morgen hieng das Bild als ein Malerzeichen über der Thüre des Künstlers, mit der Unterschrift: Ich bin hier aus Mangel der Bezahlung. — Jeder, der vorübergieng, erkannte das Bild, nannte den jungen Menschen bey Namen, und dieser mogte wohl oder übel; er musste bezahlen.“ — Eine andere Anekdote, noch besser für unsern Vergleich passend, findet sich in dem Büchlein: „Hundert lustige Bocksprünge oder Possen über Possen. Nachgetischt in einem Aufsatze mit Schwänken, Schnacken, Kniffen und pudelnärrischen Streichen. Aus hinterlassenen Denkschriften des Küsters von Querlequitsch gewidmet dem Orden lustiger Brüder zu X von ihren [so!] Freund und Verehrer Y.“ (Prag, 1801. bey Johann Buchler) S. 129 f.: „Das gut bezahlte Gemälde, oder der listige Mahler. Ein vornehmer Mann, der aber alle seine Handlungen mit einer auffallenden

Filzigkeit auszuzeichnen pflegte, liess sich abmahlen. Als nun der Mahler sein Bildniss brachte, so wollte er ihm seiner Gewohnheit nach von dem bereits akkordirten Lohn einen beträchtlichen Betrag abrechnen, und nahm zum Vorwand, dass er nicht wohl wäre getroffen worden. Er glaubte, der Künstler würde viel eher das Geld nehmen, als dass er das Bild zurückträge, das ohnehin nicht so leicht an Mann gebracht werden könnte. Allein der Mahler, über die Unverschämtheit des Mannes aufgebracht, nahm wider die Erwartung des Kunden das Bild zurück. Als er nach Hause kam, mahlte er zu dem Gesichte ein paar lange Eselsohren und stellte es so zum öffentlichen Kaufe aus. Diejenigen nun, welche vorübergiengen, und den Abgemahlten kannten, erstaunten über die sonderbare Art der Abbildung. Sie kamen zu ihm, und vermeldeten, was sie gesehen. Der vornehme Mann eilte zu dem Mahler und machte ihm wegen dieser Beschimpfung Vorwurf. Was gehet das Sie an, sagte der Mahler gleichgiltig. Behaupteten Sie nicht, dass Sie gar nicht wären getroffen worden. Ich kann mit meinem Bilde nach Gefallen verfahren" u. s. w. Obwohl nun der Verspottete die volle Summe für das Bild zu zahlen bereit ist, erhält er es jetzt erst für das sechsfache des ursprünglichen Preises. — Ähnlich findet sich diese Schnurre auch in andern Anekdotensammlungen. Einen weiteren Malerstreich (das Bild des Präsidenten —lowitz in Petersburg, das der Künstler, ohne den Kopf auf die von unten aufgemalte Figur draufzusetzen, im Stiche lässt, worauf man sich in Petersburg erzählt, der Maler habe den Präsidenten am besten getroffen, weil er ihn ohne Kopf gemalt) erzählt der „Antihypochondriakus" (11. Porzion. Erfurt 1792, S. 97 ff).

S. 89 **bei dem Bilderhändler am Bankgebäude in der Jägerstraße** Gaedicke nennt in seinem „Lexicon von Berlin" S. 341 in der Jägerstrasse nur einen Kupferstichhändler A. Philipson (No. 40, die Königliche Bank befand sich in der Jägerstrasse No. 34, nach Gaedicke S. 36), der hier wohl gemeint sein dürfte.

S. 90 **in der Breiten Straße** Sie zieht sich vom Schlossplatz zur Gertraudenstrasse.

S. 91 **auf irgend einem Kaffeehause** Im ersten Druck der „Brautwahl" heisst es (vgl. auf S. 307): „bei Holzapfel, Zimmermann oder auf sonst irgend einem Kaffeehause".

S. 92 **in welchem Herr Devrient einen mordsüchtigen Juden spielt** Vgl. in unserm Bd. IV, S. LXVI ff., LXXV f., 62 ff., 300 ff.

S. 93 **wie die Prinzen von Marokko und Aragon** Vgl. Shakespeare, Kaufmann von Venedig, Aufz. II, Sz. 7 u. 9. Vgl. auch die „Vorbemerkungen".

S. 95 **Leonhard Turnhäuser** Vgl. Anm. zu S. 45.

S. 96 Ästhetiker wollen mir zu Leibe Vgl. in den „Lesarten" auf S. 307 und über diese Stelle in den „Vorbemerkungen". — in Wieglebs natürlicher Magie Vgl. Anm. zu S. 20. — kein Philidor Ein Taschenspieler des 18. Jahrhunderts, der sich im Februar und März des Jahres 1789 auch in Berlin produzierte. Seine Zauberkunststückchen, die durchaus unter dem Durchschnitt gewesen sein sollen, nannte er „magische Experimente". Eine Separatvorstellung vor 12—14 Subskribenten, in der er sich erbot, „verstorbene Personen zu beschwören und erscheinen zu machen", fiel kläglich ins Wasser. Darüber berichtete der damalige Generaldirektor der königlichen Schauspiele, der Kammerherr Freiherr von der Reck, in der „Berlinischen Monatschrift" (herausgegeben von F. Gedike und J. E. Biester. Bd. XIII. Berlin 1789. S. 456—473) in einem Aufsatz „Nachricht von der Philidorschen Geisterbeschwörung". Die Vorführung fand abends 7 Uhr in einem Hause am Friedrichstädtschen Markt statt und wird als ein sehr ungeschickt arrangierter Schwindel dargestellt. Die Zuschauer, unter denen sich hervorragende Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft befanden, waren derartig empört, dass sie die Ausweisung des Zauberkünstlers erwirkten. Von dem „Hochlöblichen Polizeidirektorium" ging der Befehl aus, „dergleichen gegen die Religion und guten Sitten anstossende Gaukeleien nicht zu gestatten, vielmehr den Zauberer sofort von hier zu entfernen". Vgl. auch Tlantlaquatlapatli [H. W. Seyfried], Chronik von Berlin. 1789—1793. Bd. II über Philidor. — kein Philadelphia Vgl. über ihn in unserm Bd. VI, S. 386, Anm. zu S. 178. In abfälliger Weise zitiert ihn auch J. C. Musäus in seiner „Moralischen Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder. Nach dem Französischen des Herrn Monget" (Gotha, 1788). Es heisst S. 73: „Beym lezten Kirchweyfeste kamen fremde Gaukler an, / Die künstlich aus der Tasche spielten, / Dass manche Leute sie für Zaubrer hielten; / Sie zauberten auch wenigstens so gut, / Als weiland Philadelphia der Jud." — kein Cagliostro Vgl. in unserm Bd. I, S. 494, Anm. zu S. 212.

S. 97 wo wäre diejenige hier in Berlin zu finden, die das nicht täte Vgl. Anm. zu S. 50. — Antwort Shylocks: „Ja um Schinken zu riechen u. s. w. Vgl. Shakespeare, Kaufmann von Venedig, Aufz. I, Sz. 3. Hoffmann zitiert die ganze Stelle wörtlich nach A. W. Schlegels Übersetzung. Vgl. auch A. R. G. C. Matthäi, Beschreibung des jüdischen Purim-Festes (Nürnberg 1758), S. 12: „Wer da isset bey der Mahlzeit eines Goi, ist gleich als ob er esse von einer Mahlzeit eines unreinen Geistes."

S. 100 Johannes Beers musikalischen Krieg oder die Beschreibung des Haupttreffens u. s. w. Vgl. Johann Beerens, Wei-

land Hochfürstl. Sächsisch-Weisenfelsischen Concert-Meisters und Cammer-Musici Musikalische Discurse durch die Principia der Philosophie deducirt, und in gewisse Capitel eingetheilt, Deren Innhalt nach der Vorrede zu finden. Nebst einem Anhang von eben diesem Autore, genannt der Musicalische Krieg zwischen der Composition und der Harmonie. Nürnberg, Verlegts Peter Conrad Monath. 1719. Mit einem Titelkupfer. 8⁰ 6. Bl. u. 216 Seiten. Als Anhang mit besonderm Titel S. 203—216: „Der Musikalische Krieg, Oder Beschreibung des Haubt-Treffens zwischen beyden Heroinen, als der Composition und Harmonie, wie diese gegen einander zu Felde gezogen, gescharmützirt, und endlich, nach blutigem Treffen, wieder verglichen worden. Auf der Krieger-Nicolaischen Hochzeit-Freude den Herren Musicis zur beliebenden Kurtzweil übergeben von Dem zu Ende genandten Freunde [‚Johann Beer']." E. L. Gerbers „Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler" führt (vgl. Bd. I, Leipzig 1790, Sp. 96 f.) als erste Ausgabe an: „Bellum musicum", 1701, in 4⁰, von der mir kein Exemplar zugänglich war. Hoffmann kannte, dem Zitat zufolge, wohl die von uns angeführte Ausgabe. Johann Beer (bei Gerber unter Bähr, der auch eine Anekdote neben den biographischen Daten gibt) lebte von 1652—1700.

S. 103 dem Bassanio gleich der Anweisung der letzten Worte folgte Bei Shakespeare lauten die letzten Verszeilen (vgl. Kaufmann von Venedig, Aufz. III, Sz. 2): „Müsst ihr eurer Liebsten nahn, / Und sprecht mit holdem Kuss sie an."

S. 105 der Referendarius Gloxin Anspielung auf eine Person am Berliner Kammergericht? Der Familienname Gloxin ist nachzuweisen. Einen C. D. Gloxin kenne ich als Verfasser des Buches „Marie Aurora Gräfin von Königsmark" (Berlin 1797). — auf den Bällen Im ersten Druck der Erzählung (vgl. die Lesarten auf S. 308) heisst es: „auf den Bällen in der Börsenhalle". Vgl. bei Gaedike, S. 71: „Das neue Börsenhaus ist auf der Stelle der alten Grotte auf Kosten der Kaufmannschaft in den Jahren 1801 und 1802 von Becherer erbauet worden, und wird auch, ausser den Börsenversammlungen, von einer Ressource zu Bällen und Vergnügungen benutzt."

S. 106 die Lokalität noch lokaler zu machen, einige celebre Namen hinzuzufügen u. s. w. Vgl. auch hinsichtlich der Fussnote darüber die „Vorbemerkungen".

S. 107 die Märchen der Dschehezerade zum Muster zu nehmen Wie es vor allen andern die Franzosen taten (vgl. die Märchen der Gräfin d'Aulnoy u. s. w.); auch zur Behandlung philosophischer Fragen oder zu Satiren wurde das morgenländische Märchen als Einkleidung ge-

wählt (Voltaires „Zadig“, Diderots „Les bijoux indiscrets“, Bekfords „Vathek“ u. s. w.). Auch Wieland verlegte seine Märchen ins Morgenland, wie es u. a. später Anton Wall [recte: Christian Leberecht Heyne] in seinen Märchen „Amathonte“ (1799), „Murad“ (1800) und „Korane“ (1801) tat. Die Märchen der „Tausendundeinen Nacht“ (von Hoffmann im „Klein Zaches“ bereits erwähnt, vgl. unsern Bd. IV, S. 142) kannte Hoffmann wohl durch die Übersetzung von Joh. Heinr. Voss (nach Galland in 6 Bändchen, Bremen 1781—1785) oder durch die „Blaue Bibliothek“ (vgl. in unserm Bd. I, Anm. zu S. 216, Bd. IV, S. XCIII, vgl. hier auch die Fussnote auf S. XCVII). Die älteste deutsche Übersetzung dürfte die bei Weidmann in Leipzig 1771—1774 in 12 Teilen erschienene sein.

S. 108 **die ich schon vor langer Zeit aufschrieb** Vgl. die „Vorbemerkungen“.

S. 111 **die Strafe der Mutter — deren Zucht wir entartete Kinder entflohen — daß in jener goldnen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einklange mit der ganzen Natur lebte — in der seligsten Harmonie** u. s. w. Für diese Ideen, die sich an Ausführungen Gotth. Heinr. Schuberts anlehnen, nimmt Hoffmann selbst die Schubertschen Redewendungen mit hinüber. Vgl. dessen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808), S. 4, 7 ff. Schubert spricht von der „ersten heiligen Harmonie mit der Natur“. „Damals hat nicht der Geist des Menschen die Natur, sondern diese den Geist des Menschen lebendig erfasst, und die Mutter, welche das wunderbare Wesen gebohren, hat es noch einige Zeit aus der Tiefe ihres Daseyns ernährt“ (S. 4). Er spricht (S. 7) von jenen Augenblicken, „wo sich unser Wesen im innigsten Einklange mit der ganzen äussern Natur befindet, die der höchsten Lust, des höchsten Wohlseyns“. S. 8 heisst es: „Der göttliche Keim, dessen zartes Beginnen die Mutter gepflegt, wird im Gemüth des Menschen stark, und siehe! der Brust und des Bedürfnisses der Mutter entwachsen, fragt der junge Knabe nach seinem Vater, und nach jenem göttlicheren Ideal, durch welches diese Natur, und aus ihr der Mensch geworden“ u. s. w. Losgelöst von ihr „versteht der Mensch die Natur nicht mehr“. (Vgl. auch in unserm Bd. VI, S. 112 f.) — **die Luftmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon**, deren Kenntnis Hoffmann gleichfalls Schubert verdankt. Vgl. in unserm Bd. VI, S. 113 und die Anm. dazu (auf S. 363). Die Verbindung mit Dagoberts vorhergehenden Worten ist eine Hoffmannsche Kombination. Vielleicht ist die von Moritz, S. 112 f. erzählte Begebenheit mit dem **„Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge und elektrischen Ursprungs sei“** (S. 113), von Hoffmann erfunden auf Grund

der Schubertschen Mitteilung der „elektrischen Meteore", die „bekanntlich von einem eigenthümlichen Ton begleitet" sind; wobei Schubert in einer Fussnote (zu S. 66) bemerkt, dass die Atmosphäre vor Zeiten viel mehr Anlage zu solchen tönenden Lufterscheinungen gehabt haben muss.

S. 112 *daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen focht — vor der Schlacht bei Viktoria* S. über den sogenannten Französisch-Spanisch-Portugiesischen Krieg (1807—1814). Die Schlacht bei Vittoria [so!] am 21. Juni 1813 entschied den Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel, Wellington brachte den Franzosen unter Jourdan und König Joseph Bonaparte eine schwere Niederlage bei.

S. 113 *Phänomen — elektrischen Ursprungs* Vgl. in den Anmerkungen zu S. 111. Eine ähnliche Naturerscheinung am Kurischen Haff erwähnt Hoffmann in den „Automaten" (vgl. in unserm Bd. VI, S. 113).

S. 118 *So wie die Somnambule sich durchaus nicht ihres somnambulen Zustandes erinnert* Vgl. C. A. F. Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, Berlin 1811, S. 186: „Von alle dem, was während des magnetischen Schlafes [im Zustande des Somnambulismus, im dritten Grade] mit dem Kranken vorgenommen worden ist, und was er in dieser Zeit wahrgenommen, gedacht, gesagt und gethan hat, besitzt er im Wachen entweder nur eine sehr dunkele, oder gar keine Rückerinnerung". S. 109 heisst es: „Merkwürdig ist es, dass die Erinnerung aus dem wirklichen Leben durch diesen [dritten] Grad der Dunkelheit zu den höhern Graden mit hinübergenommen und die dortige Gegenwart, als unmittelbare Folgereihe, daran angeknüpft wird, dass aber dagegen bei der Rückkehr durch diesen Grad jenes neue Glied hier stets zurückbleibt und nicht ins Wachen mit herübergenommen wird. Wenn demnach in jenen höhern Zuständen die Erinnerung einer ununterbrochenen Kette gleicht, so gehen für das wirkliche Leben alle die Glieder derselben verloren, welche innerhalb jener Zustände fielen" u. s. w. Vgl. auch S. 124. — *in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages* Vgl. auf S. 131 f. — *Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu besinnen, der mich so entsetzt hatte* u. s. w. Vgl. G. H. Schuberts „Symbolik des Traumes" (Bamberg 1814), S. 180: „In einem gewissen Falle begann der innere Kampf beym plötzlichen Aufschrecken aus einem bedeutungsvollen Traume, dessen eigentlichen Inhalt der Erwachende nicht mehr wusste, der aber eine tiefe innere Wirkung zurückgelassen". Ferner: Dieterich Tiedemann, Untersuchungen über den Menschen. Th. III. Leipzig 1778. S. 175: „wir wissen sehr oft, dass wir geträumet haben, aber nicht, was wir geträumet haben". Vgl. auch G. Fr. Chr. Greiner, Der Traum und das fieberhafte Irreseyn.

Ein physiologisch-psychologischer Versuch. Altenburg und Leipzig: F. A. Brockhaus. 1817. S. 111f. u. passim. Es wäre hier auch auf einige Bemerkungen Lichtenbergs über den Traum hinzuweisen.

S. 119 In dem letzten Feldzuge Es ist wohl das Jahr 1814 gemeint. — die Bekanntschaft eines russischen Obristleutnants, Liefländers von Geburt Auf S. 146 nennt Hoffmann ihn mit abgekürztem Namen: von S—en. Denkt er hier an eine historische Person, so käme nur die Familie von Sacken in Betracht. Bekanntlich spielt im Russisch-Deutsch-Französischen Krieg (1812—1815) ein russischer General von Sacken eine grosse Rolle.

S. 120 die Sinnesänderung ihrer Tochter S. auf S. 152: „dass Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine teure Geliebte raubte durch satanische Künste". Vgl. die „Vorbemerkungen".

S. 123 Auf Theodor, der von seiner Krankheit her noch sehr reizbar, hatte der Scherz des Freundes in der Tat mehr gewirkt als dienlich. Er war totenbleich u. s. w. Wir wissen durch Hitzig u. a., wie ausserordentlich sensibel Hoffmann war, der selbst von den Bildern der eigenen Fantasie gebannt wurde, so dass die Überlieferung, er habe sich oft vor seinen eigenen Gestalten gefürchtet, gewiss nicht ganz der Wahrheit entbehrt. Vgl. auch in unserm Bd. III, S. 386, Z. 7ff. v. u.

S. 129 den Grafen einen neuen Kalaf — meine gute Angelika wenigstens keine Turandot Über Gozzis „Turandot" vgl. Bd. III, Anm. zu S. 300, Bd. IV, Anm. zu S. 74ff. Hoffmann denkt an dieser Stelle an die dritte Szene des ersten Aktes: Ismael hat Turandots Bildnis, das seinen Prinzen verführt und ihm den Tod gebracht hat, fortgeworfen, Calaf hebt es, trotz Baracks Einreden, auf und wird ebenfalls durch den Anblick desselben fasziniert, in helle Liebesglut versetzt und beschliesst, Turandot zu gewinnen.

S. 131 der fürchterliche Traum Vgl. auf S. 118. — vor einem wunderbaren Baum — beinahe dem Holunder ähnlich Vielleicht ist hier eine Beziehung zu den magnetisierten Bäumen zu konstruieren. Vgl. in Bd. I, Anm. zu S. 214. Der Holunder spielt im Volksglauben und -aberglauben eine grosse Rolle (vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835, S. 374f.). Bekanntlich zeigen sich dem Studenten Anselmus die drei goldgrünen Schlänglein in den Zweigen eines Holunderbaumes (im „Goldnen Topf", vgl. Bd. I, S. 241ff.).

S. 132 Der rauschte mit seinen Zweigen so lieblich und winkte mir zu, wie mich einladend in seine Schatten Man wird bei dieser Stelle unwillkürlich an Wilhelm Müllers „Am Brunnen vor

dem Thore" erinnert; dies Lied wurde erst 1823 in dem Taschenbuch „Urania" gedruckt. Hoffmann muss mit Wilhelm Müller, der gewiss Hoffmanns Schriften gekannt hat, persönlich in der „jüngeren Liedertafel" zusammengekommen sein. Diese Personifizierung eines Baumes ist ein ganz romantisches Motiv. So heisst im „Sternbald" (vgl. Anm. zu S. 53) Th. I, S. 166: „dann lehnte er sich an den Stamm des Baums, der mit seinen Zweigen und Blättern über ihm rauschte und lispelte, als wenn er ihm Trost zusprechen möchte, als wenn er ihm dunkle Prophezeihungen von der Zukunft sagen wollte". — eine schneeweiße Hand wurde sichtbar, die Kreise um mich her beschrieb Also die magnetische Manipulation. Vgl. auch Bd. III, S. 338 u. Anm. dazu.

S. 139 Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von neuem Im Frühling des Jahres 1815.

S. 140 Der Feldzug schien erst dem Feinde günstig zu sein Blüchers Niederlagen bei Charleroi und Ligny am 16. Juni.

S. 141 Die Hauptstadt des Feindes war genommen Paris kapitulierte am 3. Juli unter Davout, am 7. Juli rückten die Verbündeten ein.

S. 142 aber es ist mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden Vgl. Kluge a. a. O., S. 110: „Schon durch den vorhergehenden Grad von dem Leben in den Aussendingen abgeschnitten, und in die magnetische Sphäre übergeführt, erwacht er jetzt innerhalb derselben, lebt also auch nur in ihr und in Abhängigkeit von den mit ihr verbundenen Dingen. Diese seine Abhängigkeit bezieht sich vorzüglich auf den Magnetiseür, durch welchen er gewissermassen empfindet, denkt und handelt, und der gleichsam ein neues Organ für ihn ist, durch welches er mit den Aussendingen wieder in eine ganz eigenthümliche Verbindung gesetzt wird." — da es sonst kein Leben mehr hinieden für mich gibt Kluge fährt nach den eben zitierten Worten fort: „Weit abgesehen, dass ihm der Verlust seiner Freiheit schmerzhaft und die Abhängigkeit von seinem Magnetiseur drückend seyn sollte, so ist ihm dies Verhältniss gerade höchst angenehm. Er dünkt sich in der Nähe desselben, wie in einer Gegend, in welcher er gern lebt und athmet, und, von ihm entfernt, in eine Wüste hinausgestossen, verlassen und von den Gefühlen des Heimwehs geplagt." Dies ist die Schilderung des vierten Grades, oft zitiert unter dem Namen der vollkommenen Krise oder des einfachen Somnambulismus.

S. 144 an den Stamm eines blühenden Holunderbaums gelehnt Vgl. auf S. 131 und die Anm. dazu.

S. 145 litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja daß man sie auch nur von den Handschuhen befreie, jede Be-

rührung könne ihr schädlich sein Vgl. Kluge a. a. O., S. 159: „Wird der Somnambul von einer fremden Person, vorzüglich aber von einer solchen, die ihm widrig ist, berührt, so erfolgen darnach mehr oder weniger Lähmungen und Krämpfe mit Blässe und Kälte in dem berührten Theile."

S. 146 den russischen General Bogislav von S—en Vgl. Anm. zu S. 119. — in demselben Augenblick, als er starb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Kristall klingend zusammen Über das Vermögen der Clairvoyants, von einzelnen, in der Ferne sich ereignenden Vorgängen, so besonders von Todesfällen, unmittelbare Kenntnis zu nehmen, berichtet Kluge a. a. O., S. 222 ff. Über den Tod des Magnetiseurs einer Somnambule und dessen Wirkung auf diese, berichtet Kluge nichts, jedoch liegt der von Hoffmann konstruierte Fall durchaus im Bereich der Möglichkeit und basiert auf den von Kluge mitgeteilten Beobachtungen über das Verhältnis der Somnambule zum Magnetiseur. Vgl. die Anm. zu S. 142 und Kluge a. a. O. passim.

S. 149. in einen unbegreiflichen träumerischen Zustand Nämlich in einen magnetischen, worauf auch die Worte schliessen lassen: durchdrungen von einem fremden wunderbaren Wonnegefühl — fiel mein erster Blick auf ein Bild Von dem also die rätselhafte Wirkung ausging. Wie Hoffmann zu dieser neuen Kombination gekommen, vermag ich nicht zu erraten, da mir keine auf wissenschaftlicher Grundlage stehenden Bücher oder Aufsätze der Zeit bekannt sind, die ähnliches zu berichten wissen. Hoffmann pflegte sich stets an solche zu halten, auch bei den fantastischsten Momenten seiner Erzählungen. Vielleicht nahm er an, dass sich auch leblose Gegenstände magnetisieren liessen, die dann dieselben Wirkungen hervorbringen sollten wie die Manipulation selbst (vgl. die magnetisierten Bäume, magnetisiertes Wasser, magnetisierte Blumen; bei diesen darf man jedoch nicht von leblosen Gegenständen sprechen). Vielleicht befand sich aber Marguerite selbst auf dem Schlosse, und es käme derselbe Vorgang in Frage, wie ihn Dagobert von Marguerite an Angelikas Bette erzählt (vergl. auf S. 155 und Anm. dazu).

S. 152 in Neapel eine teure Geliebte raubte Vgl. auf S. 120.

S. 153 hatte das Bild der Ungetreuen — in tausend Stücken zersplittert Auch hier wieder die magische Wirkung eines Bildes (vgl. Anm. zu S. 149), wie wir sie sonst nur in Volkssagen finden (vgl. Apel-Launs Gespensterbuch).

S. 154 wandre ich zu jenem wunderbaren Baum Vgl. auf S. 144. — Die Natur, die grausame Mutter, die abhold ge-

worden den entarteten Kindern Wieder das Schubertsche Bild wie auf S. 111.

S. 155 wie sie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen sehr lebhaft und angenehm träume — daß sie — Nächte über bei Angelika zugebracht und — mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht Vgl. in unserm Bd. I, S. 493, Anm. zu S. 207 (nach Kluge, a. a. O., S. 325). Wir fügen hier noch an, was Kluge weiter sagt: „Gleich von dieser Zeit an äusserte sie nun eine immer mehr zunehmende Anhänglichkeit für diesen jungen Mann, dessen Gattin sie endlich ward, und ihm dann gestand, sie wisse allein nicht, wie sie ihn so liebgewonnen habe, sie glaube aber, dass häufige und sehr lebhafte Träume die erste Veranlassung gewesen wären." — Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt und aus der alten P—schen Schule entstanden sein soll Hoffmann meint die Puysegursche Schule. Vgl. in unserm Bd. I, S. 493, Anm. zu S. 205. Einige Schüler Mesmers bildeten nach dem Jahre 1784 magnetische Gesellschaften in den Haupt- und Provinzstädten Frankreichs, die miteinander in Verbindung standen, und die hilfsbedürftige Kranke unentgeltlich magnetisierten. Sie nannten sich harmonische Gesellschaften, „weil ihr Zweck dahin ging, überall der Harmonie der Natur nachzuforschen und hierdurch physisch und moralisch wohltätig auf die Menschen zu wirken". In den europäisch-französischen Staaten zählte man deren dreissig und ebensoviel auf den französischen Inseln. Auch in Turin und auf Malta gab es ähnliche Verbindungen. Die Muttergesellschaft war die Schule Mesmers in Paris, die zweite Schule war die des Ritters Barbarin (vgl. unsern Bd. I, Anm. zu S. 204) und die dritte die Puysegursche (vgl. Kluge, a. a. O., S. 61—65). — aus einer Wissenschaft — deren Namen ich aber nicht nennen mag Das Wort Magnetismus wird in der ganzen Erzählung möglichst vermieden. Nur auf S. 145 sagt der Arzt, dass Angelika sich „auf eine unbegreifliche Weise in einem magnetischen Zustande" befinde, und S. 118 wird flüchtig das „magnetische Prinzip" erwähnt.

S. 157 echte Radamanthen Radamanthus, ein Bruder des Minos, hatte sich in seinem Leben gegen die Lasterhaften unerbittlich bewiesen. Minos, Radamanthus und Äacus waren die Höllenrichter, welche die Taten der abgeschiedenen Seelen untersuchten und ihnen die verdienten Wohnungen entweder in den Vorhöfen der Unterwelt oder in den Elysäischen Feldern oder in dem Gefängnisse des Tartarus anwiesen. — Der fremde Graf gleicht dem Alban in dem Magnetiseur Vgl. darüber in den „Vorbemerkungen".

S. 159 ein Theaterdichter, der nicht mehr auf der Erde wandelt, und dessen Schauer und Entsetzen erregender Tod wohl seine ärgsten Widersacher versöhnt August von Kotzebue, der am 23. März 1819 in seiner Wohnung zu Mannheim von Karl Ludwig Sand überfallen und erdolcht wurde. Fouqué gab ein 12 Seiten langes Gedicht: „Der Mord August's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutschlands Jugend" (Berlin 1819) als Broschüre heraus. In einem Briefe an Hippel vom 24. Juni 1820 (zuerst mitgeteilt von Hitzig) spricht Hoffmann von „Sands verabscheuungswürdiger meuchelmörderischer Tat". — das sogenannte romantische Schauspiel Deodata, ein kurioser Wechselbalg, an dem ein wackrer Komponist nicht gute Musik hätte verschwenden sollen In seiner Rezension „Der Opern-Almanach des Hrn. A. v. Kotzebue (Leipzig, bey P. G. Kummer. 1815)" [vgl. in dem Bande unserer Ausgabe, der die musikalischen Schriften bringt] verwirft Hoffmann alle Kotzebueschen Operntexte, das von Himmel komponierte Vaudeville „Fanchon" [vgl. Bd. I, Anm. zu S. 17] nicht ausgenommen. „Dann erinnerte ich mich", schreibt Hoffmann, „an die Vorrede zu einem Singspiel, das ‚Gespenst', später, ‚Deodata' genannt, die mir noch mehr missfiel, als das ganze Stück, dessen Musik ich übrigens nie gehört und gesehen habe, welches mir leid thut, da sie sich hoch über den aus verschiedenen Schauspielen und Tragödien zusammengeflickten Text erheben soll" (aus der Allgem. musik. Ztg. Jahrg. XVI [1814] Sp. 720 ff., 736 ff.). „Das Gespenst. Ein romantisches Schauspiel in vier Akten. Mit Chören und Gesängen", erschien zu Leipzig im Jahre 1808. Unter diesem Titel wurde es auch später in die Gesamtausgabe aufgenommen. Unter dem Titel „Deodata" (dies ist der Name der Heldin des Stückes) kam es auf die Bühne, und zwar als „heroisches Schauspiel in 4 Aufzügen mit Chören und Gesängen von Kotzebue. Musik vom Kapellmeister B. A. Weber", es wurde auf dem Berliner Königl. Theater 41 mal vom 10. März 1810 bis zum 29. September 1822 gegeben, in dieser Zeit wird es Hoffmann sicher einmal gesehen und gehört haben (die Worte über den Opernalmanach schrieb er im Jahre 1814). Der Komponist Bernhard Anselm Weber (1766—1821) wurde im Jahre 1792 Musikdirektor in Berlin, was er bis zu seinem Tode blieb. Auf einer grossen Federzeichnung (erwähnt in unserm Bd. IV, S. LXXVIII f. vgl. hier besonders S. LXXIX Z. 6 ff. v. o.) hat ihn Hoffmann in einer beneidenswerten Situation gezeichnet. Bekanntlich hatte sich auch Hoffmann an die Komposition des Kotzebueschen Singspiels gemacht, er hatte es auf Bestellung des Theaterunternehmers in Bamberg angefertigt, wo es durchfiel. Er schrieb in sein Tagebuch: „Das Gespenst

aufgeführt, — total missrathene Darstellung, — dem Auspfeifen nahe." Die Hoffmannsche Partitur des Singspiels ist verloren, während man die bisher verschollenen aus der gleichen Zeit stammenden Originalpartituren des Melodrams „Saul" und der Oper „Aurora" in Würzburg wieder aufgefunden hat. — Es ist bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, dass Hoffmann wahrscheinlich noch ein zweites Kotzebuesches Singspiel komponiert hat: „Feodore" (erschien zuerst im 10. Jahrgang von Kotzebues „Almanach Dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande", Leipzig 1812), da die Komposition eines Liedes daraus „In des Irtisch weisse Fluthen" uns erhalten geblieben ist. Die Noten, für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung, wurden von Hieronymus Truhn seinem Aufsatze „E. T. A. Hoffmann als Musiker" im „Freihafen", Jahrg. II, Heft 3, Altona 1839, S. 66 ff. beigegeben; diese haben merkwürdigerweise im „Welt-Spiegel" des Berliner Tageblatts, Jahrg. 1907, No. 67 vom 22. August, einen Wiederabdruck gefunden. Weder Truhn noch seine Nachfolger haben aber die Herkunft des Textes erkannt. — **wenn der Dichter der Deodata in dem Vorwort die Oper deshalb verwirft, weil es unnatürlich sei, daß die Leute auf dem Theater sängen** u. s. w. Im Vorbericht sagt Kotzebue wörtlich: „Das folgende Schauspiel ist ein Versuch, den Gesang so herbey zu führen, dass es wenigstens wahrscheinlich sey, dass die handelnden Personen wirklich in diesem Augenblicke hätten singen können. Daher findet man hier weder Arien, noch Duetts und dergleichen Lächerlichkeiten, welche nur die Gewohnheit uns erträglich macht." — **Laß ruhn, laß ruhn die Toten** Zitat aus Bürgers „Lenore".

S. 161 **ein kleines Theaterstück, das er unlängst gedichtet** Es handelt sich hier sehr wahrscheinlich um Contessas „Ich bin mein Bruder", das (nach Schäffer und Hartmann, vgl. unsern Bd. IV, S. 342) vom 24. April 1819 bis zum 3. Juli 1822 zehnmal gegeben wurde, sechsmal in Berlin selbst, einmal in Potsdam und dreimal in Charlottenburg. Das einaktige Lustspiel erschien gedruckt zuerst 1819 in Müllners Almanach für Privatbühnen und wurde später in C. W. Contessas Schriften, herausgegeben von E. v. Houwald (Bd. III, S. 205, Leipzig 1826), wieder abgedruckt. Houwald gibt 1809 als Entstehungsjahr an, was aber leicht auf einem Schreibfehler beruhen könnte. Hans Meyer sagt in seiner Dissertation „Die Brüder Contessa" (Berlin 1906), S. 101: „Eine Erzählung Weisflogs ‚Der Denkzettel', die im Jahre 1819 spielt und Contessa neben E. Th. A. Hoffmann handelnd einführt, lässt ihn, der in Warmbrunn im Bade weilt, das Stück hier verfassen. Da die Novelle offenbar nach einem wirklichen Erlebnis Weisflogs gebildet ist, könnte man im

Zweifel sein, ob Houwald die Entstehungszeit mit 1809 richtig angiebt." Obwohl Meyer Houwald als der bessere Gewährsmann erscheint, ist ein unabsichtlicher Irrtum ja nicht ausgeschlossen. Meyer gibt an genannter Stelle eine knappe Inhaltsangabe und lobt die Durchführung der komischen Situationen und Charaktere; zwei Szenen, darunter die „ganz ausgezeichnet gestaltete Schlussszene", werden rühmend hervorgehoben, getadelt nur die umständliche Exposition und die zu umfangreichen, schleppenden Anfangsszenen. Dagegen schrieb ein zeitgenössischer Kritikus in der „Zeitung für die elegante Welt" (vom 11. Mai 1819, No. 92, Sp. 736) in einer vom 1. Mai datierten Korrespondenz aus Berlin: „Die Bühne stellte an Neuem auf: Contessa's kleines Lustspiel: Ich bin mein Bruder, aus Müllners diesjährigem Theater-Almanach. Die Kleinigkeit hat ihre Schwächen und enthält weder eine neue Wendung oder Situation, noch irgend einen neuen bedeutenden Gedanken, unterhielt jedoch und gefiel, was indessen auch der trefflichen Darstellung und insbesondere dem wackern Spiele der Herren Beschort, Devrient und Stich (Albert, Sirillo und Heimfeld) gut geschrieben werden muss." Devrient besonders als Sirillo soll den Erfolg des Stückes entschieden haben. Wie auf Devrient gemünzt scheinen denn auch Hoffmanns Worte auf S. 163: „Kein humaner — Dichter wird es leugnen, dass mancher geniale Schauspieler, dem die Person des Stücks in wahrer Lebensfarbe aufgegangen, dem Dichter eine Charakteristik zu erschliessen vermag, an die er selbst wenigstens nicht deutlich dachte und dennoch für wahr anerkennen muss" (dazu vgl. in unserm Bd. IV, S. LXXI ff.). Neben „Ich bin mein Bruder" käme nur noch Contessas einaktiges Lustspiel „Der Schatz" in Frage, der aber schon am 13. Juni 1817 aufgeführt wurde, so dass mit grösserer Wahrscheinlichkeit an das erstgenannte Stück zu denken, um so mehr auch, als der „Schatz" gewiss von Hoffmann mit weniger Lob bedacht worden wäre. Oder sollte der Vergleich auf S. 163, Z. 12 f. v. o. eine versteckte Anspielung auf den Titel des Stückes sein?

S. 163 Irgend ein Theaterdichter hat einmal unverhohlen geäußert, daß es durchaus keine Schauspieler gebe, die imstande sein sollten, den ihm inwohnenden Geist zu erkennen und die Personen, die er schaffe, darzustellen Womit sehr wahrscheinlich Zacharias Werner gemeint ist, dem jene Eitelkeit eigen war, „an der manches grosse wahrhafte Talent den Erstickungstod stirbt". Ausser dem Schicksalsdrama „Der vierundzwanzigste Februar" hat sich kein Stück von ihm auf der Bühne halten können. — Schiller – als er den Wallenstein darstellen sah – Der den Wallenstein darstellte – war aber Fleck, der ewig unver-

geßliche Heros unsrer Bühne Über Fleck vgl. in unserem Bd. IV, S. 293, Anm. zu S. 51: Fleck war bereits tot (starb 1801), als Schiller im Frühling 1804 nach Berlin kam, und Iffland spielte die Rolle des Wallenstein. „Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen. — Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen“, sagt Caroline von Wolzogen in ihrer Biographie (Bd. II, S. 260). Am 9. November 1803 hatte Schiller an Iffland geschrieben: „Entschliessen Sie sich doch jezt, den Wallenstein selbst zu übernehmen. Es wünschen es so viele.“ Tieck sagt im 3. Bande seines „Phantasus“ (Berlin 1816) S. 509 von Fleck: „Viele der Schillerschen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet. Wallenstein hat ihn späterhin auch denen bekannt gemacht, die früher das Theater nicht wichtig finden wollten.“ Heinrich Steffens erzählt in seinem autobiographischen Werke „Was ich erlebte“ (Breslau 1841, Bd. IV, S. 109f.) von der ersten Aufführung der „Piccolomi“ in Weimar, dass er seinen Platz in Schillers Loge gefunden: „Nun aber sass Schiller selbst neben mir und war mit Allem nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. ‚Durch eine solche Aufführung‘, sagte er, ‚lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser als ich es schrieb‘.“ Dieser Ausspruch erinnert sehr an Hoffmanns Worte. Es liegt hier also wohl hinsichtlich des Darstellers ein kleiner Irrtum Hoffmanns vor. Er selbst konnte Fleck als Darsteller des Wallenstein in Berlin gesehen haben; die erste Aufführung der „Piccolomini“ fand dort am 18. Februar 1799 statt (Hoffmanns Berliner Aufenthalt erstreckte sich vom Herbst 1798 bis in das Frühjahr 1800).

S. 165 den ausgepochten Theaterdichter immer der Fluch des Lächerlichen trifft Man denke an Friedrich Schlegels Alarcos.

S. 166 als die Oper, die er vor ein paar Jahren auf das Theater brachte Gemeint ist Hoffmanns Oper „Undine“ (vgl. Bd. IV, S. XXXIX ff.).

S. 167 an sein *Siècle de Louis XIV.* Vgl. über diese Hauptquelle Hoffmanns die „Vorbemerkungen“.

S. 168 Straße St. Honoré Unweit des Louvre, zieht sich parallel zur Rue de Rivoli. In den von Hoffmann benutzten Büchern oft genannt (z. B. Paris, wie es war und wie es ist . . . Bd. I, S. 231, 236f., Bd. II, S. 32 u. ö.; Fr. Schulz, Über Paris, S. 37, 45, 277; Meyer, Bd. I, S. 61). Ganz in ihrer Nähe lag die Rue Nicaise (vgl. S. 180 u. Anm. dazu). —

Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmutigen Verse Madeleine de Scudéry, geboren 1607 zu Havre, kam um 1630 mit ihrem Bruder Georges, der sich besonders als Bühnendichter einen Namen machte, nach Paris, ihr lebhafter Geist, ihre Bildung wie ihre Herzensgüte erwarben ihr die Freundschaft vornehmer schöngeistiger Kreise. Sie starb, 95 Jahre alt, im Jahre 1701. Voltaire schreibt in seinem „Zeitalter Ludwigs XIV." über sie: „[Sie] ist gegenwärtig bekannter aus einigen gefälligen Versen, die sich von ihr erhalten haben, als durch die umfangreichen Romane Clélie und Cyrus. Ludwig XIV. gab ihr eine Pension und empfing sie stets mit Auszeichnung. Sie war die erste, die den von der Akademie gestifteten Preis für Beredsamkeit erhielt" (vgl. die bei Reclam erschienene Übersetzung von Habs, die wir künftig nur mit: Habs bezeichnen, Bd. II S. 402; in der alten Übersetzung von 1778: S. 491, die französischen Ausgaben: 1753, tom II, p. 471; u. 1785, tom I, p. 168). Über ihr Leben berichtet das Buch von Rathéry und Boutron „Mademoiselle de Scudéry, Sa vie et sa correspondance" (Paris 1873). Von ihren „anmutigen Versen" spricht heute keine Literaturgeschichte mehr, sondern nur von ihren Romanen. Ihre Gedichte sind meist Gelegenheitsstücke, von denen zahlreiche Proben (meist geistreiche Anspielungen auf Zeitereignisse) zu finden sind in: „Nouveau Siècle de Louis XIV, ou Poésies-Anecdotes du regne et de la cour de ce prince; avec des notes historiques et des éclaircissemens. Seconde Édition. 4 vols. Paris, An XIII (1804). (Vgl. tom. I, p. 271, tom. II, p. 56, 74, 76, 81, 188, 192, 226, 227, 296, 331 u. s. f.) Die Scudéry ist in ihren Geschichten eine Nachahmerin Calprenèdes, nur zeigen ihre vielbändigen Romane noch mehr Unnatürlichkeit und Gespreiztheit. Es ist heute ganz unmöglich, diese weitschweifigen, seichten, süsslichen Wassersuppen zu geniessen, wenn sich in ihnen auch die letzte Spur der charakteristischen Züge des echten Ritterromans findet und eine hohe moralische Würde, gelehrte Kenntnisse und viel geistige Feinheit nicht in Abrede zu stellen sind. In ein romantisches Kostüm gekleidet treten in ihren Romanen Personen aus der griechischen und römischen Geschichte auf, wobei viel Erfindung und gar zu freie Behandlung oft alle historischen Züge verwischen. Die Hauptfiguren waren so deutliche Porträts aus der hohen Gesellschaft, dass sie gleich erkannt werden mussten, welcher Umstand nicht wenig zur Beliebtheit der Romane beitrug. Die Hauptwerke der Scudéry sind „Ibrahim ou l'illustre Bassa", „Artamène ou le Grand Cyrus", „Clélie, Histoire Romaine", „Almahide ou l'Esclave reine" u. a. (vgl. Fr. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Bd. VI. Göttingen 1807, S. 232 f., O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans. Jena 1841, S. 162—171 und

besonders John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen. Übersetzt u. bearb. von F. Liebrecht. Berlin 1851, S. 380—386, wo wir ausführliche Inhaltsangaben der wichtigsten Romane erhalten). — Hoffmann wird von ihren Romanen wohl kaum einen gelesen haben (vgl. auch die „Vorbemerkungen"). — es mochte im Herbste des Jahres 1680 sein Die Brinvilliers wurde im Jahre 1676 verbrannt. Die Giftmordverbrechen dauerten bis zum Jahre 1680 (nach Voltaire). — die Martiniere Diesen Namen wählte Hoffmann aus Voltaire. Bei der Erzählung des Giftmordprozesses (u. ö.) erwähnt V. „die unter dem Namen La Martinières herausgegebene Geschichte Ludwigs XIV." [Bruzen de la Martinière, Histoire de la vie et du règne de Louis XIV, Roi de France et de Navarre. Redigé sur les memoires de Mr. le Comte de * * *, 5 vols. La Haye 1740.] La Martinière war ein Fortsetzer und Herausgeber der von Voltaire als sehr fehlerhaft bezeichneten Geschichte Ludwigs XIV. von La Motte (vgl. deutsche Ausg. von 1778: I, 482, 487; II, 33, 71; bei Habs I, 355, 359, 455).

S. 169 ihres Romans, Clelia geheißen Dieser schon in vorstehenden Anmerkungen erwähnte Roman der Scudéry erschien 1654 bis 1660 in zehn Oktavbänden, von denen jeder 6—800 Seiten hat. Er wurde als ein Meisterstück der Dichterin gefeiert, galt aber später als ihr langweiligstes Produkt. Die Heldin ist jene Clölia, die der Gewalt des Porsenna entfloh, indem sie über die Tiber schwamm (über den Inhalt vgl. Dunlop a. a. O., S. 383 f.). „Jedoch nur ein kleiner Theil beschäftigt sich mit dem, was der Hauptstoff sein soll. Der grösste Theil dieser grossen Bändezahl ist angefüllt mit Episoden, welche meist aus langweiligen, uninteressanten und verwickelten Liebesgeschichten bestehen. Es ist allgemein bekannt, dass Fräulein von Scuderi in den darin auftretenden Personen viele ihrer Zeitgenossen zu schildern versucht hat. Daher erscheint Brutus hier als ein Stutzer und Lucretia als Kokette . . . . . . Wenn wir indess in dieser Maskerade nicht die Zeit des Tarquinius entdecken können, so erhalten wir dadurch doch einige Kenntniss von den Sitten und Personen aus der Zeit der Verfasserin. Unter der Brüderschaft der weisen Syrakusaner hat sie die Gesellschaft vom Port Royal geschildert und namentlich die Hauptzierde derselben, Arnauld d'Andilly, unter dem Namen Timanto. Alcandre ist Ludwig XIV., der damals erst achtzehn Jahr alt war und von dem sie ein sehr schmeichelhaftes Portrait gegeben hat. Scaurus und Liriane, welche nach dem Orakel zu Präneste kommen, sollen der berühmte Scarron und die noch berühmtere Gemahlin desselben sein" u. s. w. (Dunlop). Neben der Ninon de l'Enclos hat die Verfasserin sich auch selbst als Arricidie geschildert, die sich mehr durch

die Schönheit des Geistes als des Körpers auszeichnet. — Das, was den Roman besonders lächerlich gemacht hat, ist die beigegebene „Carte de Tendre", von der sich eine Reproduktion in Suchier-Hirschfelds „Geschichte der Französischen Litteratur" (Leipzig und Wien 1900) S. 410 findet. Auf dieser Karte eines imaginären Landes sehen wir den „Inclination fleuve", an dessen Ufern Dörfer liegen wie „Grand esprit" (Geistesgrösse), „Jolis vers" (hübsche Verschen), „Billet doux", „Billet galant" u. s. w. Da finden wir den „Lac d'indifference", den See der Gleichgültigkeit, und das Meer der Feindschaft (Mer d'inimitié) u. s. w. Molière und Boileau machten sich später über diese selbst von ihnen anfangs bewunderten Romane der Scudéry weidlich lustig. Eine deutsche Übersetzung der „Clelia: eine römische Geschichte" erschien 1664 in Nürnberg. — bei der Marquise de Maintenon Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon (1635—1719), 1652—1660 Gattin des Dichters Scarron (Verfasser des berühmten „Roman comique"). Als Erzieherin der Kinder Ludwigs XIV. und der Montespan trat sie dem Könige näher, der sie 1675 zur Marquise von Maintenon machte, bis er sie sich nach dem Tode seiner Gemahlin in geheimer Ehe antrauen liess. Hoffmann fand alles, was er brauchte, bei Voltaire, der ein anschauliches Bild des ganzen Verhältnisses gibt (vgl. deutsche Ausg. v. 1778: II, 63 f., 78 f., 80 f., 86, 87 ff. [hier Abstammung und Lebensschicksale der M., diese wichtige Stelle bei Habs I, 470 ff. In der franz. Ausg. von 1785: II, 144 ff.]).

S. 171 auf dem Greveplatz Der Platz, auf dem damals die Hinrichtungen stattfanden (vgl. S. 177), heute Place de l'Hôtel de Ville. Noch weit über die Tage der Revolution hinaus wurden hier die Todesurteile vollstreckt (vgl. Paris, wie es war III, 207 ff.). — Die Marechaussee Die berittene Polizei, nach der Revolution durch die Gendarmerie ersetzt.

S. 172 Desgrais — der Marechaussee-Leutnant Dieser Name nur bei Pitaval-Richer (Jena 1782; s. unter den „Abkürzungen") I, 379 erwähnt. Vgl. Anm. zu S. 175.

S. 173 nicht tot niedersinkt wie der alte Marquis von Tournay, als er den Brief aufmachte Dies ist die einzige auf ein historisches Ereignis anspielende Stelle, die ich weder bei Voltaire noch bei Pitaval gelesen zu haben mich entsinnen kann. Es ist leicht möglich, dass ich sie übersehen habe. Vielleicht kannte Hoffmann die Briefe der Madame de Sévigné, in denen dies Ereignis erwähnt sein mag. — Glaser, ein teutscher Apotheker — ein Italiener — Exili — jenes feine Gift — ohne Geruch, ohne Geschmack — keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt Aus dieser wie aus

einigen andern Bemerkungen der folgenden Seiten geht hervor, dass Hoffmann nicht allein Voltaires Mitteilungen (s. u.) benutzt hat, sondern sich über die Giftmordaffäre der Brinvilliers noch anderweitig informiert hat. Diese zweite Quelle ist eben das Werk Gayot von Pitavals in der Bearbeitung Richers (vgl. Anm. zu S. 172). So heisst es hier (I, 343 f.): „Man hat es in Italien dahin gebracht, dass man so feine und verdeckte Gifte zuzubereiten versteht, die das Auge und die Kunst des geschicktesten Arztes betrügen. Einige würken langsam und verzehren den Körper nach und nach durch tödtliche Mattigkeit, andere greifen geschwind und heftig an, beyde Arten aber lassen keine Spur nach sich, woraus man die wahre Ursache des Todes errathen könnte" u. s. w. Ferner (I, 362): „Der künstliche Gift des Sainte-Croix entzieht sich allen Versuchen, die man mit ihm anstellen will. Er ist so versteckt, dass man ihn nicht erkennen kann, so fein, dass er die Kunst und Einsicht des Arzts betrügt. Bey diesem Gift werden alle Erfahrungen falsch, alle Regeln unanwendbar und die Aphorismen lächerlich befunden" (Bericht der damaligen Ärzte). Des weiteren wird bei Versuchen an Tieren berichtet, dass das Gift keine Spuren im Körper hinterlässt. — Der Apotheker Glaser (Christoph Glaser aus Basel, Hofapotheker zu Paris) wird mehrmals erwähnt (S. 366, 372, 429, 445), er hatte viel Mühe, straflos aus dem Prozess herauszukommen. Exili wird als Lehrmeister Sainte-Croix geschildert (S. 343 ff.). Die Stelle bei Voltaire setze ich nach der alten Übersetzung von 1778 ihres interessanten Inhalts wegen und als Probe für die Art, wie Hoffmann seine Quelle nutzte, ganz ab. Sie lautet (II, 70 ff.): „Zween Italiäner, wovon der eine Exili hiess [nach neueren Feststellungen lautet der Name Egidi (Habs)], arbeiteten schon lange mit einem deutschen Apotheker, Namens Glaser, den sogenannten Stein der Weisen auszugrübeln. Die beyden Italiäner setzten dabey ihr geringes Vermögen zu, und wollten durch eine Uebelthat den Schaden ihrer Thorheit wieder einbringen. Sie verkauften heimlich Gift. Die Beichte, das schärfste Gebiss für die menschliche Bosheit [le plus grand frein de la méchanceté humaine], die man aber misbrauchet, indem man glaubt, dass man Lasterthaten begehen kann, welche sich dadurch ausbüssen lassen; die Beichte, sage ich, gab dem Oberbeichtvater in Paris zu erkennen, dass einige Personen an beygebrachtem Gifte gestorben wären. Er that der Regierung davon Eröffnung. Die zwey verdächtigen Italiäner wurden in die Bastille gebracht. Der eine von ihnen starb darinnen. Exili blieb sitzen, ohne dass er überführet werden konnte; und aus dem Innersten seines Gefängnisses breitete er in Paris diese traurigen Geheimnisse aus, welche dem Civillieutenant von Aubray und seiner Familie das Leben kosteten, und endlich zur Errich-

tung des Tribunals, wo die Giftmischereyen untersucht wurden, welches man *la chambre ardente*, die brennende Kammer nannte, Anlass gaben. — Die Liebe war die erste Quelle dieser abscheulichen Begebenheiten. Der Marquis von Brinvilliers, ein Schwiegersohn des Civillieutenants von Aubray, nahm einen gewissen nur zu wohl gestalteten Capitain von seinem Regimente, mit Namen Sainte-Croix, in sein Haus auf. Seine Frau setzte ihn wegen übeler Folgen in Furcht. Der Mann blieb dabey, diesen jungen Menschen mit seiner Frau, welche jung, schön und empfindlich war, beysammen wohnen zu lassen. Was geschehen musste, geschah. Sie liebten einander. Der Civillieutenant, ein Vater der Marquisin, handelte so strenge und unvorsichtig, dass er einen geheimen Cabinetsbefehl auswirkte, und diesen Capitain nach der Bastille schicken liess, den er nur hätte dürfen nach seinem Regimente bringen lassen. Sainte-Croix ward zum Unglück in dasselbe Zimmer gesetzt, worinn Exili sass. Dieser Italiäner gab ihm Anweisung, wie er sich rächen sollte. Man weiss die Folgen, worüber einem die Haare zu Berge stehen. Die Marquisin trachtete ihrem Manne nicht nach dem Leben, der gegen eine Liebe, woran er selbst Schuld war, so viel Nachsicht gebraucht hatte; sondern ihre wüthende Rachbegier verleitete sie dahin, ihren Vater, ihre beyden Brüder und ihre Schwester mit Gift hinzurichten. Bey allen diesen Abscheulichkeiten hatte sie noch Religion. Sie gieng öfters zur Beichte, und man fand sogar, da man sie in Lüttich ertappte, eine allgemeine Beichte bey ihr, die sie mit ihrer eigenen Hand aufgesetzt hatte, und die nicht sowohl zum Beweis, sondern zum Verdacht wider sie dienete. Es ist falsch, dass sie ihr Gift in den Hospitälern habe versuchen wollen, wie der Pöbel ausgestreuet hat, und wie man in den *Causes celèbres*, welches das Werk eines elenden Advokaten und für den Pöbel gemacht ist, aufgezeichnet findet. Aber das ist wahr, dass sie, eben wie auch Sainte-Croix, einen heimlichen Umgang mit solchen Personen hatte, die hernach wegen eben dieses Verbrechens angeklagt wurden. Sie ward im Jahre 1676 verbrannt, nachdem ihr vorher der Kopf abgeschlagen worden war. Aber von dem Jahr 1670 an, da Exili angefangen hatte, sich auf die Giftmischerey zu legen, welches bis 1680 währete, steckte dieses Verbrechen Paris an. Man kann nicht verheelen, dass Pennautier, der Generalrentmeister der Geistlichkeit, ein Freund dieser Frau, einige Zeit hernach angeklaget wurde, dass er ihre Geheimnisse ins Werk gesetzt hätte; und dass er die Hälfte seines Vermögens daran wenden müssen, den Verdacht von sich abzulehnen.“ Diese Stelle bei Habs I, 454 ff. In den franz. Ausg. von 1753: II, 58 ff., von 1765: II, 87 ff., von 1785: II, 129 ff.

S. 174 Hauptmann Godin de Sainte Croix – mit der Marquise de Brinvillier — in einem Verhältnisse gelebt Vgl. die vorige Anmerkung. Am ausführlichsten wird das Verhältnis bei Pitaval geschildert. Der volle Name des Hauptmanns ist nur hier genannt (vgl. Pitaval-Richer I, 339: „Hr. Godin, genannt Sainte-Croix, Hauptmann beym Regiment Trassi, Reuterey"). Vater, Dreux d'Aubray, Zivil-Leutnant zu Paris In meiner Übersetzung lautet der Name: „Drogo von Aubray, Civillieutnant beym Chatelet zu Paris." In der richtigen französischen Schreibung findet sich der Name hingegen in: Gayot de Pitaval, Causes celèbres. A la Haye 1747. tom I, p. 203: „Dreux d'Aubray, Lieutenant-Civil." — durch Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer Vgl. Pitaval-Richer I, 342: „Sainte-Croix benützte indes die Gewalt, die ihm die Liebe über seine Gebieterin gab, darzu, aus ihr ein aus allen Lastern zusammengesetztes Ungeheuer zu machen." — Das plötzliche Hinsterben mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brote – vergiftet waren Diese Anekdote, deren Wahrheit Voltaire (s. o.) in Abrede stellt, erzählt Pitaval (I, 350): „Sie theilte dahero [weil ihr Versuche des Giftes an Tieren nicht genügten] vergifteten Zwieback unter die Armen aus, gieng selbst ins Hotel-dieu [vgl. darüber: Paris, wie es war III, 381 f.], dergleichen milde Gaben eigenhändig auszuspenden, und erkundigte sich sodann aufs sorgfältigste, doch mit aller möglichen Behutsamkeit, was für Würkung diese Speise bey den armen Leuten gehabt hätte."

S. 175 daß sie Taubenpasteten vergiftete und sie den Gästen, die sie geladen, vorsetzte. Der Chevalier du Guet und mehrere andere Personen fielen als Opfer Vgl. Pitaval-Richer I, 251: „Von diesen Versuchen [das Gift zu erproben] sagt die Frau von Sevigné, in ihrem 292ten Briefe, folgendes: ‚Die Brinvillier vergiftete Taubenpasteten, von deren Genusse verschiedene starben, die sie eben nicht umbringen wollte. Der Ritter von Güet, hatte eine solche feine Mahlzeit mit eingenommen, und starb erst zwey oder drey Jahre hernach, von der Würkung des Gifts. Da sie im Gefängnis war, fragte sie, ob er verstorben sey? man sagte ihr: noch nicht — sie versetzte: nun da hat er würklich ein zähes Leben. Hr. von Rochefoucault versichert, diese Erzählung sey würklich wahr!'" — sein Gehülfe la Chaussee Nach Pitaval-Richer (vgl. I, 352 ff.) hatte Sainte-Croix zwei Helfershelfer, der eine ein Landsmann von ihm mit Namen Martin, dessen Hauptbeschäftigung es war, falsches Geld zu machen, der andere sein ehemaliger Diener la Chaussee, der mit unerhörter Kaltblütigkeit die beiden Brüder der Brinvillier vergiftete. — *poudre de succession* Vgl. Voltaire, franz. Ausg.

von 1785: II, 132: „des poisons, qu'on appelait la poudre de succession" („das sogenannte Successions-Pulver", Habs I, 457). Der Ausdruck „ein gutes Successionspülvergen" auch bei Pitaval-Richer I, 373. — **eine Maske von feinem Glase. Diese fiel eines Tags — herab** Diese Anekdote bei Pitaval-Richer I, 358: „Endlich kam der Zeitpunkt, wo das ganze höllische Complot auf folgende Art entdeckt wurde. Sainte-Croix hatte zwar alle diejenigen aus der Familie von Aubray, die nicht auf ihrer Huth gewesen waren, vertilgt, allein er liess deshalb doch nicht ab, eine Kunst zu studiren, die er zu Erreichung seiner Endzwecke so bequem fand. Die Gifte, in denen er arbeitete, waren so fein, dass er sich durch den blossen Odemzug hätte ums Leben bringen können, er bediente sich also bey seinen Zubereitungen einer gläsernen Maske, um die Ausdünstungen des Gifts von sich abzuhalten. Allein, eines Tages fiel ihm die Maske vom Gesichte, und er crepirte auf der Stelle: ein viel zu sanfter Tod für ein Ungeheuer, das so viele nützliche Bürger, durch die schmerzhafteste und langwierigste Todesart, dem Grabe überliefert hatte." — **Da fand sich, in einer Kiste verschlossen, das ganze höllische Arsenal des Giftmords — auch die Briefe der Brinvillier wurden aufgefunden** Vgl. Pitaval-Richer I, 359 ff. u. 365: „Es waren daher auch alle, an ihren Buhler geschriebenen, Briefe darin befindlich." — **Sie floh nach Lüttich in ein Kloster. Desgrais, ein Beamter der Marechaussee wurde ihr nachgesendet** u. s. w. Die ganze Erzählung nach dem Bericht bei Pitaval-Richer (vgl. I, 370, 379 ff.): Als die Marquise von Brinvillier sah, dass es ihr unmöglich war, sich wieder in den Besitz der Kiste zu setzen, reiste sie nachts von Picpus, wo sie sich damals aufhielt, nach Lüttich. „Desgrais, ein Gefreyter von den Polizeyreutern (marechaussée) wurde nach Lüttich abgeschickt, die Marquise daselbst in Verhaft zu nehmen . . . . . . Sie hatte sich in ein Kloster geflüchtet. Der Gefreyte [Desgrais] glaubte, er dürfe es nicht wagen, sie in dieser Freystätte aufzuheben . . . . . Er probirte also ein Kunststückgen, denn Leute von seiner Handthierung erlauben sich alles . . . . Desgrais steckte sich in einen geistlichen Habit und machte der Marquise förmlich seine Aufwartung . . . . . Er wusste seine Rolle so gut zu spielen und sich so bey ihr in Gunst zu setzen, dass er gar bald auf den Punkt kam, von Liebe reden zu dürfen. Er fand Gehör. Ein Kloster ist zu vertrauten Zusammenkünften zweyer Verliebten ein sehr unbequemer Ort. Desgrais schlug also eine Spatzierfahrth aufs Land vor. Sein Vorschlag wurde willig angenommen: allein kaum waren sie ausser der Stadt, an einem unbemerkten Orte, angelangt, als sich der verliebte Abt plötzlich in einen unbiegsamen Gefreyten von der Polizeywache verwandelte, seine

Göttin in Verhaft nahm, und sie, statt der gehoften Entzückungen, in die Hände seiner Häscher übergab, die sie da schon erwarteten" u. s. w. — La Chaussee war schon früher enthauptet worden Vgl. Pitaval-Richer I, 377 f. Das Urteil über ihn wurde am 4. März 1673 von der Kriminalkammer gesprochen, das dann auch auf dem Greveplatze vollstreckt wurde. Man räderte ihn am lebendigen Leibe und flocht ihn aufs Rad, wo er seinen Geist aufgab. — die Brinvillier litt denselben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt und die Asche in die Lüfte zerstreut Mit La Chaussee war auch die Brinvillier dazu verurteilt worden, enthauptet zu werden, welchem Schicksal sie durch die Flucht entging, bis nach ihrer Festnahme ein zweites Urteil am 16. Juli 1676 gefällt wurde; es heisst bei Pitaval-Richer I, 433: „Zur wohlverdienten Strafe wird sie daher hierdurch verurtheilt, auf einem Karrn, mit blosen Füssen, einen Strick um den Hals, und in der Hand eine brennende Kerze, zwey Pfund schwer, an die Thüre der Hauptkirche zu Paris gebracht zu werden, und daselbst dergestalt Kirchenbuse zu thun, dass sie auf ihren Knien bekennen und sagen soll, sie habe aus Ruchlosigkeit, Rachsucht und Geldbegierde ihren Vater und ihre zween Brüder vergiftet, auch ihrer Schwester nach dem Leben getrachtet. Wenn dieses geschehen, soll sie alsdenn auf den Greveplatz abgeführt, und ihr daselbst, auf einem darzu errichteten Schavot, der Kopf abgehauen, ihr Körper verbrannt und die Asche in die Luft gestreut werden. Ehe jedoch diese Strafe an ihr vollstreckt wird, soll sie noch auf die ordentliche und ausserordentliche Folter gebracht werden, um ihre Mitschuldigen anzugeben" u. s. w. Eine eingehende Schilderung der Hinrichtung gibt Madame de Sévigné in ihrem 296. Briefe vom 17. Juli 1676, die auch bei Pitaval-Richer (I, 440 ff.) wiedergegeben ist. Ganz Paris war auf den Beinen, um das Schauspiel mitanzusehen, wie die Brinvillier auf Stroh im blossen Hemde rückwärts mit einem Karren, auf der einen Seite der Geistliche, auf der andern der Nachrichter sitzend, durch die Strassen gezogen wurde. Sie starb mit der grössten Ruhe, ja mit einem gewissen Cynismus, wie man aus einigen kleinen Zügen erkennen kann. Desgrais begleitete den Karren zu Pferde. Die Brinvillier bat, den Nachrichter vor sich setzen zu lassen: „damit ich den Schurken Desgrais, der mich erhascht hat, nicht sehen brauche". „Sie stieg allein und mit blossen Füssen aufs Schaffot, und nun machten sich die Scharfrichter wohl noch eine Viertelstunde mit ihr zu thun, besahen sie, banden und strichen ihr die Haare hinauf, richteten sie hin und her, sodass die Zuschauer anfingen zu murren, und es greulich anzusehen war."

S. 176 daß des verruchten La Croix entsetzliche Kunst sich fort vererbt hatte. Wie ein unsichtbares tückisches Gespenst schlich der Mord sich ein in die engsten Kreise u. s. w. Durch die Giftmischereien Sainte-Croix war eine Frau Vosser, die ihren Gatten verloren hatte, aufmerksam geworden (Affäre Penautier. Vgl. Pitaval-Richer I, 446 ff). Hier heisst es auch S. 452: „Damals gab es einen Zeitpunkt, wo die Giftmischerinnen regierten.“ Vgl. auch in Anm. zu S. 173 u. die folg. Anmerkungen. — Der König — ernannte einen eigenen Gerichtshof — die sogenannte *Chambre ardente*, die ihre Sitzungen unfern der Bastille hielt Den Namen „brennende Kammer“ erhielt sie von dem mit Fackeln erleuchteten, mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Saal. Erwähnt bei Voltaire, franz. Ausg. von 1753: II, 59; von 1785: II, 129; deutsche Ausg. von 1778: II, 71; Habs I, 455 (vgl. unsern Ausz. in Anm. zu S. 173). Bei Abschluss der Voisin-Affäre heisst es bei Pitaval-Richer S. 460: „Zur Ausrottung dieser [Vergiftungs-] Pest bestellete endlich der König ein besonderes peinliches Gericht, das *chambre ardente* genannt wurde, und sich blos mit Untersuchung und Bestrafung dieser Gattung von Verbrechen beschäftigen muste, und dadurch wurde endlich das abscheuliche Gezüchte von Wahrsagerinnen und Giftmischerinnen gänzlich ausgerottet. Bey dieser Gelegenheit erschien das Edikt, vom Julius 1682, wegen Bestrafung der Hexerey, Giftmischerey und anderer Verbrechen dieser Gattung.“ — welcher la Regnie als Präsident vorstand Diesen Namen konnte Hoffmann nur in den späteren Ausgaben von Voltaires Werk gefunden haben, so hat ihn auch die franz. Ausg. von 1785 (Bd. II, 132), wo die Schreibung: „la Reynie“ lautet (vgl. Habs I, 457). Dies, wie die Schreibung des unten erwähnten Herzogs von Montmorenci-Boutteville lässt die Möglichkeit offen, dass Hoffmann doch eine deutsche spätere Übersetzung benutzt hat, die mir aber unbekannt ist. — In der Vorstadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Voisin geheißen u. s. w. Die Vorstadt St. Germain naturgemäss oft bei Voltaire erwähnt, ebenso in den Büchern über Paris, als Wohnort der Voisin aber weder bei Voltaire noch bei Pitaval-Richer. Aus des letzteren umfangreicher Schilderung (S. 452 ff.) setze ich nur den Anfang her: „Eine gewisse Voisin war so berühmt wie die Brinvillier und hatte noch überdiss eine Zauber- und Wahrsagerbude errichtet. Wenn eine Frau zu ihr kam und sich erkundigte, ob sie nicht bald Witbe werden würde, so war das erste, dass die vermeinte Zauberin ihre magischen Beschwörungen verrichtete und sich ihren Lohn bezalen lies, sodann bestimmte sie eine gewisse Zeit, wenn der Ehemann sterben würde, und zur Versicherung ihres Versprechens fügte sie noch bey, es

sollte noch eine Anzeige vorhergehen. Diese Anzeigen waren von verschiedener Art, bald zerbrach ein Gefäss von Porzellan, bald ein schöner Spiegel, dem ein bestochener Bedienter schon eine solche Stellung gegeben hatte, dass er fallen muste und es doch schien, als ob es ganz von ohngefähr geschähe, bald in einem Geräusche, wovon niemand die Ursache errathen konnte, oder in einem andern scheinbaren Kunststückgen von der Art. Indes starb der Ehemann immer zur angegebenen Zeit, aber freylich durch Hülfe eines Giftes, den ihm das abscheuliche Weib zuzubringen wuste, und so hatte eine solche Ehefrau das Vergnügen, Witbe zu werden, ohne etwas anders darzu beygetragen zu haben, als dass sie zu der Zauberin gieng, sie fragte und bezalte."

S. 177 **Spießgesellen, le Sage und le Vigoureux** Diese beiden erwähnt Pitaval-Richer nicht, wohl aber heisst es bei Voltaire (franz. Ausg. von 1753: II, 60; von 1785: II, 130; deutsche Ausg. von 1778: II, 73; Habs I, 456): „Die Voisin, die Vigoureux *[la Vigoureux]*, ein Priester, namens Le Sage, und andere trieben unter dem Vorwande, die neugierigen und schwachen Seelen mit Geistererscheinungen zu ergötzen, mit den Geheimnissen Exilis einen förmlichen Handel. Man hielt indessen das Verbrechen für verbreiteter, als es in Wirklichkeit war. Die Brandkammer wurde im Arsenal bei der Bastille im Jahre 1680 eingesetzt [vgl. bei Hoffmann und Anm. zu S. 176], und die höchsten Personen mussten vor derselben erscheinen, unter andern auch zwei Nichten des Kardinals Mazarin, die Herzogin von Bouillon und die Gräfin von Soissons, die Mutter des Prinzen Eugen. [Die folgende Stelle nur in den späteren Ausgaben des Voltairschen Werkes:] Die Herzogin von Bouillon wurde nur zum persönlichen Erscheinen aufgefordert und war einzig einer lächerlichen, damals nur zu gewöhnlichen Neugier angeklagt, mit der die Justiz nichts zu schaffen hat. Die alte Gewohnheit, Wahrsager zu befragen, sich das Horoscop stellen zu lassen und nach Liebestränken zu suchen, bestand beim Volke und sogar bei den Grossen des Landes noch immer" u. s. w. „Der Priester Le Sage, die Voisin und die Vigoureux hatten sich aus der Neugier der zahlreichen Unwissenden einen Erwerbszweig gemacht: sie wahrsagten die Zukunft und liessen den Teufel sehen [vgl. Anm. zu S. 178]. Hätten sie sich darauf beschränkt, so würden sie und die Brandkammer nur lächerlich gewesen sein." — **verurteilte sie zum Feuertode, den sie auf dem Greveplatze erlitt** Vgl. Pitaval-Richer I, 460: „Die Voisin musste endlich ihre Verbrechen auf dem Scheiterhaufen büssen, soll aber doch mit Bezeugung vieler Reue über ihre Missethaten gestorben seyn." Ferner bei Voltaire: Franz. Ausg. von 1785: II, 134f.; Habs I, 460: „Die Voisin, die Vigou-

reux und deren Bruder, ein Priester, der sich ebenfalls Vigoureux nannte, wurden mit Le Sage auf dem Grève-Platz verbrannt." — **fand bei ihr eine Liste aller Personen, die sich ihrer Hülfe bedient hatten** Davon erzählt nur die Darstellung bei Pitaval-Richer (S. 454): „Sie [die Voisin] hatte die Gewohnheit, und niemand weiss zu welcher Absicht, die Namen aller derjenigen, die bey ihr gewesen waren, in ein besonders Buch zu schreiben. — Bey ihrer Verhaftnehmung kam auch dieses Buch in die Hände der Obrigkeit" u. s. w. — **So glaubte man, daß der Kardinal Bonzy bei der la Voisin das Mittel gefunden, alle Personen, denen er als Erzbischof von Narbonne Pensionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinsterben zu lassen** Auch diese Mitteilung nur bei Pitaval-Richer (S. 451 f.): „Der Cardinal von Bonzy musste verschiedene Jahrgelder auszahlen, die auf seinem Bissthume zu Narbonne hafteten, er hatte aber das Glück, alle diejenigen Personen, welche diese Jahrgelder bezogen, zu überleben, und pflegte dahero öfters zu sagen: sein gutes Gestirn wäre Ursache, dass er alle seine Pensionairs hätte können zur Ruhe bringen lassen. Die Frau von Sevigné sah ihn eines Tages mit Penautier [vgl. über diesen am gleichen Ort S. 445 ff., er war durch seinen vertrauten Umgang mit Sainte-Croix in den Verdacht gekommen, an den Vergiftungsmanövern teilgenommen zu haben, entkam aber durch grosse Geldspenden den Händen der Justiz] in seiner Carosse fahren, und sagte hernach, sie hätte den Erzbischof von Narbonne mit seinem guten Gestirn gesehen." — **So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons — angeklagt** Vgl. am Anfang der Anm. zu S. 177, ferner bei Voltaire (in den späteren Ausgaben. Ausg. von 1785: II, 132; bei Habs I, 457 f.): „Der Handel der Gräfin von Soissons und des Marschalls von Luxembourg [s. u.] war ernsterer Art [als der Fall der Herzogin von Bouillon]. Le Sage, die Voisin, die Vigoureux und andere Mitschuldige sassen unter der Anklage, dass sie ein Gift, das sogenannte Successions-Pulver [s. o.] verkauft hätten, im Gefängnis. Sie belasteten nun alle die, welche bei ihnen Rat gesucht hatten. Zu diesen gehörte auch die Gräfin von Soissons. Der König war dienstfertig genug, dieser Prinzessin zu sagen, wenn sie sich schuldig fühle, riete er ihr, sich zurückzuziehen. Sie erwiderte, sie wäre durchaus unschuldig, aber sie liebe es nicht, vom Gericht verhört zu werden. Dann zog sie sich nach Brüssel zurück und starb dort gegen Ende des Jahres 1708, als ihr Sohn, der Prinz Eugen, sie durch seine Siege rächte und über Ludwig XIV. triumphierte." — **selbst François Henri de Montmorenci, Boudebelle, Herzog von Luxemburg, Pair und Marschall des Reichs, blieb nicht**

verschont Auch dieser Fall findet sich erst in den späteren Ausgaben des Voltaireschen Werkes (vgl. franz. Ausg. von 1785: II, 132 ff.; bei Habs I, 458 ff.): „Der Herzog, Pair und Marschall von Frankreich François Henri von Montmorency-Boutteville [die Hoffmannsche Schreibung „Boudebelle“ kann leicht auf einem Lesefehler des Setzers beruhen. Schwerer erklärlich ist die schon erwähnte Schreibung la Regnie (vgl. Anm. zu S. 176 , Mitte), da diese sich öfters wiederholt], der den grossen Namen Montmorency mit dem des Kaiserlichen Hauses Luxemburg vereinte und in Europa bereits durch Feldherrnthaten berühmt war, wurde ebenfalls bei der Brandkammer angegeben. Einer seiner Geschäftsträger, ein gewisser Bonard, wollte wichtige Papiere zurückhaben, die in Verlust geraten waren, und wandte sich an Le Sage, damit dieser ihm zur Auffindung derselben verhelfe. Le Sage gebot ihm zunächst, zur Beichte zu gehen und sich dann neun Tage in drei verschiedene Kirchen zu begeben und dort drei Psalmen abzubeten.“ Trotzdem fanden sich die Papiere, die in den Händen einer Dirne namens Dupin waren, nicht wieder. Alle Versuche, sie herauszubekommen, waren vergebens. „Bonnard liess sich in seiner Verzweiflung vom Marschall eine neue Vollmacht geben. Auf dieser Vollmacht aber fanden sich zwischen dem Text und der Unterschrift zwei von fremder Hand geschriebene Zeilen, durch welche sich der Marschall dem Teufel übergab. — Nachdem Le Sage, Bonard, die Voisin, die Vigoureux und über vierzig andere Angeklagte in die Bastille gesetzt worden waren, sagte Le Sage aus, dass der Marschall sich an ihn und an den Teufel gewandt hätte, um die Dupin, welche die Papiere nicht hatte zurückgeben wollen, umzubringen. Seine Mitschuldigen fügten hinzu, dass sie die Dupin auf des Marschalls Befehl ermordet, in Stücke geschnitten und in die Seine geworfen hätten.“ — **Er stellte sich selbst zum Gefängnis in der Bastille, wo ihn Louvois und la Regnies Haß in ein sechs Fuß langes Loch einsperren ließ** Es heisst an eben zitierter Stelle weiter: „Der Angeklagte begab sich nun freiwillig in die Bastille, ein Schritt, der seine Unschuld an dem Morde zur Genüge bewies (1679). — Der Staatssekretair Louvois [vgl. über ihn Anm. zu S. 237], der ihm nicht gewogen war, liess ihn in eine Art Verliess von sechs und einem halben Fuss Länge einsperren, in welchem er schwer erkrankte.“ Nach einem Verhör am zweiten Tage liess man den Prozess fünf Wochen lang liegen, bis man ihm endlich die unsinnigsten Beschuldigungen an den Kopf warf und ihn zuletzt mit Le Sage und einem andern Priester, d'Avaux, konfrontierte, mit denen er Beschwörungen und Zaubereien angestellt haben sollte, um verschiedene Personen ums Leben zu bringen. — **Er hatte sich einmal von le Sage das Horoskop stellen**

lassen Und so heisst es denn auch bei Voltaire: „Sein ganzes Unglück rührte daher, dass er ein einziges Mal mit Le Sage zusammengetroffen war und Nativitäten von ihm verlangt hatte“ („et de lui avoir demandé des horoscopes“). Der ganze Prozess währte 14 Monate, es erfolgte aber weder für noch gegen ihn ein Urteil. Der Marschall ging nach der Verbrennung der Verbrecher Le Sage und Consorten aufs Land, ohne Louvois zu sehen, und ohne dass der König das Vorgefallene erwähnte. Erwähnt in anderm Zusammenhang wird der Marschall in der alten deutschen Übersetzung von 1778 in Bd. II, S. 74 u. 389. Über sein Leben und seine kriegerischen Taten vgl. bei Habs II, 459 (Register). — Regnie von garstigem Ansehen und heimtückischem Wesen Vgl. die folg. Anm.

S. 178 Die Herzogin von Bouillon, von ihm im Verhöre gefragt, ob sie den Teufel gesehen u. s. w. Vgl. in Anm. zu voriger Seite am Anfang. Nach dem Zitat (Habs I, 456) heisst es nach den Worten „nur lächerlich gewesen sein“ weiter: „La Reynie, einer der Präsidenten dieser Kammer, war schlecht genug beraten, um an die Herzogin von Bouillon die Frage zu richten, ob sie den Teufel gesehen hätte. Sie erwiderte, sie sähe ihn in diesem Augenblicke, er wäre sehr hässlich und unverschämt und wäre als Staatsrat verkleidet.“ (In der franz. Ausg. von 1785: II, 132; wie schon erwähnt, fehlt die Stelle in den früheren Ausgaben.) — Argenson, der Polizeiminister Marc René de Paulmy, Marquis d'Argenson, der zweite Polizei-Direktor; er gewann in dieser Stellung „einen Ruf, der ihm einen Platz in der Reihe der Männer sichert, die jener Zeit zur Zierde gereichen“. Er war „ein zu allem befähigter Mensch“ (Voltaire. Vgl. deutsche Ausg. von 1778: II, 136; Habs II, 12, 315; franz. Ausg. von 1785: I, 94; II, 197). Argenson schuf zum Schutze der Bürger Wachmannschaften zu Fuss und zu Pferd und wurde auch durch andere Verdienste der Reorganisator der Pariser Polizei.

S. 179 Marquis de la Fare Diesen Namen entlehnte Hoffmann wohl ganz willkürlich dem Voltaireschen Werke, worin er öfters auftaucht (deutsche Ausg. von 1778: II, 100, 386, 442; bei Habs I, 297, 471, 477, 483; II, 290, 291, 306—307). Der Marquis de la Fare (gest. 1713) ist bekannt durch seine Denkwürdigkeiten und einige anmutige Gedichte.

S. 180 in die Straße Nicaise Vgl. Anm. zu S. 197.

S. 182 In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König nachmittags aufzuhalten und wohl auch mit seinen Ministern bis in die späte Nacht hinein zu arbeiten pflegte „Der König besuchte sie [die Maintenon] täglich nach seiner Mittagstafel, vor und nach dem Abendessen, und blieb bei ihr bis um Mitternacht.

Er arbeitete mit seinen Ministern in ihrem Zimmer, da inzwischen die Frau von Maintenon sich mit Lesen oder mit einer Handarbeit beschäftigte" (vgl. Voltaire, deutsche Ausg. von 1778: II, 90; Habs I, 474; franz. Ausg. von 1753: II, 76; von 1785: II, 148). — ein Gedicht — im Namen der gefährdeten Liebhaber Nach Wagenseils Bericht. Vgl. Anm. zu S. 244. — Maintenon, ihrem ernsten Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit Darüber auch bei Voltaire, vgl. aber besonders den in den „Vorbemerkungen" erwähnten Roman der Frau von Genlis.

S. 183 *Un amant qui craint* u. s. w. Nach Wagenseil, vgl. Anm. zu S. 244.

S. 184 die eitle Montespan Françoise Athenaïs von Mortemart, Gattin des Marquis von Montespan, wurde nach der La Vallière (vgl. Anm. zu S. 238) die Geliebte Ludwigs XIV. Voltaire gibt eine genaue Schilderung ihres Verhältnisses zum König. (Vgl. deutsche Übers. von 1778: II, 54, 56, 59, 61 ff., 78, 84; bei Habs I, 442, 443, 445 ff., 463 ff.; franz. Ausg. von 1785: II, 118 f., 123 ff., 138, 139 f., 142.) Von ihrer Eitelkeit erzählt Voltaire nichts, wohl aber lässt sich die Madame de Genlis in ihrem Roman „Die Herzogin von Lavalliere" (vgl. Abkürz. und Vorbemerk.) über sie aus. S. 248 heisst es von der Montespan: „Sie besass den Stolz, den Ehrsucht, Einbildung und Hochmuth einflössen . . . . hielt eitlen Schimmer, Prunk und Ehrenbezeugungen für den wahren Ruhm; was glänzte, Lärm machte, schien ihr gross . . . . . Zu gleicher Zeit unersättlich und frivol in ihren Wünschen, verlangte sie zu herrschen — bloss um zu glänzen . . . . Sie wollte bloss sich erheben, um die Blicke der übrigen auf sich zu heften." S. 332 wird sie eine „eitle, ehrsüchtige Person" genannt. Die gute Frau von Genlis färbte absichtlich das Bild so schwarz, um den Charakter der La Vallière in um so hellerem Lichte erstrahlen zu lassen, sie gibt in ihrem Roman die ganze Lebensgeschichte der Montespan, ihre heuchlerische Freundschaft zur La Vallière, ihr Verhältnis zum König u. s. w. Vgl. auch im oben genannten „Nouveau Siècle de Louis XIV." (Paris 1804) tom IV, p. 32 sq. — nicht solchen Schmuck Frau von Genlis bemerkt: „sie führte den ausgelassensten Prunk ohne Zucht und Schaam" (S. 390 ff.).

S. 185 *Un amant qui craint les voleurs* Vgl. Anm. zu S. 244.

S. 187 René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris Den Namen wählte auch Hoffmann hier wieder ganz willkürlich aus Voltaires Werk. Es ist der Name des Gouverneurs von Schloss Trompette, wo der Vater der Maintenon, Constant d'Aubigné, gefangengesetzt wurde, als er sich an die Engländer gewandt hatte,

um in Carolina eine Niederlassung zu gründen. (Vgl. franz. Ausg. von 1753: II, 73 f.; 1765: II, 100; 1785: II, 144; deutsche Ausg. von 1778: II, 87; Habs I, 470.) Voltaire erzählt von geschickten Goldschmieden wenig; einmal erwähnt er (deutsche Ausg. von 1778: II, 168; bei Habs II, 41) einen Meister der Ziselierkunst Ballin, der kunstvolles Silbergerät nach Zeichnungen Lebruns für den König gefertigt. Im Kapitel über die Künste heisst es: „Die Ciselierarbeiten in Gold und Silber, deren Schönheit vom Muster und dem Geschmack abhängt, erreichten die höchste Vollkommenheit, der die Hand des Menschen fähig ist" (vgl. deutsche Ausg. von 1778: II, 222; Habs II, 87). Unter den Bildhauern, Baumeistern und Graveuren wird am Schluss des Werkes gesagt: „Einfache Goldschmiede, wie Balin [so!] und Germain, haben durch die Schönheit der Zeichnung und die Sauberkeit der Ausführung ihrer Arbeiten einen Platz in der Reihe der berühmtesten Künstler verdient."

S. 192 schön wie die Marquise de Fontange Marie Angélique de Scoraille de Roussille, Herzogin von Fontanges (1661—1681) war nach der Montespan die Geliebte Ludwigs XIV. Über sie vgl. Voltaire im 27. Kapitel (deutsche Ausg. von 1778: S. 78 ff.; Habs I, 464; franz. Ausg. von 1753: II, 67; von 1765: II, 94; von 1785: II, 139), der ihre Schönheit besonders betont, wie auch Frau v. Genlis in ihrem Roman „Geschichte der Frau von Maintenon" (1807: II, 4 ff.) ihre auffallende Schönheit hervorhebt.

S. 194 Boileau Despreaux In beiden Originaldrucken der Hoffmannschen Erzählung lautet der Name wohl versehentlich Despreux (vgl. S. 303 in den Druckfehlerverbesserungen). Über Boileau s. Anm. zu S. 196. — Herzogin von Montansier Der Name lautet richtig: Montausier; vielleicht gab der bei Voltaire vielgenannte Name: Montpensier zu diesem Irrtum Anlass, vielleicht aber handelt es sich nur um einen Druckfehler, obwohl die Schreibung des Namens sich wiederholt. Eine Herzogin von Montausier spielt in der Wagenseilschen Anekdote (vgl. Anm. zu S. 244) der Scudery den Streich mit dem angeblich geraubten Schmuck. Ein Herzog von Montausier, Erzieher des Dauphin, wird bei Voltaire genannt (Habs I, 367; II, 294, 309). — die Erfindung der zierlichen Glaskutschen so neu „Der König, der im Kriege alle seine Reisen zu Pferde that, reisete vorjetzo zum erstenmal in einer Kutsche mit Spiegelgläsern" (deutsche Übers. von 1778: II, 64; Habs I, 450). „Damals geschahe es auch, dass man die prächtige Bequemlichkeit der mit Spiegelgläsern gezierten und in Riemen hängenden Wagen erfand" (deutsche Übers. von 1778: II, 137; Habs II, 12). Vom Jahre 1666 an hatte man in Frankreich damit begonnen, ebenso schöne

Spiegel wie in Venedig herzustellen, die an Grösse und Vortrefflichkeit bald auch diese weit übertrafen (Voltaire; bei Habs II, 9). — **auf dem Pontneuf** Hier herrschte der grösste Verkehr und das grösste Gedränge. Sehr reizvoll und lebendig ist die Schilderung des sich hier abspielenden bunten bewegten Lebens, die Schulz in seinem Buche „Über Paris und die Pariser" S. 362 ff. gibt; seine Art, zu sehen und zu beschreiben, erinnert an Hoffmanns Zeichnung des Gensdarmenmarktes zu Berlin in „Des Vetters Eckfenster". Es ist sehr wahrscheinlich, dass Hoffmann das Schulzsche Werkchen gekannt hat. Vgl. ferner: „Paris, wie es war" u. s. w. II, 18 ff., 27 f.

S. 196 **la Chapelle die Szene eines Trauerspiels — versichert, daß er nun wohl Racine zu schlagen gedenke** Jean de la Chapelle (gest. 1723) erwähnt Voltaire in seinem Schriftstellerverzeichnis (franz. Ausg. von 1785: I, 71; deutsche Übers. von 1778: II, 429; Habs II, 286): „Ch., General-Einnehmer der Finanzen schrieb einige Trauerspiele, die ihrer Zeit Erfolg hatten. Er gehörte zu denen, die Racine nachzuahmen versuchten, denn wie die grossen Maler bildete Racine, ohne es zu wollen, eine Schule" u. s. w. — **bis Boileau seine Leuchtkugeln — steigen ließ, um nur nicht ewig von der Kolonnade des Louvre schwatzen zu hören, in die ihn der architektische Doktor Perrault hineingeengt** Es handelt sich hier um den Arzt Claude Perrault (1613—1688), der sein Metier aus Liebhaberei trieb und sich daneben ohne Lehrmeister in allen Künsten, die mit der Zeichenkunst und der Mechanik in Verbindung stehen, bis zur grössten Geschicklichkeit ausbildete: „Ein tüchtiger Physiker und tüchtiger Architekt, förderte er unter dem Schutze Colberts die Künste und gelangte trotz Boileau zu grossem Rufe", sagt Voltaire (franz. Ausg. von 1785: I, 140; deutsche Übers. von 1778: II, 473; Habs II, 368), der ihm auch bei Erwähnung der Fassade des Louvre, die nach einer Zeichnung von ihm herrührt, ein Kompliment macht: „Kein Palast in Rom besitzt einen Eingang, der dem des Louvre zu vergleichen wäre, den man eben diesem Perrault verdankt, den Boileau (vgl. dessen „Die Dichtkunst", Ges. IV, V. 1—24) lächerlich zu machen versuchte" (vgl. franz. Ausg. von 1785: II, 200; deutsche Übers. von 1778: II, 139; Habs II, 15). — Die hier geschilderte Szene erinnert an die Versammlungen der schönen Geister in Scarrons Hause, wie sie Frau von Genlis in der „Geschichte der Frau von Maintenon" (I, 91 ff.) darstellt: Scarron versammelte eine ausgesuchte Gesellschaft um sich, zu der die berühmte Ninon de l'Enclos, die Marquise de la Sablière, la Fontaine, Madame de Coulange, Montreuil, Charleval, Henault, Pelisson, Mademoiselle de Scudéry, Des Ivetaux,

Madame de Sévigné, Tetu, Graf Grammont, Graf Hamilton, Turenne u. a. gehörten.

S. 197 **Nach der Straße Nicaise – wo Cardillac wohnte** Die heute nicht mehr existierende Strasse Nicaise befand sich am Carrousel-Platz und führte auf die Rue St. Honoré. Die Wahl dieser Strasse zum Schauplatz von Cardillacs Mordtaten ist nicht willkürlich, Hoffmann fand in Meyers „Briefen aus der Hauptstadt“ (s. die Abkürz.), die ihm, wie aus den „Vorbemerkungen“ zu ersehen, bekannt waren, eine Anekdote über ein Attentat auf Bonaparte, das sich in dieser Strasse abspielte. „Mir bebt die Hand, indem ich den Namen dieser Gasse niederschreibe“, sagt Meyer bei Erwähnung der Rue Nicaise: Durch diese Strasse musste Bonaparte, damals erster Konsul, seinen Weg zur Oper nehmen. Man hatte einen mit einem Pulverfass beladenen Karren quer in die enge Gasse gestellt, um mittelst Zündschnur die Ladung zur Explosion zu bringen, sobald der in seiner Fahrt zögernde Wagen herangekommen. Zum Glück für Bonaparte fuhr jedoch der nicht ganz nüchterne Kutscher in voller Karriere an dem Karren vorbei, einen geringen Raum zwischen diesem und der Häuserwand geschickt ausnutzend. Die zu spät erfolgte Explosion verwundete nur die hintersten Gardenpferde und Spaziergänger. Dies Ereignis nannte man die „Affaire de la rue Nicaise“ (vgl. Meyer, 1. Aufl. I, 57 ff. 2. Aufl. I, 86 ff.).

S. 198 **Olivier Brußon** Auch diesen Namen fand Hoffmann bei Voltaire im 36. Kapitel „Der Calvinismus zur Zeit Ludwigs XIV.“. Hier wird ein gewisser Claude Brousson aus Nîmes erwähnt, der calvinistischer Umtriebe halber zum Tode verurteilt wurde (franz. Ausg. von 1753: II, 261; von 1785: II, 336; deutsch. Übersetz. von 1778: II, 279; Habs II, 140). Den Vornamen Olivier fand Hoffmann bei Patru (vgl. Anm. zu S. 203). — **nach der Conciergerie** Das Gefängnis für die in Untersuchungshaft Befindlichen (vgl. „Paris, wie es war“ II, 91 f.; Schulz 214 f.).

S. 199 **Serons, des berühmtesten Arztes in Paris** In den recht unbrauchbaren Anmerkungen der „Contes fantastiques de E. T. A. Hoffmann. Traduction nouvelle . . . . par Henri Egmont“ (Paris 1836) bemerkt der Übersetzer in Bd. II, S. 164: „Le texte allemand porte le nom inconnu de Séron, probablement par suite d'un erreur typographique commise dans les premières éditions“, und setzt im Text (S. 91) dafür den Namen Fagon. Duclos erwähnt diesen als ersten Leibarzt des Königs (vgl. Geheime Nachr. von d. Regier. Ludw. XIV. u. XV., Leipzig 1792. I, 27), Boudin als Leibarzt der königl. Kinder, Marechal als ersten Leibwundarzt. Voltaire nennt als ersten Chirurg des Königs Felix (Habs I, 480).

Den Namen Séron aber fand Hoffmann bei Voltaire (nicht in den frühen Ausgaben. Vgl. franz. Ausg. von 1765: II, 107; von 1785: II, 151. Habs I, 476): Séron war der Leibarzt Louvois' und kam in den unbegründeten Verdacht, diesen vergiftet zu haben.

S. 203 Claude Patru Der Name bei Voltaire: Olivier Patru (1604—1681) „war der erste, der in seinen Gerichtsreden auf Reinheit der Sprache hielt". Bis dahin hatte man in den Gerichtssälen auf Ordnung, Klarheit. Ehrbarkeit und Eleganz der Rede verzichten müssen (vgl. franz. Ausg. von 1753: II, 179, 449; von 1765: II, 202; III, 110; von 1785; I, 139; II, 253; deutsche Ausg. von 1778: II, 191, 472; Habs II, 63, 367). Den Vornamen Claude tragen viele bei Voltaire genannte Personen. Vgl. auch Anm. zu S. 198.

S. 208 war Degrais' Erscheinung in einem Hause der gewisse Vorbote irgend einer peinlichen Anklage Sehr ergötzlich ist ein Vorgang, den Pitaval-Richer (I, 458 f.) anführen, und der die Hoffmannschen Worte ausgezeichnet illustriert: Im Verzeichnis der Voisin (s. o.) fand sich auch der Name einer Frau T. Diese hielt sich für verloren und fürchtete jeden Augenblick, verhaftet zu werden. „Sie befand sich eben hierüber in der äussersten Unruhe, als man ihr sagte, es wolle ein Mensch, den ihre Leute nicht kennten, mit ihr sprechen. Lasst euch seinen Namen sagen, rief sie, auf diese Nachricht, und zitterte schon dabey am ganzen Leibe, unbeschreiblich aber war ihr Entsetzen, als man ihr hierauf hinterbrachte, der Fremde hätte gesagt, man brauche der Madam weiter nichts zu hinterbringen, als, er sey Desgrais. So hiess aber gerade der berüchtigte Gefreyte, der die Marquise von Brinvillier arretiert hatte, und der noch täglich die gefährlichsten Fänge, wozu die grösste List und Entschlossenheit gehörte, ausführte, er war, mit einem Worte, das Schrecken aller derer, die Ursache hatten, zu fürchten, sie möchten mit der Justiz nicht im besten Vernehmen stehen. Sobald Frau T. diesen fürchterlichen Namen hörete, hielt sie sich schlechterdings für verloren, verrammelte alle Thüren ihrer Zimmer" u. s. w. Weinend gestand sie nun in ihrer äussersten Herzensangst ihrem Manne, dass sie ein einziges Mal bei der Voisin gewesen sei, um sich einen stärkeren Busen von ihr machen zu lassen, was ihr Gemahl auch glaubte. Aber der schreckliche Desgrais wollte nicht gehen und Frau T. durchaus sprechen, worüber diese in solche Verzweiflung geriet, dass sie Anstalten machte, aus dem Fenster springen. Endlich ging der Mann, sich nach dem Gefürchteten umzusehen, wobei es sich dann herausstellte, dass ein Tapezierer, namens Degrais, die Gattin, die ihn vor einigen Tagen bestellt hatte, zu sprechen wünschte.

S. 211 **Claude Brußon** Vgl. Anm. zu S. 198. — **Uhrmacher — Sehnsucht nach seinem schönen heimatlichen Genf** Vielleicht liegen hier Reminiszenzen an Rousseaus „Bekenntnisse" vor.

S. 215 **Nachtwanderer — Zeit des Vollmonds** Vgl. in unserem Bd. III, Anm. zu S. 270.

S. 221 **Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind** Die Literatur über diesen Gegenstand ist ausserordentlich gross, ich gebe hier nur einige Hinweise: Coelestinus Stöhr, Benediktiner in Banz, verbreitet sich in seinem Buche „Phaenomene und Sympathie in der Natur" (Coburg, 1795) sehr ausführlich über dies Thema, S. 159 ff. spricht der Verfasser von den Muttermalen, verursacht durch seltsame Gelüste schwangerer Frauen, und nimmt den Faden S. 206—236 wieder auf. Er sagt S. 206 ff.: „Da es unmöglich ist, dass zwo unterschiedliche Personen so nahe beysammen seyn können, als das Kind in Mutterleibe bey seiner Mutter ist, so ist die natürlichste nothwendigste Folge, dass alle Wirkungen einer starken und feurigen Einbildung in einem schwachen und für jeden Eindruck empfänglichen Subjekt, also um so viel stärker in der auf ihr unter ihrem Herzen tragendes Kind wirkenden Mutter seyn müssen, als sonst die Einbildung anderer Personen unter sich wirket, die in keiner so genauen Verbindung mit einander stehen." S. 218: „Wenn nun die Mutter blos innerlich auf einer gewissen Seite und dem Lieblingsfache, so ihre Einbildung ausfüllet, angegriffen wird; so gehen eben diese Atomen und Geister, die damals in ihrer Einbildung sind, keinen andern Weg als zu dem Herzen, und von da aus zu dem Hirn und der Einbildung des Kindes, und verursachen unter beyden ein gewisses Etwas, das mit einer unangenehmen Empfindung verbunden ist" u. s. w. Im folgenden gibt er einige Beispiele, die für unsere Stelle bei Hoffmann nicht in Frage kommen. — Vgl. ferner: Marquis d'Argens' „Jüdische Briefe" (Th. V, Berlin und Stettin, 1766, S. 148—171), der unter Hinweis auf David Blondels „Dissertation physique sur la force de l'imagination des femmes enceintes sur le foetus" sich seinerseits über „die erstaunenden Wirkungen der Einbildungskraft in schwangern Weibern" auslässt. S. 157 f. führt er ein kurioses Beispiel von einem Mädchen an, das eine Muschel an Stelle des Kopfes hatte und ihre Nahrung durch einen Löffel erhielt. Die Mutter hatte während ihrer Schwangerschaft grosse Lust auf Muscheln gehabt, die sie nicht gleich erlangen konnte. S. 161 die Schilderung eines Menschen mit zerrissenen Sehnen: Die Mutter hatte vor seiner Geburt gesehen, wie ein

Delinquent gerädert wurde. Ebenso merkwürdige Beispiele gibt Karl v. Eckartshausen in seinen „Aufschlüssen zur Magie" (Bd. I der 2. Aufl. von 1791, S. 350—363) im Abschnitt „Anwandlungen wunderlicher Begierden der Schwangern und Hysterischen". Des weiteren vgl. (J. C. Hennings') „Von den Ahndungen und Visionen" ([Th. I], Leipzig 1777. S. 33 ff.). Ferner: L. A. Muratori's „Über die Einbildungskraft des Menschen. Mit vielen Zusätzen herausgegeben von G. H. Richerz" (Leipzig 1785) Th. II, Kap. 12: „Von den Muttermaalen, als Würkungen der Einbildungskraft", S. 276 ff. und die wichtigeren Zusätze des Herausgebers S. 285—326, die sehr reiches Material bringen. Vgl. hier S. 254 u. 307. In allen angeführten Werken viele Literaturhinweise auf Bücher, welche die gleiche Materie behandeln. — **in Trianon** Dieses Lustschloss war von Ludwig XIV. in Versailles erbaut worden (vgl. Voltaire, deutsche Ausg. von 1778: II, 82, 140. Habs I, 466; II, 16; franz. Ausg. von 1785: II, 140, 200). Vgl. auch Fr. Joh. Lor. Meyers „Fragmente aus Paris" (Hamburg 1797) Th. II, S. 314 ff.

S. 225 **Henriette von England — der Prinzessin unglücklichen Tod durch Meuchelmord** Henriette Anna, Herzogin von Orleans, die jüngere Tochter Karls I. von England (geb. 1644), vermählt mit dem Bruder Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Orleans. Als Schwägerin des Königs (Madame) wurde sie, auch durch ihre Liebenswürdigkeit und Anmut, der Mittelpunkt des Hofes. Über ihren plötzlichen Tod berichtet Voltaire (franz. Ausg. von 1753: II, 55; 1765: II, 83; 1785: II, 125; deutsche Übers. von 1778: II, 66; Habs I, 451): nach ihrer Rückkehr von England raffte sie plötzlich im Alter von 26 Jahren ein jäher, schmerzhafter Tod dahin. Man hielt sie für vergiftet, was aber nicht den Tatsachen entspricht (vgl. darüber Voltaire a. a. O.).

S. 226 **in der Kirche St. Eustache** Am rechten Seineufer nordöstlich vom Louvre gelegen. Vgl. „Paris wie es war" I, 314 ff.

S. 231 **Pierre Arnaud d'Andilly** Auch dieser Name bei Voltaire (vgl. franz. Ausg. von 1753: II, 365; von 1765: III, 23; von 1785: I, 49; deutsche Übers. von 1778: II, 413; Habs II, 260). Hier wird unter den Schriftstellern ein Robert Arnauld d'Andilly (1588—1674) genannt, dessen Übersetzung des Josephus als sein am meisten geschätztes Werk erwähnt wird. — **mit Boileaus Worten:** *„Le vrai peut quelque fois n'être pas vraisemblable* Vgl. dessen „L'Art poetique" Chant troisième, V. 48 (Oeuvres de Mr. Boileau Despréaux. Amsterdam, 1749, tom. II, pag. 216).

S. 232 **den Grafen von Miossens** Gleichfalls aus Voltaire. In der franz. Ausg. von 1785 in tom. I, p. 246 in einer Fussnote unterm Jahre

1650 erwähnt: „Le prince de Condé fut d'abord conduit à Vincennes, avec une escorte commandée par le comte de Miossens" (nicht in den andern von uns herangezogenen Ausgaben; auch bei Habs fehlt die Fussnote). Ein Couplet aus der Zeit beginnt: „Ah Dieu! le joli triolet, / Que Miossens, Guitaud, Comminge" u. s. w. (Vgl. Nouveau Siècle de Louis XIV. Sec. éd. Paris 1804. I, 269: nach diesem Werke war Miossens der spätere Marschall d'Albret [1653], ein Liebhaber der Frau von Maintenon und der berühmten Ninon de l'Enclos).

S. 236 schwarze Robe Im ersten Druck steht: schwarze Farbe (vgl. S. 310, Z. 6 v. o.). Hoffmann erwähnt diesen Druckfehler im „Vorwort des Herausgebers" zum Kater Murr.

S. 237 Louvois François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois (1641—1691), seit 1666 Kriegsminister Ludwigs XIV. Über diese bedeutende Persönlichkeit natürlich viel bei Voltaire, der übrigens nicht immer gut auf ihn zu sprechen ist. Louvois stand beim König, der ihm volles Vertrauen schenkte, in hoher Gunst.

S. 238 der la Valliere ähnlich Louise-Françoise de la Baume Le Blanc, Herzogin de la Vallière (1644—1710), Geliebte Ludwigs XIV. vor der Madame de Montespan von 1661 bis 1674 (ihre Schicksale bei Voltaire: franz. Ausg. von 1753: II, 25 ff.; von 1785: II, 102 ff.; deutsche Übers. von 1778: II, 53 ff.; Habs I, 427 ff.). Ihr Äusseres und ihr Wesen schildert auch Frau von Genlis in ihrem Romane „Die Herzogin von Lavalliere". S. 8 heisst es von ihr: „Weder auffallend war sie noch regelmässig schön; ihr Anblick blendete nicht, aber er rührte und entzückte, und es war nicht möglich, sie gleichgültig zu betrachten. Grosse blaue, halb von langen schwarzen Wimpern verschleyerte Augen, und eine reine, weisse, auch nicht mit dem leisesten Schimmer von Röthe vermischte Gesichtsfarbe, verliehen ihrer Physiognomie eine bezaubernde Sanftheit." „Der Ausdruck von Reinheit, Unschuld und Güte des Herzens schwebte auf allen ihren Zügen" (S. 21). S. 380 findet sich die Szene, wie die Herzogin de Lavalliere um die Rückberufung des Marquis de Montespan bittet, vielleicht lässt die Art der Schilderung, die eine gewisse Ähnlichkeit im Vortrag mit dem von Hoffmann gezeichneten Auftritt hat, darauf schliessen, dass der Roman der Genlis ihm bekannt war: „Sie benetzte, indem sie so bat, die Kniee des Königs mit ihren Thränen, indem sie niederstürzte, hatten ihre schönen Haare sich vom Knoten aufgelöst, und fielen über ihre Schultern. Diese Nachlässigkeit, ihre Thränen, ihre schöne Stellung, ihre seelenrührende Schönheit, alles rief dem Könige eine Erinnerung zurück, welche selbst seine Unbeständigkeit nicht ganz aus seinem Herzen vernichten konnte; er glaubte sie so zu erblicken, wie er sie

auf dem Gottesacker zu Chaillot fand! . . . Er betrachtete bebend die rührende Figur, die noch jetzt mit allen Reizen der Unschuld geschmückt zu seyn schien. Verwirrt, durchdrungen, ausser sich selber, seine Thränen nicht zurückhaltend, hob er sie von der Erde auf, drückte sie an sein Herz und sagte mit stockender Stimme: Ich gehe, ich will die Zurückrufung des Marquis von Montespan unterzeichnen."

S. 239 **an die *Soeur Louise de la miséricorde* (der Balliere Klostername bei den Karmeliternonnen)** Als der Einfluss der Frau von Montespan auf den König immer stärker wurde und die Lavalliere fühlte, dass die Liebe Ludwigs für sie erloschen war, ging sie im Jahre 1675 in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris, wo sie unter dem von Hoffmann genannten Namen noch bis zum Jahre 1710 lebte (vgl. Voltaire. Franz. Ausg. von 1753: II, 45; von 1765: II, 75; von 1785: II, 117; Habs 1, 443).

S. 240 **Bontems, des Königs vertrautester Kammerdiener** Erwähnt bei Voltaire (franz. Ausg. von 1753: II, 72; von 1785: II, 143; deutsche Übers. von 1778: II, 86; Habs I, 469) als erster Kammerdiener, ein Zeuge der geheimen Trauung des Königs mit der Maintenon. Der König hatte zu ihm das allergrösste Vertrauen (vgl. Nouveau Siècle de Louis XIV. Paris 1804. tom. IV pag. 195).

S. 242 **Harloy de Chauvalon, Erzbischof von Paris** Der richtige Name lautet: Chanvalon, es handelt sich hier wohl nur um einen Druckfehler. Im ersten Druck lesen wir die Schreibung: Chamvalon (vgl. in den „Lesarten" S. 310). „Der Erzbischof von Paris, Harlay von Chanvalon erteilte den beiden [dem Könige und der Maintenon] den Segen" (vgl. Voltaire: franz. Ausg. von 1753: II, 72; von 1785: II, 143; deutsche Übers. von 1778: II, 86; Habs I, 469). Geb. 1625 zu Rouen, gest. 1695 (vgl. über ihn die Bemerkungen in „Nouveau Siècle de Louis XIV." [s. o.] tom. IV pag. 239 sq. Hier die Schreibung: Champvallon.

S. 243 **von einem alten Schuster zu Venedig gelesen zu haben** Die Quelle für die hier von Hoffmann erzählte Anekdote ist mir bisher unbekannt geblieben.

S. 244 **dann aber einzuhalten** Dieses Prinzip hatte auch ein anderer Gauner, von dem „Der Freimüthige" in No. 139 vom 13. Juli 1818 berichtet: „Ein berüchtigter Dieb, Namens Thevenin, steht jetzt zu Paris vor Gericht, und bekennt seine Diebstähle ganz aufrichtig, behauptet aber, ganz unschuldig zu sein, indem er blos die Absicht gehabt hätte, mit seinem Diebsgeschäfte 10 bis 20000 Franken zusammenzubringen, um als ehrlicher Mann leben zu können." — **Die Nachricht davon – in Wagenseils Chronik von Nürnberg** Vgl. Joh. Christophori Wagen-

scilii De Sacri Rom. Imperii Libera Civitate Noribergensi Commentatio (Altorf 1697) im Anhang „Von der Meister-Singer Holdseligen Kunst", S. 561 ff.: „Ich muss noch eine artige Begebnus erzehlen, so sich eben zur selbigen Zeit zutrug. Es hatte ein bell'humor eine Supplication in Versen, gleichsam, an den König aufgesetzet, im Nahmen aller Verliebten zu Paris, ihn bittend: Er möchte sich doch gefallen lassen, denen nächtlichen Beutel-Schneidern einen Einhalt zu thun, und sie aus der Stadt zu jagen, damit man ohngehindert denen Maistressen die schuldige Aufwartung leisten könne. Es lebe sonst jedermann unter seiner glückseeligen Regierung in Friede und in Ruhe, nur allein sie müsten in steten Furchten leben, und unverschuldeter Weis, die allergröste Quaal ausstehen. Demnach wünschten sie, dass die güldene Zeiten der Regierung des Henrici IV. als des Königs Gross-Vatters wieder erscheinen möchten, da die Liebes-Göttin ihren Tempel in Paris hatte, und niemand verhindert wurde, Sie, und ihre Nymfen anzuruffen, und den Weyrauch auf ihren Altären anzuzünden. Ich bin um die Requeste selbsten, wie viel andere dergleichen Sachen, kommen, und also kan ich nichts als den Inhalt, welchen ich wol behalten, darstellig machen. Diese Bittschrift, deren Autorem man nicht erfahren können, nachdem sie einige Tage in Paris war herum getragent worden, so kam als in Namen der Beutel-Schneider eben auch an den König in Versen eine Exception-Schrift herfür, von der man aber bald in Wissenschafft kommen, dass die Fräulein von Scudery solche aufgesetzet. Hie wurde nun von den Beutel-Schneidern eingebracht, dass eben die Galanen keine Ursach hätten, sich gross zu beklagen, sintemalen sie die Zeit wol wüsten in acht zu nehmen, und unter den Fürwand, dass die Gassen zu Nachts wegen der Beutel-Schneider nicht sicher, nur desto früher zu ihren Maistressen giengen, und desto länger bey ihnen blieben. Zu dem, wann man einen solchen Galan ohngefehr antreffete, so habe er gantz nichts bey sich, als etwan ein Schnuptuch, ein Haarband, und einen Beutel nicht wol mit schlechter Silber-Müntz angefüllet. Der Schluss war, dass der König angeflehet wurde, als der allergerechteste Richter dieses billige Urtheil zu fellen:

Un Amant qui craigne les Voleurs,
N'est point digne d'amour.

Dieses Gedicht ward gelobet, und es stunden wenig Tage an, so kam ein Mann von schlechter Leibesgestalt, und nicht zum besten bekleidet, in der Fräulein von Scudery Haus, und liess sich durch ihre Kammer-Dienerin bey ihr anmelden, weil er etwas nothwendiges fürzubringen hätte. Die Kammerdienerin gehet zu der Fräulein, und berichtet sie, welcher gestalt einer vorhanden sey, der mit ihr zu reden verlange, er sey aber etwas

grauslicht anzuschauen, und habe allerdings das Ansehen eines Beutelschneiders. So behüte mich GOtt, sagte die Fräulein, dass ich mit ihm rede, und gehet ihr hin, und entschuldigt mich, dass ich wegen obliegender Geschäffte, die keinen Aufschub leiden, ihn selbst nicht für mich lassen könne, er solle aber euch nur sagen, was er verlange. Die Kammerdienerin richtet die empfangene Antwort aus, allein der Mensch wolte sich nicht abweisen lassen, sondern beharrete, er hätte in Befehl, nicht von dannen zu gehen, biss er selbsten bey der Fräulein sein Anbringen abgeleget. Nachdem nun die Kammerdienerin dieses abermals der Fräulein hinterbracht, ward bey dieser das Bedencken mit dem Mann zu reden, um so viel mehr gestercket, befiehlet demnach der Kammerdienerin, ihm zu bedeuten, dass, weil er von seiner Verrichtung nichts eröffnen wolte, sie aber ihn der Zeit nicht sprechen könte, so möchte er ein andermal zu gelegener Zeit wiederkommen. Als die Kammerdienerin auch dieses dem Mann ausgerichtet, ziehet er ein schönes Körblein aus dem Sack herfür, und sagt, die gesamte löbliche Gesellschafft der Beutelschneider hätten ihn abgefertigt, und liesse sich gegen die Fräulein gebührend bedancken, dass sie ihre Vertrettung bey den König übernehmen, und die wieder sie eingegebene Klagschrifft, so nachdrücklich beantworten wollen: es erforderte ihre Schuld, sich auch in der That erkantlich zu erweisen, und schicke ihr demnach, in diesem Körblein ein geringes Armband, wie auch eine Uhr, und einen kleinen Beutel, mit Bitte, solches für gut zu nehmen, sintemalen es die beste Beute wäre, so ihnen innerhalb 15. Tagen zu Theil worden, und sey der Fräulein bekant wol, dass der Zeit nicht viel zu gewinnen. Die Kammerdienerin wuste fast nicht, was sie thun solte, entschliesset sich doch, das Geschenck anzunehmen, und bey ihrer Fräulein die Bottschafft abzulegen, da aber diese hingieng, machte sich der Abgeordnete davon. In was für eine Verwirrung die Fräulein gesetzet worden, ist leicht zu erachten, sonderlich, als sie die Kostbarkeit des Geschencks betrachtet, dann das Armband war von Gold, zierlich mit Haaren durchflochten, die Uhr ebenmässig gülden, von durchbrochener Arbeit, und der Beutel enthielt 12. Pistolen, welches alles, wann es mit Unrecht solte abgenommen worden seyn, sie ein Bedencken trug, solches bey sich zu behalten. Es kam aber heraus, dass die Herzogin von Montausier diese Lust so angestellet, und getrachtet, die Fräulein durch dieses Geschenck zu begünstigen." — **Der alte Herr erzählt nämlich von einem Besuch, den er während seines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgestattet** Auf S. 452—464 seines Werkes erzählt Wagenseil von einem persönlichen Zusammentreffen mit dem Fräulein von Scudéry: „Als ich erstes mal die Ehre hatte, die wegen

Tugend, hohen Verstandes, vieler Sprachen Wissenschafft, in der Welt so berühmte, und auch dem Herkommen nach, von einem fürnehmen Edlen Haus entsprossene Fräulein Magdalena de Scudery zu Paris zu besuchen" beginnt er seinen ausgedehnten Bericht. Zuerst dreht sich das Gespräch um die deutsche Sprache, ihr Wohllaut wird in Vergleich zur französischen gesetzt und es werden ihre (damals noch) mangelhaften Ausdrucksmöglichkeiten in wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen, weiter aber ihre Vorzüge vor andern Sprachen beleuchtet. Dann wird die deutsche Übersetzung des Romans Clelia durch Joh. Wilh. Herms von Stubenberg (vgl. Anm. zu S. 169) als vortrefflich gelungen gerühmt, woran sich ein Diskurs über die Kunst der Verdollmetschung und einige Anekdoten von lustigen Druckfehlern und merkwürdigen Büchern anschliessen. Den Beschluss des Gesprächs bildet ein Vergleich der deutschen und französischen Verskunst. Da Hoffmann diesem Gespräch nichts (ausser vielleicht der Bemerkung, dass sich die vornehmsten Damen des Hofes von Zeit zu Zeit bei dem Fräulein von Scudéry zu versammeln pflegten) für seine Zwecke entnehmen konnte, so dürfen wir uns mit dieser knappen Inhaltsangabe begnügen.

S. 245 **Ifflands Jäger als Erzählung bearbeitet** Vielleicht meint Hoffmann: Die Jäger, eine Familiengeschichte von Fr. v. L., Gotha bey Ettinger 1799. Das Buch selbst vermochte ich nicht aufzutreiben. Ifflands „ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen, Die Jäger" erschien 1785 zu Berlin.

S. 246 **liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde** Vgl. Theodors Mittheilungen auf S. 278 ff. — **Pyrmont — Farobank** Hoffmanns eigenes Erlebnis am Spieltische hatte wahrscheinlich Warmbrunn zum Schauplatze (vgl. Anm. zu S. 280). Die meisten grösseren Badeorte Deutschlands hatten damals öffentliche Spielsäle, die ungeheure Summen einbrachten. Über das Farospiel vgl. Anm. zu S. 249.

S. 248 **die Karten wechseln — dieselbe fortsetzen** Vgl. die Beschreibung des Spiels in der Anmerkung zur folgenden Seite. — **eines Ponteurs** Hoffmanns Biograph Hitzig, der die in unserm Band S. 278 ff. erzählte Anekdote für seine Biographie ganz ausschreibt, bemerkt bei dem Worte pontieren: „So, nicht pointieren, wie es gewöhnlich geschieht, wollte Hoffmann immer das Wort geschrieben wissen." Wahrscheinlich mit Recht, das Wort ist nicht von *pointer* (punktieren) abzuleiten, bedeutet auch nicht, im Kartenspiel einen Stich *(point)* machen, sondern nur soviel, als auf eine Karte setzen, und ist von ponter (= verdecken [mit dem Gelde die Karte bedecken, vgl. die Beschreibung des Farospiels]), abzuleiten. In alten französischen Lexicis findet man bei *ponter* die Übersetzung: „im Pharaon-Spiel gegen den Banquier spielen"; diese Bedeutung

hat aber das Wort *pointer* nicht. Im Wörterbuche der französischen Akademie (Ausg. von 1786) heisst es unter *ponte:* „Au jeu de la Bassette et du Pharaon, se dit de celui ou de celle, qui met de l'argent sur des cartes contre le banquier“ (vgl. oben). Unter *ponter:* „Être ponte, jouer contre le banquier à la Bassette ou au Pharaon.“

S. 249 **Farospiel, das in seiner Einfachheit das verhängnisvollste ist** Das Pharaospiel erwähnte Hoffmann bereits in den „Elixieren des Teufels“ (vgl. unsern Bd. II, S. 149): „Das ist ein herrliches Spiel“ (sagt der Fürst zu Medardus) „in seiner hohen Einfachheit das wahre Spiel für geistreiche Männer. Man tritt gleichsam aus sich selbst heraus, oder besser, man stellt sich auf einen Standpunkt, von dem man die sonderbaren Verschlingungen und Verknüpfungen, die die geheime Macht, welche wir Zufall nennen, mit unsichtbarem Faden spinnt, zu erblicken imstande ist.“ In der Anmerkung zu dieser Seite verwies ich auf J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Teil 157. Berlin 1833, S. 751 ff., wo sich eine sehr ausführliche Beschreibung des Spieles findet. Für die kurze Erwähnung des Spiels in den „Elixieren des Teufels“ genügte dieser Hinweis, in unserer vorliegenden Erzählung spielt Hoffmann so oft auf die Handhabung des Pharao an, dass mir eine Beschreibung unerlässlich scheint, um so mehr, als das Spiel sehr aus der Mode gekommen ist und dem Vingt-et-un, dem Trente-et-quarante, dem Bakkarat u. ä. hat weichen müssen. Ich zitiere nach Krünitz a. a. O.: „Die Erfindung dieses Spieles ist nicht genau zu bestimmen, da es aber mit dem Bassette übereinkommt, so muss es in Italien seinen Ursprung genommen haben; denn das soeben erwähnte Spiel wurde von einem Venetianischen Edelmanne erfunden. Ich folge hier bei der Beschreibung dieses Hazardspiels, nämlich des Pharao, dem Herrn von Abenstein am angeführten Orte [Neuester Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ballspieler, nach den gewöhnlichen Regeln und Gesetzen, von G. W. von Abenstein, 3. Aufl. Berlin 1830]. Wenn eine Gesellschaft sich vereiniget, Pharao zu spielen, so ist zunächst erforderlich, dass Einer davon Banke macht, das heisst, er setzt eine bestimmte Summe Geldes zum Pointieren [so!] als Gewinn für die Pointeurs aus. Gewöhnlich pflegt der Banquier diese Summe anzugeben, und zeigt an, ob das Ganze mit einem Male gehalten werde [va banque], oder wie stark der höchste Satz seyn darf, geschieht dieses aber nicht, oder kommt einer später zu der Gesellschaft, wenn das Spiel schon seinen Anfang genommen hat, so ist es die Sache der Spielenden, sich davon zu unterrichten, weil der Banquier nicht verpflichtet ist, mehr zu bezahlen, als die Bank enthält, wenn auch die Sätze der Spielenden mehr, als diese, betragen. Der Banquier nimmt ein Fran-

zösisches Kartenspiel von 52 Blättern, die Pointeurs, oder die gegen die Bank spielenden Personen erhalten jeder 13 Karten, ein Buch genannt, nämlich von 1 bis 10 und die drei Bilder. Der Banquier mischt den Talon, lässt vom Pointeur abheben, zeigt die unterste oder Facekarte vor, und erwartet nun, dass die Gallerie, das heisst, die Pointeurs, eine oder mehrere von ihren Karten besetzen. Ist dieses geschehen, so zieht der Banquier die Karten ab, das heisst, er nimmt von dem in der Hand verdeckt haltenden Talon jedes Mal zwei Karten nach einander, und legt die erste rechts, die zweite links vor sich hin, macht nun eine Pause, und sieht, wer gewonnen und wer verloren hat. Die Karte rechts gewinnt die Bank, links die Gallerie. Ein jedes Paar Karten heisst ein Abzug, und so geht es nun weiter von Abzug zu Abzug fort, bis der ganze Talon abgezogen ist, oder 26 Abzüge erfolgt sind, die zusammen eine Taille ausmachen. Die Facekarte gewinnt und verliert nicht. Kommen in einem Abzuge ein Doublet oder Plie, das heisst, zwei gleichnamige Karten, zwei Buben, zwei Zehnen etc. vor, so verliert der Pointeur, der sie besetzt hat, die Hälfte des Satzes. Bei jedem neuen Abzuge kann der Pointeur neue Karten setzen, die einmal besetzten muss er aber so lange behalten, bis sie herausgekommen sind, auch darf er die Masse nicht vermindern, wohl aber erhöhen, das heisst, die einmal darauf gesetzte Summe. Macht der Banquier *fausse taille*, das heisst, ist beim letzten Abzuge, statt zwei Karten, nur eine übrig, so muss er alle noch besetzte Karten der Pointeurs auszahlen lassen; gewöhnlich geschieht dieses nicht, wodurch denn das Spiel gefährlich wird, und zu Streit und Unordnung Veranlassung giebt. Man hat nämlich nicht nur der Lage der Karten und des Geldes, sondern auch gewissen Biegungen der Karten eine Bedeutung gegeben, wodurch der Betrag des Satzes, also die Forderung und Schuld an die Bank bezeichnet wird. Dadurch wird nun zwar das öftere Zahlen und Setzen des baaren Geldes vermieden, aber auch manche Verwickelung, und bei unredlichen Pointeurs mancher Betrug veranlasst. Was auf und vor der Karte steht, bedeutet den ganzen Satz, legt man den Satz, das Geldstück, die Geldstücke, halb unter den obern Rand der Karte, so gilt die Hälfte davon; legt man den Satz unter eine der obern Ecken, so gilt ein Viertel, unter eine der untern Ecken, drei Viertel; zwischen zwei nebeneinander liegenden Karten gesetzt, gilt die Hälfte des Satzes für jede dieser Karten. Legt man eine Karte quer vor eine andere, so gilt sie den doppelten Satz, hinter oder unter derselben die Hälfte des Satzes. Die Biegungen der Karte bezeichnen die Forderung und Schuld an die Bank“ u. s. w. — Diese sehr komplizierte Art der Biegungen, worüber des weiteren auf fünf engbedruckten Oktavseiten der Encyklopädie

berichtet wird, interessieren den Leser der Hoffmannschen Erzählung nicht mehr, sie machen jedoch das Spiel selbst ausserordentlich interessant, aber auch überaus gefährlich, da die Summen eine schwindelnde Höhe erreichen. „Wenn aber die Biegungen nicht wären, würde das Spiel zu einfach seyn, und weniger hoch gespielt werden, da der Pointeur, der jetzt ein *six et le va* [eine besondere Art von Biegung] von einem Louisd'or biegt und darauf 5 Louisd'or gewinnt, nicht leicht diesen ganzen Gewinn baar auf eine neue Karte setzen würde; es ist also bei aller Gefahr dennoch das Interesse der Bank, die Biegungen zu verstatten und nicht gleich baar auszuzahlen" (Krünitz nach Abenstein). Die wichtigsten Arten der Biegungen sind neben der eben genannten: ein Pace oder *fair la paix*, *l'abbé*, ein Paroli, ein *sept et le va*, ein *douze et le va* u. s. w., worüber dem Interessenten Krünitzens Encyklopädie eingehend Auskunft gibt. — eine Taille geendet Vgl. vorstehende Anm.

S. 252 pontieren Vgl. Anm. zu S. 248.

S. 253 Chevalier Menars Name einer französischen Adelsfamilie. Ich finde ihn z. B. in dem Katalog: „Bibliotheca Menarsiana ou catalogue de la bibliothèque de J. J. Charron de Menars, dont la vente publique se sera p. A. de Hondt. Haye 1720."

S. 256 Die gewonnenen Goldstücke lagen aufgeschüttet neben ihm auf dem Tische Vgl. Theodors Erzählung, S. 281.

S. 257 der Kreis, in dem sich der Ponteur bewegt, bald zu enge Also im Gegensatz zum Bankhalter.

S. 260 Straße St. Honoré Vgl. Anm. zu S. 168. — in dem nächsten Abzug hatte die Dame verloren Vertua hatte die ganze Summe auf die Dame gesetzt. Vgl. die Beschreibung des Spiels in Anm. zu S. 249.

S. 268 des Gartens von Malmaison Schloss westlich von Paris.

S. 278 wärst selbst wohl gar ein tüchtiger Spieler Vgl. die „Vorbemerkungen". — eine Zeitlang in G. bei einem alten Onkel Nämlich dem Rat am Obergericht Johann Ludwig Doerffer (1743 bis 1803), dem Bruder von Hoffmanns Mutter, in Glogau. Hoffmann kam nach dem Tode seiner Mutter im Juni 1796 dorthin und blieb, bis er Ende August 1798 mit der Familie des Onkels nach Berlin übersiedelte. — Ein Freund dieses Onkels Hitzig nennt in seiner Biographie (3. Aufl. 1839, I, 112) nur den Anfangsbuchstaben dieses Sonderlings: „Oberamtsregierungsrath J." Nach Grisebachs Angabe hieß er Jagwitz.

S. 279 amusable, ohne im mindesten amüsant zu sein Vgl. in Hoffmanns „Des Vetters Eckfenster" (in den „Letzten Erzählungen" in unserm XIII. Band) den Ausspruch des Vetters: „. . . . und amüsable,

wenn auch gerade nicht amüsant". Dominikaner-Kirche zu G. Am Dominikanerplatz zu Glogau. Jetzt mit dem ehemaligen Kloster zu einer Pionierkaserne umgebaut.

S. 280 ihn auf einer Reise nach einem Badeort zu begleiten Diese Reise unternahm Hoffmann, ehe er mit der Familie (s. o.) nach Berlin übersiedelte, Juli und August 1798, sie führte ihn durch einen Teil des Riesengebirges. Der erwähnte Badeort ist wahrscheinlich Warmbrunn, das Hoffmann in einem Briefe an Hippel vom 15. Oktober 1798 erwähnt.

S. 281 Karten nehmen, pontieren, biegen Vgl. die Beschreibung des Spiels in Anm. zu S. 249. — aus allen Taschen das Gold ausschüttete auf dem Tisch Vgl. die Stelle in „Spielerglück" auf S. 256.

S. 282 jene Reise nach Dresden, Prag und Wien Die Reise ging in Wahrheit nicht über Dresden hinaus, wenigstens erwähnt Hoffmann den Besuch der Städte Prag und Wien nicht in seinen zwei Briefen an Hippel, in denen er über diese Reise berichtet. — Erst elf Jahre später machte er aus dem schlesischen Gebirge, wo er von der im Frühjahr überstandenen Krankheit (vgl. Anm. zu S. 5) Erholung suchte, „eine Puff-Fahrt nach Prag", wie er seinem Freund Speyer schreibt.

S. 283 Vinzenz, der sich — von uns allen noch am besten auf das Spiel versteht Vgl. darüber die „Vorbemerkungen". — während meines Aufenthalts in B. Womit Bamberg gemeint sein könnte.

S. 284 Baron von R. — um sich solch eine schöne Aussicht zu verschaffen, es für nötig halte, Bäume fällen, einen Wald durchhauen zu lassen Ob diese Figur historisch ist oder auf Erfindung beruht, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht ist dieser Sonderling einer Voltaireschen Anregung zu verdanken. In seinem oft erwähnten „Zeitalter Ludwig XIV." erzählt Voltaire (Habs I, 507f.): „Der Herzog von Antin zeichnete sich in diesem Jahrhundert durch ein eigentümliches Geschick aus, schmeichelhafte Sachen, nicht zu sagen, sondern zu thun. Der König bleibt in Petit-Bourg über Nacht. Er tadelt dort einen grossen Baumgang, der die Aussicht auf den Fluss verdeckt. Der Herzog von Antin lässt während der Nacht die Bäume fällen. Bei seinem Erwachen staunt der König, die Bäume nicht mehr zu sehen, die ihm missfallen hatten. „Ew. Majestät hat sie verurteilt, deshalb sieht Sie sie nicht mehr", erklärt der Herzog. — Wir haben an anderer Stelle bereits erzählt, wie der nämliche Herzog, nachdem er wahrgenommen, dass ein ziemlich grosses Gehölz am Ende des Kanals von Fontainebleau dem König missfiel, einen Spaziergang benutzte, um sich, nachdem alles vorbereitet worden, den Befehl

zur Entfernung dieses Gehölzes erteilen zu lassen, das man dann im selben Augenblick zusammenstürzen sah. Dergleichen Züge kennzeichnen den geistreichen Höfling, nicht den Schmeichler". In einer Fussnote zu dieser Stelle bemerkt Habs: „Der Herzog hatte die Bäume vorher über der Wurzel durchsägen lassen und Leute angestellt, die auf ein gegebenes Zeichen den Wald an Seilen zu Boden rissen". — **wie der bekannte Baron Grotthus — auf einer ununterbrochenen Fußwanderung** Über diesen von Zimmermann (Über die Einsamkeit. Th. I. Lpz. 1784. S. 57 „unsern berühmten hannöverischen Fussgänger") und Reil (Rhapsodien. Halle 1803, S. 363: „Der bekannte Grotthouss gehörte zu diesen Patienten [am ‚rastlosen Wahnsinn' leidend]") kurz erwähnten Baron Grotthuss vermag ich dank der Liebenswürdigkeit des Barons Julius Grotthuss in Auerbach i. Hessen aus der noch ungedruckten Familienchronik folgende Notizen zu geben: „Friedrich Wilhelm Carl Ludwig von Grotthuss, geboren zu Horneburg am 12. Januar 1747, studierte in Göttingen, hielt dort 1768 in Gegenwart des Prinzen Karl von Hessen einen Vortrag *de arte militari* (veröffentl. Breslau bei Korn 1779). Kurhannöverscher Offizier bis 1784, dann Kgl. Preuss. Oberst à la suite der Armee (vgl. Geh. Kriegskanzlei-Berlin). Um 1769 war er in Corsica und unterstützte die Flucht Paolis, mit dem er in Livorno landete. 1784 richtet er 6 Briefe an Friedrich II. von Preussen (Geh. Staatsarchiv-Berlin) wegen Gründung einer preussisch-indischen Handelsgesellschaft. Er war Korrespondent der Sozietät der Wissenschaften in Göttingen. Am 31. August 1792 befand er sich vor Verdun, wo er als Parlamentär verwendet wurde (vgl. Goethe, Campagne in Frankreich, sowie Chuquet, La première invasion prussienne, Paris 1886). — Sein rastloses Umherwandern geschah infolge der in seiner Familie verschiedentlich aufgetretenen Geisteskrankheit. Er hoffte durch dieses Umherwandern zu Fuss, sowie durch ein an Taten und Abenteuern reiches Leben sein Blut zu verdünnen und dadurch der Gefahr zu entgehen, durch die er sich bedroht fühlte. Sein Geschick ereilte ihn 1796; er wurde wegen Geisteskrankheit, die mit Tobsuchtsanfällen verbunden war, erst in Küstrin (?), dann in Kulmbach interniert, wo er in dem Glauben lebte, der Kommandant der Festung zu sein. Zuletzt wurde er nach Bayreuth gebracht, wo er am 4. September 1801 starb und in Begleitung der gesamten Offiziere der Garnison zu Grabe getragen wurde (vgl. Kgl. preuss. Privileg. Ztg. [Voss] Donnerstag, d. 19. Nov. 1801). Die 1794 bei Graeff in Leipzig erschienene Schrift „Ueber die Politischen Wichtigkeiten des v. Grothausen bes. in Rücksicht auf die französ. Revolution" stellt sich als eine Sensationsschrift dar, die auf die Bekanntheit seines Namens spekuliert und der er persönlich vollkommen fernsteht".

S. 285 **Kunde erhielt durch einen uns allen hinlänglich bekannten Virtuosen** Gemeint ist der Kammermusikus Karl Möser, geb. zu Berlin am 24. Januar 1774, gest. am 27. Januar 1851 ebenda). Er bildete sich bei Böttcher zum Violinisten aus und trat bereits 1784 als Virtuose auf. 1788 in der Kapelle des Markgrafen von Schwedt tätig, kehrte er nach dem Tode desselben nach Berlin zurück, wurde in die Vorbereitungsklasse der kgl. Kapelle aufgenommen und bildete sich unter C. Haacks Leitung noch weiter aus. 1792 als kgl. Kammermusikus angestellt, musste er 1796 einer Liebesgeschichte mit einer hochgestellten Dame wegen Berlin verlassen, ging nach Hamburg, lernte Rode und Viotti kennen, bildete sich nach ihnen, trat Konzertreisen an, kehrte nach dem Tode des Königs von Preussen (1797) nach Berlin zurück und erhielt seine frühere Stellung wieder. 1806–1811 in Petersburg, errichtete er nach seiner Rückkehr 1813 öffentliche Streichquartettaufführungen, wobei hauptsächlich fast unbekannte Werke Haydns, Mozarts und Beethovens aufgeführt wurden, 1816 fügte er diesen Konzerten noch Sinfonien und Ouvertüren hinzu. Wurde 1825 Musikdirektor, erster Konzertmeister und Leiter der Instrumentalklasse der kgl. Kapelle, 1842 feierte er sein fünfzigjähri- Dienstjubiläum und erhielt den Titel eines Kapellmeisters. Als Komponist soll er nichts Hervorragendes geleistet haben (nach Eitner). Sein Hauptverdienst war die Gründung der erwähnten Quartettsoireen, die also, wie Hoffmann erzählt, ihren Ursprung in den Konzerten bei dem Baron Bagge haben. — **als der Baron von B., der sich in den Jahren 1789 oder 1790 in Berlin aufhielt** Über den Baron von Bagge vgl. die „Vorbemerkungen". — **Der Konzertmeister Haak** Im ersten Druck lautet Hoffmanns Schreibung, offenbar richtiger: Haack. Nach Eitner nennt H. sich auf op. 5 „Charles Haake", und so schreibt Gerber in seinem ersten Tonkünstlerlexikon: Carl Haake, während er im „Neuen Lexikon der Tonkünstler" Carl Haack schreibt, so auch Eitner u. a. Der Violinist Karl Haack, ein Schüler Franz Bendas, wurde am 18. Februar 1751 in Potsdam geboren, wo er auch am 28. September 1819 starb. In die Kapelle des Prinzen von Preussen (Frdr. Wilh. II.) aufgenommen, wurde er 1796 Konzertmeister an der kgl. Kapelle und 1811 pensioniert (nach Eitner). Gerber sagt von ihm: „Nach dem Urtheile mehrerer dasiger [Berliner] Kenner ist er ein ganz vortrefflicher Geiger, dessen Intonation ganz rein ist, der sein Adagio einzig spielt, und dessen Vortrag überhaupt von Wahrheit und Ausdruck beseelt ist." Mehrere Kompositionen von ihm sind erhalten und gedruckt.

S. 286 **dem jüngern Duport** Jean-Louis Duport (1749–1819) war ein Bruder des Jean-Pierre D., von dem Eitner sagt, dass er eigent-

lich erst das Violoncell zum Soloinstrument erhoben, war anfangs Tänzer an der grossen Oper zu Paris wie sein Vater, wurde aber bald Violinist, darauf Violoncellist. Bereits mit zwanzig Jahren war er ein gesuchter Virtuose. 1789 ging er nach Berlin, wo auch sein Bruder lebte, und wurde als Kammermusiker angestellt. 1806 trat er in die Münchner Kapelle ein und kehrte nach der Restauration wieder nach Paris zurück. Reichardt urteilte über ihn (nach Gerbers Mitteilung): „An Fertigkeit und Präcision ist der jüngere eben so wenig zu übertreffen, als der ältere an grossem vollen Ton, Kraft und Bedeutung im Vortrage. Dieser bildete sich nach der ältern, solidern, und jener nach der neuern französischen Schule.“ — **mit Ritter** Es ist nicht sicher zu bestimmen, wen Hoffmann gemeint hat. 1788 kam der ausgezeichnete Fagottist Georg Wenzel Ritter (1748—1808) in die Kapelle König Friedrich Wilhelms II. von Preussen. Der Violinist und Violoncellist Peter Ritter (1763—1846) war nicht an der Berliner kgl. Kapelle, sondern an der Mannheimer Hofkapelle angestellt. Es erzählt aber Gerber, dass er sich ums Jahr 1785 in Berlin vor dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm II. habe hören lassen.

S. 288 **Karl Stamitz** Von Hoffmann auch in „Rat Krespel“ erwähnt. Lebte 1746—1801. Schüler seines Vaters, des Geigers Johann Stamitz. Zuerst in Mannheim, dann seit 1770 auf Reisen. Er tat sich neben der Violine auf der Viola hervor. Gerber schreibt in seinem Lexikon der Tonkünstler (1792): „Stamitz hat die Violine nebst der Komposition bey dem Herrn Kapellmeister Cannabich studiert und stand schon im Jahr 1767 als Kammermusikus bei der zweyten Violine in dasiger [der Mannheimer] Kapelle. Er gieng aber um das Jahr 1770 nach Paris, wählete daselbst auf Anrathen des Barons Bagge die Bratsche und Viol d'Amour zu seinen Conzert-Instrumenten [vgl. dazu Hoffmanns Worte: **nahm dafür Bratsche und Viol d'Amour zur Hand**], und erhielt sich daselbst viele Jahre nach einander theils durch sein ausdrucksvolles und meisterhaftes Spiel und theils durch seine gefälligen Kompositionen“ [die sich grosser Beliebtheit erfreuten; von ihrer grossen Anzahl ist nur ein Teil bei Eitner verzeichnet]. 1785 kam Stamitz nach Deutschland zurück. Gerber, der ihn persönlich kannte und sehr ausführlich über ihn berichtet (auch über seinen Hang zur Alchimie), sagt: „Mit welcher ausserordentlichen Kunst und Fertigkeit er nun auf der Bratsche conzertirt, mit welchen himmlisch-süssen Tönen und Gesängen er mit seiner Viol d'Amour die Ohren bezaubert und mit welchem Feuer, mit welcher Thätigkeit er als Anführer die Violine traktirt, davon sind seitdem Berlin, Dresden und mehrere Residenzen und grosse Städte Zeugen

gewesen." Stamitz hatte den Ehrgeiz, als freier Künstler leben zu wollen, und ging allen Aufforderungen, in eine Hofkapelle einzutreten, aus dem Wege. „Im Umgange ist er übrigens wegen seinem rechtschaffenen und edeln Karakter eben so sehr zu schätzen, als wegen seiner Kunst", urteilt Gerber. 1789—1790 dirigierte er in Kassel die Liebhaberkonzerte, ging dann nach Jena als Direktor der Studentenkonzerte und starb dort im Jahre 1801. — Bekanntlich hat ihn und seine Viola d'Amour Jean Paul im „Hesperus" verewigt. — Viol d'Amour Viole d'Amour, Liebesgeige, ein damals sehr beliebtes Bogeninstrument, das auch von Dilettanten in der Hausmusik verwandt wurde. Es ist grösser als die Bratsche, die Zargen sind höher, das Griffbrett breiter, der Steg dementsprechend grösser, der Boden des Korpus meist flach wie bei der Guitarre. Meist mit sechs, manchmal aber auch mit fünf oder sieben Darmsaiten bespannt. Neben den Darmsaiten hatte das Instrument anfangs noch ebensoviele Messing- oder Stahlsaiten, die unter dem Saitenhalter angehängt und mit den Darmsaiten im Einklange oder in der Oktave gestimmt waren und nur durch Resonanz den Klang verstärkten. Später wurden die mitklingenden Saiten wie auch bei anderen Gamben weggelassen (nach Mendel-Reissmann).

S. 289 einen echten Antonio Stradivari Antonio Stradivari aus Cremona (1644—1748), wohl der berühmteste und hervorragendste aller Geigenbauer. — ein wahrhafter Granuelo Einen Geigenbauer dieses Namens vermag ich nirgends zu finden. Gerber führt einen Mailänder Geigenmacher Graneiro vecchio (Giovanni) als Zeitgenossen Stradivaris an. Der Name soll eine Verstümmelung von Grancino sein. Dies ist der Name einer trefflichen italienischen Geigenbauerfamilie aus den Jahren 1615—1632. Vielleicht denkt Hoffmann an den ersten dieser Familie. Eine Verwechselung mit Guarnerius wird nicht vorliegen, möglicherweise ist der Name auch von ihm erfunden, sonst wäre er in Friedr. Niederheitmanns Schrift „Cremona. Eine Charakteristik der italienischen Geigenbauer und ihrer Instrumente" (Leipzig 1897) zu finden. — Tartini Giuseppe T. (1692—1770) kam 1710 nach Padua, um Jura zu studieren. Seine ersten Leistungen auf der Violine waren unbedeutend, erst als er in Venedig den Virtuosen Varacini hörte, zog er sich zu ernsten Studien zurück und entdeckte die Kombinationstöne, die er zur Erzielung reinerer Intonation praktisch verwertete. 1721 wurde er zum Soloviolinisten und Orchesterdirigenten an der Basilika S. Antonio zu Padua ernannt, wo er, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, bis zu seinem Tode blieb. 1728 gründete er eine Violinschule, aus der Nardini, Pasqualino u. a. hervorgingen. Zahlreiche Kompositionen verzeichnet Eitner, der nach Fétis bemerkt: „Tartini vereinte mit einer brillanten

Technik die künstlerische Vertiefung, sowohl in der Erfindung der Melodie als des Passagenwerkes." Gerber berichtet in seinem alten Tonkünstlerlexikon über ihn auf sieben Spalten, er rühmt ihn als Mensch (Uneigennützigkeit, Wohltätigkeit) wie als Künstler: „Die Italiäner nannten ihn [wegen seiner vielen würdigen Schüler] nur *il maestro delle nazioni* oder den Lehrmeister der Nationen. Und noch itzt leben in Frankreich, Deutschland, England und Italien viele berühmte Männer als Schüler von ihm, worunter Nardini der vorzüglichste ist . . . . . . Als Komponist gehörete er unter die Originalgenies, indem er beständig aus seiner eigenen Quelle schöpfte . . . . Als Violinspieler war er der erste, der die Kraft des Bogens kannte und lehrete, und seine Kenntniss des Griffbrettes beweisen die kunstvollen Passagen in seinen Werken und mehr als dies seine grossen Schüler, die er gebildet hat". (Gerber berichtet nach „Herrn Hillers vortrefflichem Aufsatze von Tartinis Leben in seinen Lebensbeschreibungen", der wieder diesen nach einer in Italien gedruckten Lebensbeschreibung des Tartini verfasst hat.) Vgl. auch Anm. zu S. 290. — **ein ganz wunderlicher Bogen — mit seiner übermäßigen Krümmung** Vgl. die folg. Anm.

S. 290 **solchen Bogen führte der große unsterbliche Tartini** „Sein Bogen war oben ungeheuer weit gebogen, gerade wie die Seifensiederdrähte, womit man die Seife schneidet", berichtet Gerber von Tartini in seinem „Neuen Lexikon der Tonkünstler". — **das Geheimnis jener markichten, tonvollen, das ganze Gemüt ergreifenden Strichart** Giuseppe Tartini hat sich in dem Werke „Arte dell' arco" (enthaltend fünfzig Variationen über eine Gavotte Corellis) über die Bogenführung ausgesprochen. Als ebenso wichtig für angehende Violinisten wurde hervorgehoben: „Lettera del defunto Giuseppe Tartini alla Signora Maddalena Lombardini, in serviente ad una importante lezione per i Suonatori di Violino". — **Nardini, jetzt ein siebzigjähriger Greis** Er war im Jahre 1790 achtundsechzig Jahre alt. — Pietro Nardini (1722—1793) genoss bis zum 24. Jahre den Unterricht Tartinis und liess sich dann zu Livorno in Kirche und Konzerten hören. 1763 brachte ihn Herzog Karl von Württemberg nach Deutschland, wo ihn auch Mozart hörte, der die „Schönheit, Reinigkeit und Gleichheit des Tones" rühmte: „im singbaren Geschmack sei er von niemand übertroffen". Um 1767 ging Nardini wieder nach Italien, vom Jahre 1770 ab war er als 1. Violinist an der Hofkapelle zu Florenz angestellt. Er starb 71 Jahre alt. Im ersten Lexikon der Tonkünstler sagt Gerber von ihm, dass er „nun schon seit 30 Jahren sowohl in Deutschland als in Italien als der erste und vornehmste Schüler des grossen Tartini bekannt" sei.

Und im Neuen Lexikon berichtet Gerber seinen Tod und nennt ihn den „letzten noch übrigen Schüler des Tartini“, den „einzigen noch grossen Violinisten in Italien“. Nardini war der Liebling Tartinis, im Jahre 1769 that er die letzte Reise zu seinem geliebten Lehrer und wartete ihn in seiner letzten schweren Krankheit mit grosser Zärtlichkeit.

S. 291 Corelli Vgl. in unserm Bd. I Anm. zu S. 43. Sehr ausführlich berichtet Gerber über ihn. Vgl. Lexikon der Tonkünstler I. Sp. 300—301; Neues Lexik. d. Tonk. I, Sp. 780—789. — Pugnani Gaetano P. (geb. 1728 zu Piemont, gest. 1798 zu Turin), Schüler von Somis und Tartini. Machte anfangs Konzertreisen nach Paris (1754), London (1768) und kam auch nach Deutschland. 1776 Generaldirektor der kgl. Kapelle in Turin. Gerber schreibt wohl irrtümlich in seinem Neuen Lex. d. T., dass er 1800 noch gelebt habe. Seine Kompositionen verzeichnet Eitner. — Appoggiamento Der bindende Vortrag, der die Töne ohne fühlbare Lücke verbindet.

S. 292 Geminiani — spielte er wie ein Nachtwandler — Lauter *tempo rubato* Francesco Geminiani (geb. ca. 1680 in Lucca, gest. 1762 in Dublin) war ein Schüler Scarlattis und Corellis; er ging 1714 nach England, wo er sich eine dauernde Existenz gründete, 1748 war er in Paris. Gerber erzählt von ihm in seinem Neuen Lex. d. T. sehr ausführlich (7½ Spalten) und nennt ihn einen der grössten Violinspieler der Zeit. Während er im ersten Lexikon 1680 als Geburtsdatum angibt, verbessert er im Neuen Lexikon in 1666: „denn er starb in einem Alter von etlichen und neunzig Jahren“. So sagt der Baron Bagge: Er zählte damals ein und neunzig Jahre. Gerber gibt folgende Charakteristik seines Spiels: „Sein Vortrag war aber zu einer Zeit so ungestüm, und zur andern wieder so schwankend und ungleich, dass er, statt das Orchester zu leiten und in Ordnung zu erhalten, es vielmehr in Verwirrung brachte, indem keiner der Mitspielenden im Stande war, ihm in seinem tempo rubato und oft unerwarteten Beschleunigen und Aufhalten des Zeitmasses zu folgen.“ — *tempo rubato* = „Geraubtes Zeitmaass, bezeichnet sowohl die Verzögerung oder Beschleunigung einzelner Stellen bei der Ausführung im Takt und Tempo als auch Abweichungen von der natürlichen Accentuirung und Phrasirung gewisser Partien . . . . Ein so vortreffliches Hülfsmittel des Vortrags das Tempo rubato . . . ist, mit desto grösserer Vorsicht ist es einzuführen, wenn es nicht zur Manie werden und abspannend wirken soll“ (Mendel-Reissmann). — Giardini — der erste Schwebler und Schnörkler — der ihn aus seinem Wahnsinn weckt durch eine tüchtige Ohrfeige, wie es denn Jomelli wirklich tat Felice Giar-

dini (geb. 1716 zu Turin, gest. 1796 in Moskau) begann seine Künstlerlaufbahn als Chorknabe am Dome zu Mailand unter Paladini, dessen Schüler er später wurde. In Turin widmete er sich unter Somis ganz dem Violinspiel, zwölf Jahre alt ging er nach Rom, dann nach Neapel, wo er im Orchester der Grossen Oper Aufnahme fand (vgl. die im Folgenden erzählte Anekdote). Als Violinvirtuose besuchte er 1748 Deutschland, 1751 kam er nach London und blieb bis zum Jahre 1783 in England tätig, dann sehen wir ihn wieder in Italien, bis er 1789 nochmals nach London ging, allerdings dort so wenig Glück hatte, dass er sich 1791 mit einer Sängertruppe nach Petersburg, dann nach Moskau wandte, wo er arm und elend starb (nach Eitner). Gerber nennt ihn in seinem alten Lexikon einen der grössten jetzt lebenden Violinisten. Im Jahre 1750 bezauberte er die Kenner in Berlin „durch seinen schönen und vollen Ton, durch das Feuer seiner Phantasie und durch seinen leichten und angenehmen Vortrag . . . Man schreibt seiner Schule in England auf der Violine, wo nicht die Erfindung, doch den häufigern Gebrauch der angenehmen Manier des Anschlages der Oktave oder Quinte während eines ausgehaltenen Tones zu“ (Gerber). In Gerbers neuem Tonkünstlerlexikon (II, 318) fand Hoffmann die Anekdote: „In Neapel erhielt er einen Platz im Opern-Orchester als Riepenist. Hier machte er sich nun zum angelegensten Geschäfte, alles, was ihm vorkam, zu variieren, und jeden Satz mit Manieren zu verbrämen. ‚Nichts desto weniger‘, erzählte er selbst, ‚erwarb ich mir durch diese Ungereimtheiten bey den Unwissenden ungemeine Hochachtung. Eines Abends aber, als eine Oper von Jomelli aufgeführet wurde, kam dieser ins Orchester und setzte sich — neben mich. Ich beschloss sogleich, den Maestro di Capella eine Probe von meiner Kunst und meinem Geschmacke hören zu lassen, und gab meinen Fingern und närrischen Einfällen, in dem nächsten Ritorneile zu einer pathetischen Arie, vollen Spielraum. Schon hatte ich eine Zeitlang sein beyfälliges Bravo erwartet, als er mir mit einer derben Ohrfeige lohnte. Nie habe ich in meinem Leben von einem grossen Meister eine bessere Lektion empfangen.‘ Unterdessen begegnete ihm Jomelli nach der Zeit bei jeder Gelegenheit sehr freundlich.“ — Nicolo Jomelli [Eitner schreibt: Nicola Jommelli] (1714—1774), ein sehr berühmter italienischer Komponist aus der neapolitanischen Schule, komponierte neben geistlichen Musikwerken eine stattliche Reihe mit vielem Beifall aufgenommener Opern. 1753—1769 war er Oberkapellmeister beim Herzog Karl von Württemberg in Stuttgart, wo er allein für das Theater nicht weniger als zwanzig Opern schrieb, deren Partituren 1802 bei dem Brande des Stuttgarter Theaters sämtlich zugrunde gingen. Vom

Jahre 1768 lebte er wieder in Italien und starb 1774 in seiner Vaterstadt Aversa. — Hoffmann nennt Giardini den ersten Schwebler und Schnörkler. Im ersten Druck der Brautwahl gebraucht er den Ausdruck „Nebeln und Schwebeln" (vgl. auf S. 305). Wir kennen den Ausdruck aus Hitzigs Hoffmann-Biographie, der den Dichter der „Prinzessin Brambilla" auf dem „Abwege des Nebelns und Schwebelns" zu finden meint. Wer diesen Ausdruck zuerst geprägt hat, weiss ich nicht, man begegnet ihm häufig in der damaligen Literatur. So fällt er in der Rezension von Hoffmanns Oper „Undine" im „Dramaturgischen Wochenblatt" vom 17. August 1816 (No. 7) [vgl. unsern Bd. IV, S. XL]; in Friedrich Launs dramatisiertem Fastnachtsmärchen „Die Reise in's Schlaraffenland" (Leipzig 1816) redet Saliskos Diener Hans vom „Schwebeln und Nebeln" der Gestalten in den „grossen Dramen" (S. 25. — Hoffmann erwähnt das Märchen, ohne den Titel zu nennen, am Schlusse seines Dresdener Briefes vom 17. November 1813 an Kunz, vgl. auch Launs „Memoiren" (Bunzlau 1837) Bd. II, S. 253). „Zweckloses Nebeln und Schwebeln" (vgl. Gubitzens „Gesellschafter", Jahrg. 1819, No. 125, S. 500). — Lolli — ein fataler Luftspringer, kann kein Adagio spielen Antonio Lolli (geb. um 1730 zu Bergamo, gest. 1802 zu Palermo, stand 1762 bis ca. 1773 als Konzertmeister in herzoglich württembergischen Diensten), ein berühmter Violinvirtuose, dabei „ein schöner aber flatterhafter Mann", wie ihn ein zeitgenössisches Blatt bezeichnete. Gerber erzählt von ihm im ersten Lexikon der Tonkünstler folgendes, und ist auch in diesem Falle wieder Hoffmanns Quelle: „Alle Stimmen vereinigen sich darinne, dass er es auf seinem Instrumente zu einem noch nie gesehenen Grade von Fertigkeit und Geschwindigkeit gebracht habe. Dass man sich nur sehr dunkele Vorstellungen von den Abwechselungen machen könne, welche auf der Geige zu leisten stehen, wenn man ihn nicht gehört hat. Man nennt ihn nur den musikalischen Luftspringer. Er erklettert Höhen auf seiner Geige, die vor ihm kein Virtuose erreicht hat. Auf der andern Seite ist er durch seine Launen, nach welchen er sich an kein Zeitmaass bindet, für ein Orchester völlig unbrauchbar. Den geübtesten Begleiter, den er doch nur allein zu seinen Solos nöthig hat, fällt es schon schwer genug, ihm nachzukommen Man soll auch noch nie ein regelmässiges Conzert von ihm gehört haben. — In England kam er in eine ausserordentliche Verlegenheit, als ihm der Prinz von Wallis ein Quartett von Haydn vorlegte. Als er nach mancherley Entschuldigungen wie gezwungen wurde, die Parthie zu übernehmen, so erstaunte man nicht wenig, als man sahe, dass er gar nicht fortkommen konnte. Zu einer andern Zeit wurde er gebeten, ein Adagio zu spielen.

Allein er schlug es rund ab, indem er lachend hinzusetzte: ‚Ich muss Ihnen sagen, dass ich aus Bergamo gebürtig bin. In Bergamo sind wir alle gebohrne Narren, und ich bin einer von den vornehmsten daraus' . . . Dies zusammengenommen berechtigt ihn mehr zu dem Titel eines Virtuosen auf der Violin, als auf den eines grossen Tonkünstlers." — Nardini Vgl. die Anm. zu S. 290. — Viotti – ein herrlicher Mensch voll Anlagen Giovanni Battista Viotti (geb. 1753 zu Fontanetto, gest. 1824 in London) gilt als Gründer der Schule des modernen Violinspiels und gehört zu den grössten Meistern auf der Geige. Ausgebildet von Pugnani trat er als Violinist in die königliche Kapelle zu Turin, ging 1780 mit Pugnani auf Konzertreisen durch Deutschland und Russland und kam 1782 nach London und Paris, wo er sich niederliess und eine italienische Oper errichtete, welche die Revolution vernichtete. 1791 wieder in London, dann unterwegs, 1802 in Paris, wo er sich 1819 endgültig ansiedelte und die Direktion der dortigen italienischen Oper übernahm. 1822 unternahm er grössere Reisen und starb in London. Zahlreiche Kompositionen von ihm verzeichnet Eitner. Gerber sagt von ihm in seinem ersten Lexikon, dass er in London und Paris für den ersten Virtuosen der Welt gehalten würde. — Kreuzer Rudolph Kreutzer [so die richtige Schreibung] (deutscher Abstammung; geb. 1766 zu Versailles, gest. 1831 in Genf) trat schon mit dreizehn Jahren als Virtuose auf. Anfangs war der Vater, dann Stamitz sein Lehrer. 1782 an der kgl. Kapelle, 1796 auf Konzertreisen, 1801 Soloviolinist an der Grossen Oper, wurde er 1817 zum 1. Kapellmeister ernannt. Seine Kompositionen verzeichnet Eitner. Er war einer der ersten Virtuosen der Zeit in der Manier des Viotti. Nur Rode konnte als Rivale gelten (s. u.). „Eben der starke Ton und eben der lange Bogenstrich charakterisiren auch sein Allegro, wobei er die schwierigsten Passagen deutlich und ausserordentlich rein vorträgt. Im Adagio zeigt er sich womöglich noch mehr als Meister seines Instruments" (Gerber im Neuen Lexikon der Tonkünstler). Beethoven widmete ihm die Sonate op. 47, die sogenannte Kreutzer-Sonate.

S. 293 Giarnovichi = Giovanni Mane Giornovicchi (er änderte stets seinen Namen, in Deutschland und Frankreich schrieb man Jarnowich oder Jarnowick; geb. um 1745 zu Palermo, gest. 1804 in Petersburg), ein sehr berühmter Violinvirtuose, Schüler Lollis; Eitner bezeichnet ihn als ein geborenes Genie für die Geige. G. kam 1770 nach Paris, wo er im Concert spirituel auftrat, 1779 nach Frankfurt am Main, dann nach Berlin, wo er in den Dienst des Kronprinzen Friedrich Wilhelms II. trat, doch konnte er sich mit Duport, dem Lieblinge des Königs, nicht vertragen und verliess 1783 die Stadt, um sich auf Konzertreisen zu be-

geben. Sein Hauptaufenthaltsort war Paris. Gerber nennt ihn in seinem ersten Lexikon den grössten „jetzt lebenden“ Geiger und rühmt den herrlichen Silberton seines Instruments. Im Neuen Lexikon sagt er allerdings, dass Kenner versichern, er stehe gegenwärtig noch auf dem nämlichen Punkt seiner Vollkommenheit wie vor zwanzig Jahren, die in seinem angenehmen reinen Vortrage bestände. Viele Feinde machte sich der Virtuose durch sein streitsüchtiges, arrogantes Auftreten. — **Rhode** Pierre Rode [so die richtige Schreibung; bereits erwähnt Bd. I, S. 43; vgl. die Anm. zu dieser Seite], geb. 1774 zu Bordeaux, gest. 1830 im Schlosse de Bourbon, kam 1788 nach Paris, wo er vor dem berühmten Hornisten Punto (vgl. in unserm Bd. II, Anm. zu S. 100) spielte, der von ihm überaus entzückt war. Doch erhielt er noch von Viotti Anleitung und trat erst 1790 wieder öffentlich auf. Im Jahre 1794 ging er auf Konzertreisen, kam 1800 nach Paris zurück und wurde unter dem ersten Konsul Soloviolinist. 1804 in Petersburg, 1808 wieder in Paris u. s. w. 1814 liess er sich in Berlin nieder und verheiratete sich dort, dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück (Kompositionen bei Eitner). Gerber sagt: „Man hält ihn allgemein für den besten Schüler Viottis, in Paris für den vollendetsten Violinspieler Europas. Nur Kreutzer durfte mit ihm verglichen werden, aber Rode nur mit sich selbst.“ — **ob denn der Baron wirklich die größten Violinisten der Zeit ausgebildet** Vgl. die „Vorbemerkungen“.

S. 294 **der Durand, der will sich öffentlich hören lassen** Auguste-Frédéric Durand (der eigentliche Name war Duranowski), geb. gegen 1770 zu Warschau, lebte noch 1834) ging 1787 nach Paris und wurde Schüler Viottis und begab sich dann auf Reisen. 1790 war er als erster Violinist an der Brüsseler Oper angestellt, befand sich aber meistens auf Konzertreisen, bis er sich in Strassburg niederliess (nach Eitner). Gerber nennt ihn einen „jungen, aber ausserordentlich starken Violinisten“. — **ein uraltes Instrument von Antonio Amati** Aus der italienischen Geigenbauerfamilie, berühmt durch ihre unübertroffenen Instrumente. Antonio (1550—1635), der Sohn des Andreas, setzte mit seinem Bruder Geronimo das Geschäft des Vaters fort und erhob es zu einem Weltrufe. Die Stradivari-Geigen werden heute ihres stärkeren volleren Tones wegen von Konzertgeigern den Amati-Geigen vorgezogen. — **nach Tartinis Art den Bogen halten** Vgl. Anm. zu S. 290.

S. 295 **die Brille auf der Nase** Vgl. unsern Bd. IV, S. 275, Anm. zu S. 5, und in vorliegendem Band S. 17.

S. 298 **wiewohl schreibefauler Vinzenz** Koreffs Schreibfaulheit

ist auch sonst belegt. Vgl. Varnhagen von Ense, Biographische Portraits, Leipzig 1871, in seinem Aufsatze „Koreff“, S. 29 f., wo Koreff einem Bekannten einen Empfehlungsbrief zu schreiben anbietet, der aber nie geschrieben wurde, „trotz aller Mahnungen und Bitten auf der einen Seite und der heiligsten neuen Zusagen auf der andern“. — **wie in Fouqués Undine der Spukgeist Kühleborn durch das Fenster in die Fischerhütte luckt** Vgl. Undine, eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Zweite Auflage. Berlin, bei Julius Eduard Hitzig 1814. S. 69 (am Ende des 6. Kapitels).

D. Die Beigaben.

Vor dem Titel bringen wir ein Selbstporträt Hoffmanns, das von ihm mit allerlei scherzhaften physiognomischen Anmerkungen versehen ist. Wir reproduzieren es nach einer Radierung J. B. Sonderlands in der 3. Aufl. der Hitzigschen Biographie „E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlass“ (Stuttgart 1839). Das Original ist leider nicht aufzufinden Es befand sich, wie aus dem betreffenden Erklärungsblatte, das der Radierung beigeheftet ist, hervorgeht, im Besitze des Dichters Immermann. — Im 3. Teile von Karl Immermanns „Memorabilien“ (Hamburg 1843) wird ein Besuch des Dichters bei Kunz in Bamberg erzählt. „Wir schwatzten“, schreibt Immermann S. 60 f., „den ganzen Tag über von Litteralien und Theater. Die Epigonen waren ihnen ein Gegenstand des Verlangens, ich versprach ihnen daher ein Exemplar, wogegen ich von Kunz Handschriften von Jean Paul, Wetzel und Hoffmann empfing, von letzterem auch eine interessante Handzeichnung, sein eigenes Gesicht, mit humoristischer Marginalbezeichnung der darin erfindlichen Vorkommenheiten. — Noch mehrere Handzeichnungen, grösstentheils Darstellungen aus dem Bamberger Leben, sind mir versprochen worden.“ — Immermanns Nachlass befindet sich jetzt auf dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar. Auf eine Anfrage wurde mir freundlichst mitgeteilt, dass sich Hoffmannsche Zeichnungen nicht darin befänden.

Vor Seite XVII findet sich ein Porträt des Berliner Holzschneiders und Dichters Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870) nach einer in meinem Besitz befindlichen Radierung.

Der Seite 40 gegenüber stellen wir das Kupfer aus dem „Berlinischen Taschenkalender auf 1820“, das dem Erstdruck der „Brautwahl“ beigegeben wurde (gezeichnet von Wolf [wahrscheinlich Ulrich Ludwig Friedrich Wolf in Berlin, Mitglied der Kgl. Akademie,

1772—1832. vgl. Nagler, Künstlerlex. XXII, 54], gestochen von F. Meyer). Da wir die Hosemannsche Zeichnung an die entsprechende Textstelle gesetzt haben, mussten wir das Blatt um eine Seite später bringen.

Vor Seite 45 steht ein Porträt Leonhard Thurneyssers, das nach einem Holzschnitt hergestellt wurde, der sich in einem Werke Thurneyssers findet: ἑυποραδηλωσις. Das ist ein gnügsame vberflussige vnd ausfierliche erklerunge, oder erleuterunge, vnd verstandt der *Archidoxen*, Leonhart Thurneissers zum Thurn, Anno 1570 zu Munster in Westphalen, vnd jetz Anno 1775. zu Berlin wider auffs neiw gesprechs vnd Reimen weis aussgangen. Darin mancherley Dieffsinniger Explicationes, vnd eröffnungen vieler streittiger sachen, von Göttern, Englen, Teuffeln, Menschen, Tieren, Caracteren, Siglen, Zaubreyen, Gespensten, Kreutteren, Metallen, Mineren, vnd Gesteinen eröffnet [u. s. w.]. Gemeinen Vatterlandt zu gut erfunden, Vnd beschrieben, Durch Leonhardt Thurneisser zum Thurn, von Basel Churfürstlichen Brandenburgischen bestalten leibs Medico. Gedruckt zu Berlin im Grawen Closter Anno 1575. — Das Bild ist in Originalgrösse wiedergegeben, nur wurde die ganze ornamentale Umrahmung des Folioblattes fortgelassen.

Vor Seite 103, also an entsprechender Stelle, bringen wir das zweite Kupfer (von Meyer nach einer Wolfschen Zeichnung) aus dem „Berlinischen Taschenkalender".

Vor Seite 161 befindet sich ein Porträt Contessas, des Serapionsbruders Sylvester, hergestellt nach einer in meinem Besitz befindlichen Lithographie. Es scheint fast eine Spiegelkopie des Stiches von Bolt nach Krüger zu sein, der „C. W. Contessa's Schriften, herausgegeben von E. v. Houwald" (Leipzig 1826) beigegeben ist. Eine Wiedergabe dieses Stiches bringen wir in Bd. V (der Serapionsbrüder Erster) unserer Ausgabe.

Der Seite 168 gegenüber bringen wir das Porträt des Fräulein von Scudéry nach einem zeitgenössischen Kupferstiche. — Offenbar zu einem anderen Bilde hatte die Scudéry folgendes hübsche Epigramm gemacht:

> Nanteuil, en faisant mon image,
> A de son art divin signalé le pouvoir.
> Je hais mes traits dans mon miroir;
> Je les aime dans son ouvrage.

Vor Seite 233 findet sich die Reproduktion des Kupferstichs (gezeichnet von J. H. Ramberg, gestochen von W. Jury), der dem Erstdruck der Erzählung in Schützes „Taschenbuch für das Jahr 1820, der Liebe und Freundschaft gewidmet" beigefügt wurde.

Zu Seite 39 und 228, also an den passenden Stellen, geben wir, nach alter Gewohnheit, Hosemanns Federzeichnungen aus der Reimerschen Ausgabe von 1844—1845.

E. Abkürzungen.

Briefw., S. Müller, H. v.

Eitner, Robert, Biographisch-Bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten. Leipzig 1900—1904.

Gaedicke, Johann Christian, Lexicon von Berlin und der umliegenden Gegend u. s. w. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Berlin 1806 bey den Gebrüdern Gaedicke. Scharrenstrasse No. 4. XX und 662 S., 8⁰.

Genlis, St. F. de, Die Herzogin von Lavalliere von Frau von Genlis, aus dem Französischen übersezt von Frau H. von Hastfer. Frankfurt a. M. bey Friedrich Wilmans. 1804. Mit Titelkupfer. 492 S., 8⁰.

Genlis, St. F. de, Geschichte der Frau von Maintenon. Nach dem Französischen der Frau von Genlis von K. L. M. Müller. Leipzig, 1807. bei J. C. Hinrichs. Mit Titelkupfer. 2 Bände. 248 u. 235 S., 8⁰.

Gerber, Ernst Ludwig, Historisch-Biographisches Lexicon der Tonkünstler. 2 Theile. Leipzig 1790—1792.

Gerber, Ernst Ludwig, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler. 4 Theile. Leipzig 1812—1814.

Kluge, Carl Alex. Ferd., Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus, als Heilmittel. Berlin 1811.

[König, A. B.] Versuch einer Historischen Schilderung . . . der Residenzstadt Berlin. (Vgl. Anm. zu S. 34, Anfang.)

Mendel-Reissmann, Musikalisches Conversations-Lexikon. Leipzig o. J. [1890—1891].

Meyer, F. J. L., Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs. 2 Bände. Tübingen 1802. (2. Aufl. 1803.)

Müller, H. v., E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. 2 Bände. Berlin 1912.

Paris wie es war und wie es ist. Ein Versuch über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen. Nebst einer umständlichen Nachricht von den bedeutendsten National-Anstalten für Wissenschaften und Künste wie auch von den öffentlichen Gebäuden. In einer Reihe von Briefen eines reisenden Engländers. Aus d. Engl. übersetzt u. mit Erläuterungen u. einer Einl. versehen [von E. A. W.

v. Zimmermann oder H. W. E. Henke]. 3 Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1805–1806.

Pitaval-Richer, Gayot von Pitaval, Sonderbare und merkwürdige Rechtsfälle, umgearbeitet und vermehrt, von Herrn Richer, Parlamentsadvocat zu Paris, deutsch herausgegeben von Carl Wilhelm Franz, Regierungsadvocat zu Gera. 4 Theile. Jena, im Verlag der Cunoischen Buchhandlung. 1782—1792.

Riedel, Riedel's Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Geschichtsquellen für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Fortgesetzt auf Veranstaltung des Vereines für Geschichte der Mark Brandenburg. Des vierten Haupttheiles oder der Urkunden-Sammlung für die Orts- und spezielle Landesgeschichte erster Band. Berlin. G. Reimer, 1862.

Rumpf, J. D. F., Berlin und Potsdam, eine vollständige Darstellung der merkwürdigsten Gegenstände. 1. Bändchen. Berlin 1804, bey Oehmigke jun. XVI u. 554 S., 8°.

Schulz, Friedrich, Ueber Paris und die Pariser. Berlin, 1791. bei Friedrich Vieweg dem älteren.

[Voltaire] Le Siecle de Louis XIV. Nouvelle edition. Revue par l'auteur et considerablement augmentée. 2 vols. Dresde 1753. Chez George Conrad Walther.

[Voltaire] Le Siecle de Louis XIV, Publié par M. de Francheville. Nouvelle édition, considérablement augmentée. 3 vols. Amsterdam, aux dépens de la Compagnie. 1765.

Voltaire, Siecle de Louis XIV. 2 vols. = Oeuvres Completes de Voltaire. tom. XX—XXI. De l'Imprimerie de la Société littéraire-typographique. 1785.

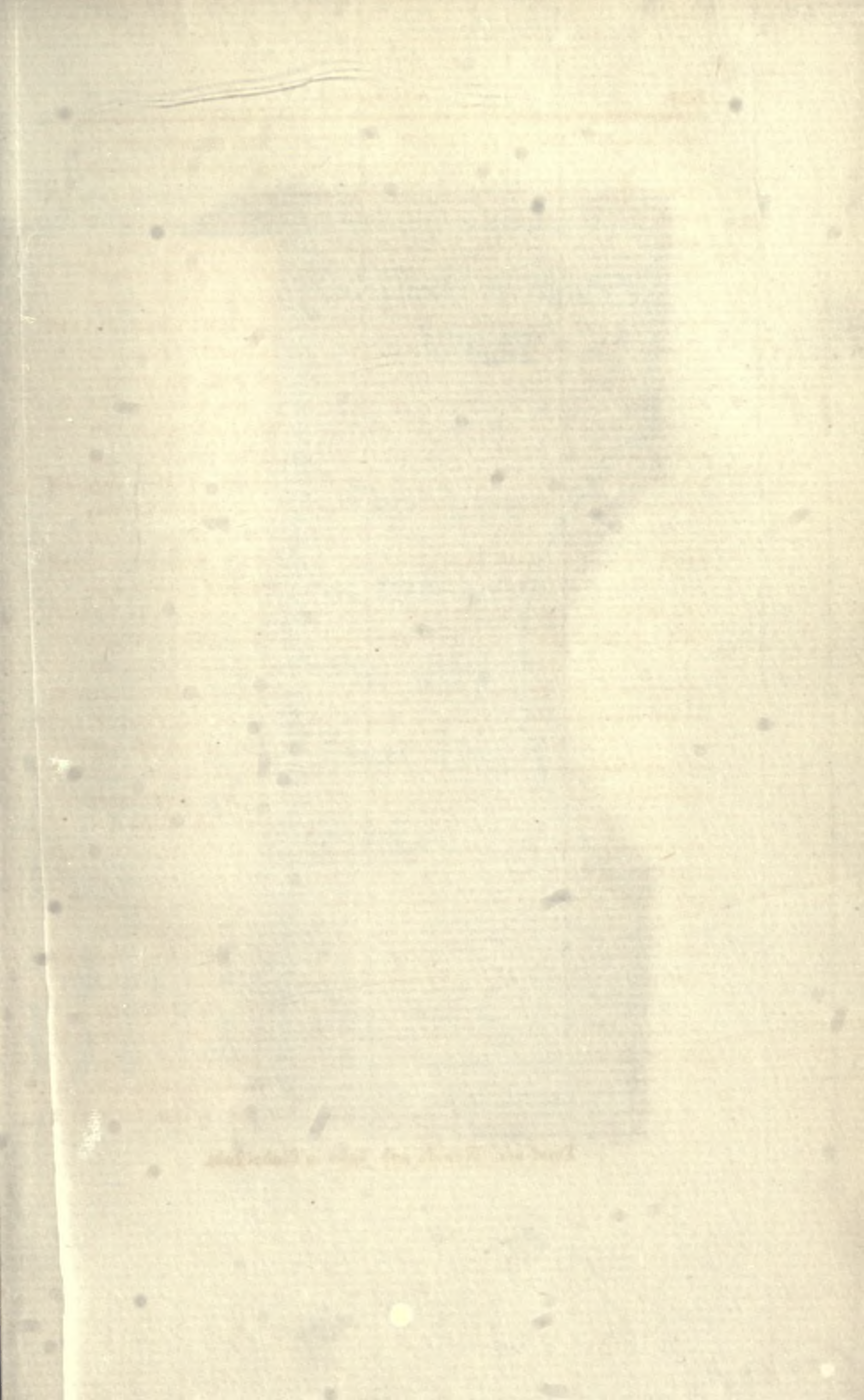
Voltaire, Die Zeiten Ludewigs des XIV. Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt. Neue viel vermehrte Auflage. 2 Theile. Dresden 1778. In der Waltherischen Hofbuchhandlung [vgl. Vorbemerkungen S. XXXVII f.].

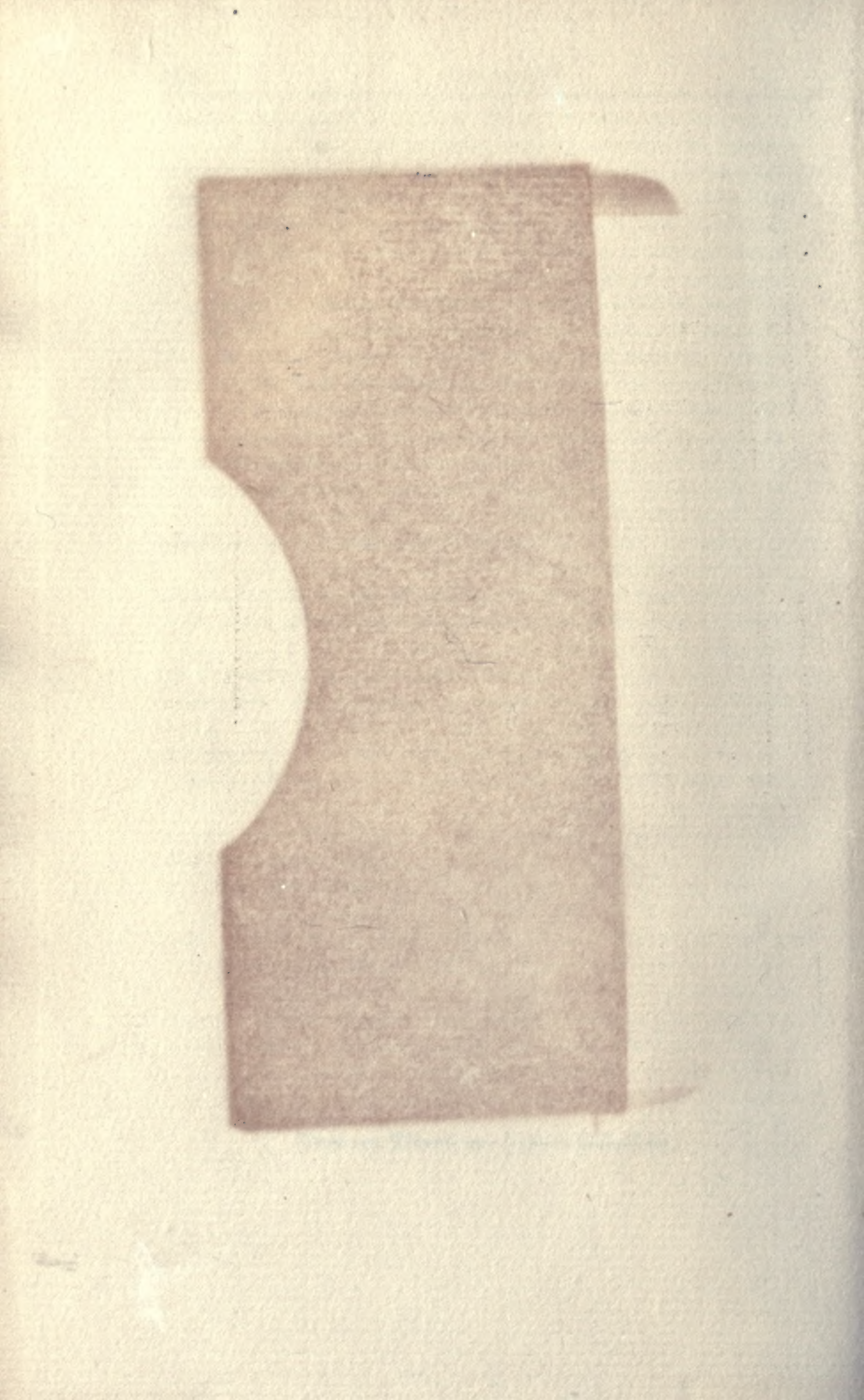
Voltaire, Das Zeitalter Ludwigs XIV. Deutsch von Robert Habs. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. [= Universal-Bibliothek No. 2271—2278].

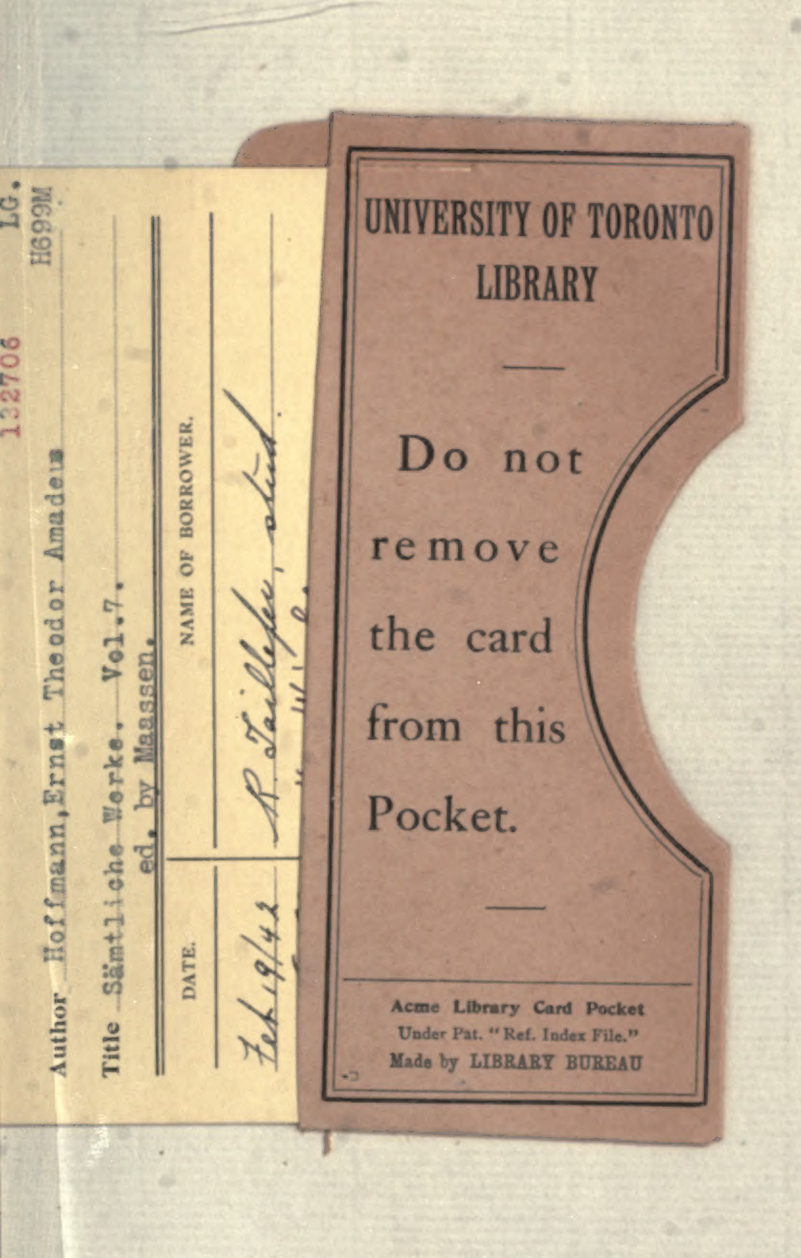
Wegweiser für Fremde und Einheimische durch die Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin 1793. Bey Friedrich Nicolai, Buchhändler, in der Brüderstrasse.

Zander. Vgl. S. 314 unten, in Anm. zu S. 9.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
132706
LG.
H699M
Author Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus
Title Sämtliche Werke. Vol.7.
ed. by Maassen.
DATE.
NAME OF BORROWER.

